Kursbuch 65

Der große Bruch – Revolte 81

Benny Härlin, Von Haus zu Haus – Berliner Bewegungsstudien / *Uwe Wesel*, Der friedliche und der unfriedliche Bruch des Friedens / *Gerrit Bussink, Tineke Jansen*, Bericht aus Kraakstadt / *Alfred Messerli, Marco Morgenthaler*, »Als Spitzel bist du autonomer« / *Paul Parin*, Brief aus Grönland / *Matthias Horx*, Alte Utopie und neue Wut / *Rainer B. Jogschies*, Zwei Täter / *Wolfgang Spindler*, Bist du dabei in Brokdorf? / *John Hannah*, Vielleicht liegt's nur an Langeweile / *Mona Winter*, Künstliche Anwesenheiten / *Carl Ludwig Reichert*, Aber der Sound war gut / *Jörg Bopp*, Trauer-Power / *Rainer Stephan*, Jugend überhaupt / *Tilman Spengler*, Der Bauch als Avantgarde

Kursbuch/Rotbuch Verlag 8 Mark

65

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

65 Der große Bruch – Revolte 81 Oktober 1981

Benny Härlin, Von Haus zu Haus – Berliner Bewegungsstudien 1
Uwe Wesel, Der friedliche und der unfriedliche Bruch des Friedens 29
Gerrit Bussink / Tineke Jansen, Bericht aus Kraakstadt 51
Alfred Messerli / Marco Morgenthaler, »Als Spitzel bist du autonomer« Zürich, Frühjahr 81 63
Paul Parin, Brief aus Grönland 75
Matthias Horx, Alte Utopie und neue Wut. Frankfurter Szenen 91
Rainer B. Jogschies, Zwei Täter 107
Wolfgang Spindler, Bist du dabei in Brokdorf? 117
John Hannah, Vielleicht liegt's nur an Langeweile 125
Mona Winter, Künstliche Anwesenheiten 131
Carl Ludwig Reichert, Aber der Sound war gut 141
Jörg Bopp, Trauer-Power. Zur Jugendrevolte 1981 151
Rainer Stephan, Jugend überhaupt . . . 171
Tilman Spengler, Der Bauch als Avantgarde – über den aufrechten Niedergang der Theorie 179

81-776
Goethe Institut e.V. Bibliothek
Kur
ausgeschieden am: .....

Das Kursbuch erscheint viermal im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 6, im Einzelverkauf DM 8. Anschrift der Redaktion: Kursbuch/Rotbuch Verlag, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30, Telefon 261 11 96. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler. © 1981 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.
Beilagen: Beltz Verlag, Rotbuch Verlag, Syndikat Verlag

Benny Härlin
Von Haus zu Haus – Berliner Bewegungsstudien

24. März 1981

»Aufstehen, das Fraenkelufer wird geräumt!« Es ist 7 Uhr morgens, die ganze Besetzerbande des Hauses Potsdamer Straße 130 ist in Aufruhr. Um halb 8 sind wir am Fraenkelufer in Kreuzberg. Ungefrühstückt, mit verklebten Augen sehen wir uns den Polizeiketten gegenüber, die die Gegend rund um die drei besetzten Häuser weiträumig abgesperrt haben. Ohnmächtig, wütend, hilflos umschleichen fröstelnd 500 über Telefonkette Alarmierte den Ort des Geschehens, versuchen, wenigstens einen Blick zu erhaschen auf das, was sich direkt vor den Häusern abspielt. Wir stehen in kleinen Gruppen, reden gedämpft über die »Scheiße, die da abgeht« und »die Bullenschweine – diesmal sogar mit Hunden«, begrüßen Bekannte. Es ist aussichtslos, sich im Moment auch nur auf ein Scharmützel mit ihnen einzulassen.

Am nächsten Morgen steht in den Zeitungen, was passierte: 850 Polizisten, Räumtrupps, Panzerwagen, Wasserwerfer, Sondereinsatz-Kommandos (SEK) waren vor den drei besetzten Häusern am Fraenkelufer 46-50 aufgefahren. 26 Besetzer wurden widerstandslos aus den Häusern geschleift, nachdem eine auf einen Caterpillar montierte Ramme die Türen eingedrückt hatte. Das ganze war als staatsanwaltliche Durchsuchung deklariert. Die Besetzer hätten Steine auf vorbeifahrende Polizeifahrzeuge geworfen, Baumaterial gestohlen und eine kriminelle Vereinigung (§ 129) gebildet. Als dann »zufällig« Beauftragte und Bauarbeiter der Hauseigentümerin (GSW, städtischer Sanierungsträger) auftauchten, übergab der Staatsanwalt ihnen die Schlüssel. Die Habseligkeiten der Besetzer transportierte die Polizei »zu ihrem Schutze« ab. Als der Großteil der Besetzer nach erkennungsdienstlicher Behandlung von der Polizei wieder entlassen worden war, hatten die Bautrupps bereits die Fenster ausgehängt, die Räume vollends unbewohnbar gemacht, Eingänge und Fenster vermauert. Ein Besetzer blieb in Haft. Die Ermittlungsverfahren gegen alle 26 laufen noch. Vielen Besetzern wurde an diesem Tag deutlich vor Augen geführt: »Wir können jedes Haus räumen, wenn wir wollen.«

»Um fünf am Görlitzer Bahnhof« heißt die Parole am Kotti, dem Kottbusser Tor, wo wir uns langsam sammeln, um dann in die U-Bahn zu steigen und die Kunde nach Hause zu tragen. Beim Frühstück diskutieren wir über die

Räumung und Aktionen am Abend. Ein paar kommen vom Schöneberger Besetzerrat. Sie wollen das Kreisbüro der Zehlendorfer SPD besetzen. Ich fahre mit, als Lokalreporter der *Tageszeitung*.
Die beiden Mittvierziger im SPD-Büro sind überfordert. Eine ältere Dame von der Arbeiterwohlfahrt hatte sich gleich in ihrem Büro eingesperrt, als die »Chaoten« kamen. Die hatten in der Eile das Transparent verwechselt: »Solidarität mit den Hungerstreikenden« steht nun auf dem Laken, das sie zum Fenster raushängen. »Ist ja auch nicht falsch«, meint einer, den ich noch aus Soziologie-Seminaren kenne. Der Bürovorsteher telefoniert hektisch mit der Zentrale. Was die Besetzer denn überhaupt wollten, will man dort wissen. Die 30 sind sich nicht so sicher. »Protestieren gegen die Räumung« natürlich, aber jetzt konkret? Nach kurzer Diskussion einigen sie sich darauf, mit einem »verantwortlichen Politiker« sprechen und eine Pressekonferenz abhalten zu wollen. Eine kurze Erklärung wird an dpa durchtelefoniert. Im Sitzungsraum wird die Ahnengalerie sozialdemokratischer Bürgermeister blau und rot besprüht. Auch Heinrich Albertz bleibt nicht verschont. Man raucht HB, die der Bürovorsteher als Zeichen seiner Dialogbereitschaft verteilt, und liest nochmals die eigene Erklärung durch, die er freundlicherweise kopiert hat.
»Die Bullen kommen!« Vor der Tür steht der wenige Wochen zuvor wegen des Garski-Skandals geschaßte Ex-Senator Riebschläger mit etwa 200 Polizisten im Kampfanzug. Nach seinem Rücktritt ist er in den Vorstand der landeseigenen Wohnungsbaukreditanstalt zurückgekehrt, wo er jetzt noch mehr verdient als im Rathaus. Wütend zerknüllt er das Transparent. Wenn die Besetzer nicht in zehn Minuten verschwunden seien, werde geräumt und festgenommen. »Ohne deine Zigarre glauben wir dir gar nix!« rufen die Besetzer aus dem Fenster. Doch die Stimmung ist nicht nach Heldentod. Tücher und Plastiktüten werden vor's Gesicht gebunden, und singend zieht der Trupp von dannen. »Geht doch zurück nach Westdeutschland, wo ihr herkommt!« ruft ihnen ein aufgebrachter Sozialdemokrat hinterher.
Im Rathaus Kreuzberg das gleiche Bild. Zwanzig Freaks und Punks im großen Sitzungssaal. Sie fordern: »Hier und jetzt eine ganze Abendschausendung der Besetzer für die Bevölkerung.« Etwa 300 Polizisten haben das Haus umstellt. Der Bürgermeister Schulz ist nervös und zu keinerlei Diskussion bereit: »Drei Minuten, meine Herren, sonst lasse ich räumen!« Der Abschnittleiter Schulze, der den Polizeieinsatz leitet, nimmt den Fall gelassener: »Seid doch vernünftig, Jungs. Euren Spaß habt ihr gehabt, nun geht mal wieder nach Hause!« Er kennt viele der Besetzer bereits von anderen Zusammentreffen. Vor dem Rathaus werden die Abziehenden von der Presse empfangen. Sie stellen sich vor der Kamera in Pose und verlesen eine Protesterklärung. »Das gibts doch nicht, das gibts doch gar nicht«,

zischt einer der Polizisten, der unfreiwillig als Kulisse für den Auftritt dient, und schlägt wütend den Knüppel in die Hand.
Auch in Tiergarten und Neukölln werden die Rathäuser von »alternativen Durchsuchungen« heimgesucht.
Gegen 17 Uhr sammeln sich zwei- bis dreitausend am Görlitzer Bahnhof. Ein bunter Haufe: manche ganz in schwarz, mit Helm und Lederjacke, Tuch vor dem Gesicht, daneben eine Frau mit einem Baby auf dem Arm, bunt geschminkte Gesichter. Transparente sind keine zu sehen. Wir haken uns unter, laufen dicht gedrängt, links und rechts von Polizeiketten eingezwängt. »Eins, zwei, drei, laßt die Leute frei!« und »Bullen verpißt euch, keiner vermißt euch!« Neue phantasievolle Parolen kommen heute nicht auf. Die Stimmung ist aggressiv. Eine Musik-Kombo spielt: »Ge-ge-ge gegen Spekulanten, ge-ge-ge gegen die Banken . . .« Auch bei den Polizisten löst die Musik ein wenig die Spannung; sie lächeln halb spöttisch, halb erleichtert. Zwischendurch rennt der Demonstrationszug immer wieder ein Stück: »Hopp, hopp, hopp!« rufen wir den Polizisten zu, die mitrennen müssen. Aus den besetzten Häusern am Rande der Strecke dröhnt laute Musik von Ton Steine Scherben. Aber nicht nur aus besetzten Häusern winken uns Leute zu. In der Gneisenaustraße, nach einer guten Stunde Marsch, gibt es die ersten Rempeleien, die Blicke werden entschlossener. Es ist dunkel geworden.
Plötzlich bricht ein Polizist zusammen, er blutet. Wie es dazu kam, wurde nie geklärt. Die Polizeiversion lautet, ein Demonstrant habe unvermittelt mit einem Besenstiel auf den Behelmten eingeschlagen. Die wahrscheinlichere Version ist, daß der Polizist beim Rennen schlicht einen Baum übersehen hatte, an dem er dann niedersank. Wie auch immer, es war der Funke im Pulverfaß. Die Polizei geht zum Angriff über, prügelt wild mit ihren langen Holzknüppeln auf die dicht gedrängten Demonstranten ein. Panik bricht aus. Steine fliegen. Verletzte liegen am Boden, oft umringt von einer Gruppe Polizisten, die auf die am Boden Liegenden einschlagen. Die Leute flüchten in Hauseingänge und Hinterhöfe, Tränengasschwaden wehen die Straße herunter. Eine von Gästen und Flüchtenden völlig überfüllte Kneipe wird gestürmt, einzelne werden weggeschleppt. In Hofeinfahrten werden Verletzte, meist mit blutenden Köpfen, notdürftig verarztet und getröstet.
Sirenen und Blaulicht verbreiten eine nervöse Hektik, durch ein Megafon heißt es immer wieder: »Bitte räumen Sie die Straße!« Aber keiner weiß wohin, überall knüppelnde Polizeihorden. In kleinen Gruppen schlagen sie auf einzelne ein. Wenn sie auf die Demonstranten zustürmen, trommeln sie mit ihren Knüppeln auf die Plexiglas-Schilde.
Nach einer halben Stunde ist der Spuk vorbei. Die Kontrahenten lecken ihre Wunden. Derartige Angriffe auf geschlossene Demonstrantengruppen sind selten. Beide Seiten fürchten sie wegen der hohen Verluste.

In der Nacht haben die Besetzer die Auseinandersetzung in der Hand. Kleine Gruppen an verschiedenen Kreuzungen der Gneisenaustraße blockieren immer wieder den Verkehr, indem sie sich einfach auf die Straße stellen. Es bilden sich lange, hupende Autoschlangen, bis zehn Polizeiwannen auf der Kreuzung auftauchen. Wenn die Polizisten aus den Fahrzeugen springen, rennen die Demonstranten davon. Die nachstürmenden Polizisten müssen immer wieder vor Pflastersteinen in Deckung gehen. Kaum haben sie die Kreuzung freigemacht und sich wieder zurückgezogen, beginnt das Spielchen von neuem. Vielleicht zwanzigmal an diesem lauen Abend.

Die Stimmung auf der Straße ist bestens. Fast wie eine Stehparty, ich treffe Krethi und Plethi: die Leute aus meinem Haus, Kollegen von anderen Zeitungen und vom SFB. Letzterem wirft später ein Bulle mit voller Wucht einen Stein in die Eier. Eine 70-Jährige beschimpft die vorbeihastenden Polizisten: »Geht nach Hause, ihr Senatskosaken!« Die Besucher einer Pizzeria an der Ecke registrieren aufmerksam die Treffer auf beiden Seiten. Ihre Favoriten sind an diesem Abend die Besetzer. Mittendurch fährt ein bärtiger Mittdreißiger mit einem Schild auf dem Autodach: »Wer Gewalt lehrt, wird Gewalt ernten – die Grünen: gewaltfrei, sozial, ökologisch.« Alle lachen über den »Spinner«. Ein Sympathisant aus dem Süden versteht die Welt nicht mehr: man hatte ihn in seinem Lodenmantel für einen »Zivi« gehalten. Drei 14-Jährige sitzen auf dem Mittelstreifen, vielleicht zehn Meter von den soeben aufgefahrenen Einsatzwagen entfernt, zünden sich einen Joint an, ihre Augen glänzen: »Geile action heut abend, wa«, ich darf auch mal ziehen. Dann klopfen die Bullen wieder auf ihre Schilde, die drei flitzen davon. Ein Polizist schliddert bäuchlings auf mich zu. Er hat den Randstein übersehen und schaut mich verzweifelt an. Er ist vielleicht neunzehn, er tut mir leid.

Ein junges Mädchen hat mittlerweile schon wieder die Autos gestoppt, Türkenkinder springen lachend um einen Besoffenen herum, der auf die Autos zutorkelt. Ein Punk mit Irokesenschnitt geht nach Hause: »Langsam wird's langweilig«, erklärt er mir in reinstem Sächsisch.

Gegen halb eins lohnt es sich nicht mehr: kaum noch Autos. Die Szene verlagert sich langsam in die anliegenden Kneipen. Wir trinken noch ein Bier in der »Osteria«. Die Spontikneipe ist brechend voll. Jeder erzählt einen Schwank vom Abend. Johann hat eins auf den Kopf bekommen, den Presseausweis haben ihm die Polizisten einfach aus der Hand geschlagen. Als sich sein Begleiter, den sie ebenfalls in die Mangel nahmen, als Pressereferent der Polizei ausweist, steht die Kohorte stramm. Wir lachen, nehmen abwechselnd Benedict in den Arm, den es heute gleich zweimal erwischt hat. Das *TAZ*-Interview mit Innensenator Dahrendorf am nächsten Morgen werden wir absagen – zur »Strafe« für das, was er sich heute geleistet hat.

»Jetzt reichts«, meint ein schmächtiges Mädchen neben mir, »jetzt gibts einfach nur noch Putz!«
Günter von den »Drei Tornados« hat einen neuen Spruch erfunden:
»After action – satisfaction!«

Bei den Auseinandersetzungen an diesem Tag wurden etwa 150 Demonstranten und Passanten verletzt. Am häufigsten waren Kopfplatzwunden, Gehirnerschütterungen, Schürfungen und Prellungen, aber auch Arm- und Kieferbrüche. Auch die Polizei meldete 56 Verletzte, von denen jedoch nur drei ambulant behandelt werden mußten. Von den 19 Festgenommenen in dieser Nacht blieben fünf in Haft.
In sämtlichen Stadtteilen gingen in der Nacht Scheiben von Banken, Kaufhäusern und anderen Geschäften zu Bruch.

Unser Haus

Nach allem, was ich gehört habe, war unsere Besetzung noch eine der geplanteren. Diese Planung bestand im wesentlichen darin, das Haus »auszuchecken«: vom Besitzer über den Stand der Planung bis hin zu Einstiegsmöglichkeiten.
Wir trafen uns in wechselnder Zusammensetzung dreimal zwecks Kennenlernen und Vorbereitung. Einige sprangen wieder ab, andere brachten Freunde mit. Jeder von uns dachte sich wohl mindestens einmal, daß das ganze doch nur ein netter Traum bleiben würde. Wer nun wirklich einziehen oder wer sich lieber auf den Status des »Unterstützers« zurückziehen würde, war zum Zeitpunkt der Besetzung ebenso unklar wie unsere Vorstellung davon, was mit dem Haus auf Dauer passieren sollte.
Aber dann sind wir eines Morgens um halb sieben einfach reingegangen. Organisiert war das allernötigste Werkzeug, Taschenlampen, Öfen samt Rohren, Flugblätter, ein großes Frühstück, Transparente und zwei Schlösser zum Auswechseln.
Wenn ein neues Schloß in der Tür ist und die Transparante aus den Fenstern flattern, gilt das Haus als besetzt. Das ist wichtig. Denn die Polizei hat Anweisung, Neubesetzungen möglichst zu verhindern, von besetzten Häusern dagegen die Finger zu lassen.
Es ist kalt und dunkel. Wir sind aufgeregt: Werden die Bullen uns gleich wieder rausschmeißen? Mit Taschenlampen leuchten wir in leere Zimmer, Gerümpel liegt herum. Wir fangen an, die am besten erhaltene Wohnung auszuräumen. Um 11 Uhr soll eine Pressekonferenz abgehalten werden.
Die Leute auf der Straße gehen zur Arbeit. Wir feiern die Besetzung mit Mohrenköpfen und Sekt, die wir ihnen zu den Flugblättern anbieten. »Schon

wieder eens?« Es ist bereits das fünfzigste besetzte Haus. »Na, uff eene Art habta ja recht, wa. Prost denn!« Auf regelrechte Ablehnung stoßen wir selten. »Bloß keene Steine, Jungs, denn find ick det ooch in Ordnung.« – »Ich hab ja schon fast drauf gewartet«, sagt ein Mann aus der Nachbarschaft, »is'n schönet Häuschen, wa.« Die Flugblätter sind innerhalb von zwei Stunden weg, der Sekt noch schneller. Wir laden Öfen und Baumaterialien ab. Auf der Pressekonferenz ist von der schamlosen Spekulation, von Wohnungsnot und Verantwortungslosigkeit die Rede. Die Journalisten müssen das schon bald auswendig können mit den 80 000 Wohnungssuchenden und 10 000 leerstehenden Wohnungen. Sie suchen nach etwas Besonderem. Wie wär's denn mit dem einen Transparent – »Hausbesetzen ist geil!« steht drauf. Was soll'n det?
Irgendwann kommen dann auch die Bullen, genauer gesagt, zwei KOB's, Kontaktbereichsbeamte. Ob das Haus besetzt ist? Dumme Frage, sieht man doch. Naja, und reinkommen dürfen sie wohl sowieso nicht? Genau. Alles klar. Auf dem Revier werden wir jetzt in die entsprechende Liste eingetragen. Ein paar Tage lang müssen zwei Zivile in ihrem VW-Golf so tun, als stünden sie rein zufällig vor unserem Haus, um sich ein Bild von den Besetzern zu machen.

Ein Haus ist ein Haus. Mehr als 100 Jahre lang haben darin Menschen gewohnt. Sie haben geliebt, gehaßt, Angst gehabt, haben sich nicht riechen können oder darin miteinander geschlafen, sind darin geboren und gestorben. Es hat gelebt. Doch als wir das Haus besetzten, war es tot. Bauarbeiter hatten die alten Kachelöfen zerschlagen, das Treppengeländer demontiert, sämtliche Wasser- und Strom-Installationen herausgerissen, durch die zerbrochenen Scheiben kam der Regen. Die Türbeschläge und die alten Kacheln sind bei irgendeinem Trödler gelandet. Es sieht wüst aus.
Auf den Briefkästen stehen noch ein paar Namen, die uns nichts sagen. Aus alten Zeitungen läßt sich der Auszug der letzten Mieter vor anderthalb Jahren rekonstruieren. Unter Tapeten klebt, als Makulatur, der *Völkische Beobachter*. Auf dem Dachboden finde ich ein Drehbuch aus dem Jahre 1952. Im ersten Stock war ein Bordell. Die Wohnung ist in lauter kleine rote Boxen unterteilt. Ein langer Spiegel, der dort vergessen wurde, dient uns als erster Tisch.
Ein triumphierendes aber auch beklemmendes Gefühl, das erste Mal durch die langen hallenden Zimmerfluchten zu wandern: Du bist ein Eindringling, ein Fremder in dieser toten Welt. Später haben wir mehr über die Geschichte herausgebracht. Ein Nachbar erzählte von den Leuten, die hier wohnten, von der alten Frau, die allein mit ihrem Hund in der riesigen Wohnung hauste, von der Mulattin aus der »Pension Mallorca«, die auf dem Hinterhof tanzte, wenn kein Freier da war. Gebaut wurde das Haus in den Gründerjahren.

Auch damals schon war es ein Spekulationsobjekt. Eine feine Gegend entstand hier zu der Zeit, am Rande des Regierungsviertels. Offiziere und hohe Beamte zogen ein. Später wurde es ein Offiziers-Kasino mit Séparées. Der General von Bülow, nach dem die nächste Querstraße benannt ist, scheint hier herumgehurt zu haben, in seinem »Rittersaal«. Dann zogen Ärzte ein. Die Juden unter ihnen verschwanden irgendwann. Daran kann sich die Blumenfrau von gegenüber noch erinnern. »War dann voll mit lauter hohen Nazi-Tieren hier«, erzählt sie. »Wenn die Bullen kommen«, sagt sie mal in einem pathetischen Moment, »nehmt ihr meinen Blumenwagen. Der ist eh nüscht mehr wert und ich auch nicht. Denn hat er wenigstens noch mal 'nen guten Zweck gehabt.«

Zuerst haben wir uns regelrecht verlaufen in dem riesigen Bau. Nur in einer Wohnung hatten wir neue Öfen angeschlossen. Das war die Pfadfinderzeit, nur mit Kerzen, Wasser in Kanistern vom Nachbarn, zu zehnt in unseren Schlafsäcken in einem Raum. Schutt raustragen, vergebliche Suche nach Wasser- und Stromanschlüssen. Das wichtigste war, die Bude halbwegs warm zu kriegen. Die »Kochmaschine«, ein eingebauter Holzherd, funktionierte noch in einer Küche. Stück für Stück lagerte sich dort allerhand Hausrat ab. In den anderen Zimmern alte Teppiche, schiefe Sessel, ein Tischchen. Überall liegen Taschenlampen und Kerzen herum. Die ersten Expeditionen in andere Stockwerke werden unternommen. Irgendwann haben wir alle Zimmer durchnummeriert.

Eine andere Form, das Haus in Besitz zu nehmen, sind die Sprüche an den Wänden. Welch luxuriöser Umgang mit den eigenen vier Wänden: im Wohnzimmer ist der Termin des nächsten Plenums mit roter Lackfarbe an die Wand gesprüht.

Erst nach Wochen werden die Zimmer regelrecht renoviert. In der Baugrube vor dem Haus hat sich bereits ein beachtlicher Schuttberg angehäuft. Ein Gewirr von Verlängerungsschnüren zieht sich durch den bewohnten Teil des Hauses. Vom mittlerweile ebenfalls besetzten Nebenhaus kommt Strom, später auch Wasser. Vor dem Haus bilden sich Tümpel aus Schmutzwasser: wir müssen eine neue Abwasserleitung legen.

Jede neue Errungenschaft wird gefeiert. Der Gipfelpunkt an Luxus und Bequemlichkeit: nach sechs Wochen ist ein Bad eingerichtet. Ein Hauch von Alltag zieht ein. Erste gemütliche Ecken entstehen in der Nähe der Öfen. Ein kleines Regal, ein Kerzenständer, das erste Bettzeug statt des Schlafsacks deuten die Ausbreitung von Intimsphäre an. Die Zahl der bewohnbaren Zimmer reicht mittlerweile auch aus, um sich für eine Nacht zu zweit zurückzuziehen.

Wieviel Zoll muß die Wasserleitung haben, wieviel Quadrat die Steigeleitung für den Strom? Woher kommt die Feuchtigkeit in dem Zimmer im zweiten Stock? Wie muß das Mischungsverhältnis von Sand, Zement und Kalk zum

Verputzen sein und wie zum Mauern? Welchen Zug braucht der Ofen im obersten und welchen der im untersten Stock? *Der Heizungstechniker* aus dem Jahre 1929 und andere technische Handbücher machen die Runde. Besonders gute Dienste leistet *Die neue Bauwirtschaft* aus dem Jahre 1946. Der Standard der Wiederaufbauzeit kommt uns entgegen. Für bestimmte Arbeiten gibt es Spezialisten unter uns. Aber die Regel ist »learning by doing«, und es wird reichlich Lehrgeld bezahlt. Wir diskutieren stundenlang über unterschiedliche Kachelofen-Modelle und träumen von einem Sonnenkollektor auf dem Dach. Aber zuerst muß es mal geflickt werden. Die Regenrinne wird ausgebessert, Fensterscheiben ersetzen die provisorischen Plastikplanen, mit denen der Wind in der Nacht eigentümliche Geräusche machte.

Der Briefträger bringt uns mittlerweile jeden Morgen die *TAZ*, der Kohlenhändler hat uns in die Liste seiner Kunden aufgenommen. Eines Tages kommt der Chef von der chemischen Reinigung gegenüber mit einem großen Plastiksack. Die erste Wäsche sei umsonst, erklärt er, und: »Sauber muß man immer sein.« Mit einem alten Sofa und zwei selbstgebackenen Torten bewaffnet erscheinen eines Nachmittags fünf Omas von dem Altersheim nebenan: »Auf gute Nachbarschaft!« Sie sind ganz überwältigt von ihrem eigenen Mut, wir auch. Irgendwann steht auf der Mauer, die uns vom benachbarten Super-Markt trennt, eine Kiste mit leicht angeschlagenem Gemüse. Mittlerweile spielen wir manchmal gegen die Bolle-Auswahl Fußball.

Auch der Herr von der »Neuen Heimat«, die mit unserem Haus ohnehin nichts rechtes anzufangen weiß, taucht eines Tages auf. Er ist ganz happy, daß er mal reinkommen darf: »Meistens reden die erst gar nicht mit mir«, sagt er traurig. Ansonsten weiß er nicht viel zu sagen: »Das ist ja alles hohe Politik jetzt, da müssen wir abwarten, was rauskommt.«

Mittlerweile ist es Sommer geworden. Im Garten sprießt das Gras (nein, nicht der Rasen). Jeder hat sein eigenes Zimmer, und wir haben auch schon die ersten WG-Diskussionen und Auszüge hinter uns. Den Transvestiten, die an unserem Zaun die Freier locken, haben wir ein kleines Häuschen gebaut, sogar mit Abfalleimer für die Tempotaschentücher. Einer von ihnen legte uns zum Dank dafür auf der Jubiläumsfeier zur halbjährigen Besetzung einen Striptease auf die Bühne, mit dem er sonst ausgehungerte Türken in einem Nachtlokal zwei Straßen weiter aufgeilt. Die radikale Fraktion, die den »Transis« eine Wohnung im Parterre anbieten wollte, konnte sich nicht durchsetzen. Statt dessen ist dort kürzlich eine Baby-Gruppe eingezogen.

Die Fixer, die an der nächsten Ecke ihre Scene haben, wissen mittlerweile Bescheid: kein Druck in unserem Garten. Und auch mit der Kinderbande aus dem Neubau nebenan haben wir uns arrangiert. Sie hatten uns eines

Nachmittags alle Fensterscheiben eingeworfen und aus dem Schutt und unseren Fahrrädern eine Barrikade gebaut. »Det macht ihr doch auch!« kreischten sie. Aber hinterher haben sie sogar geholfen aufzuräumen.
Abends, wenn wir von der Arbeit kommen, sitzen wir im Garten. Aus einem Fenster kommt Musik. Die Kinder krabbeln in der Buddelkiste, und die Katzen dürfen da nicht reinscheißen. Zum Abendessen gibts Spaghetti, weil die Haushaltskasse wieder einmal leer ist.
Manchmal finde ist es schon fast zu idyllisch. Und morgen früh um fünf stehen vielleicht zwanzig »Wannen« vor der Tür: »Achtung, Achtung, hier spricht die Polizei . . .«

Meine Nachbarn

»Polizei, SA-SS! Polizei, SA-SS!« brüllt vor dem Fenster ein Mädchen aus vollem Hals. »Ihr Schweine!« Wir stürzen ans Fenster. Im Hof des ebenfalls besetzten Nebenhauses üben zwei Mädchen und ein Junge: mit lautem Kriegsgebrüll werfen sie Steine gegen die Hofwand. Nach einer Weile gehen sie ruhig nach vorn, lesen die Steine wieder zusammen, tragen sie zurück, stellen sich in Ausgangsposition, und der Wutausbruch wird von neuem inszeniert: »Polizei, SA-SS!« Putz springt von der Hauswand. »Ihr Schweine!« Es schallt über den ganzen Hinterhof.
Heute morgen sind sie festgenommen worden und mußten sechs Stunden in einer Zelle zubringen. Polizisten hatten sie »abgegriffen«, als sie zu spät bei einer »dezentralen Aktion« anläßlich der Räumung eines Hauses auftauchten.
Das Haus nebenan wird wohl demnächst geräumt werden. Die »Neue Heimat« will auf das Vorderhaus drei Stockwerke im sozialen Wohnungsbau draufsetzen. Sie hatte den »sehr geehrten Nutzern« mehrere Briefe geschrieben, in denen sie sie zur »freiwilligen Herausgabe des Vorderhauses« aufforderte. Falls sie Wohnungen bräuchten, sei die »Neue Heimat« gern bereit, sie anderweitig unterzubringen. Sie könnten sich auch zunächst in den Seitenflügel und das Hinterhaus zurückziehen und, falls daran Interesse bestehe, an dem Baugerüst des Vorderhauses ihre Transparente anbringen lassen. Die Besetzer schrieben zurück, mit Klopapier seien sie ausreichend versorgt, sie dächten nicht daran zu weichen. Die »Neue Heimat« will auch den Seitenflügel und das Hinterhaus, in das sie die Besetzer verwiesen hatte, modernisieren. Aber erst in einem halben bis dreiviertel Jahr. »Bis dahin können die gern bleiben«, erklärt mir der Sanierungsbeauftragte.
Die zwanzig Besetzer, die den Block mit etwa 80 Zimmern bewohnen, sind buntgemischt. Neben Studenten und Schülern arbeitslose Jugendliche, Punks, ein Maharishi-Anhänger und ein Bankkaufmann. Die Fluktuation im

Haus ist groß. Nur noch drei von den ursprünglichen Besetzern leben dort. Im Vorderhaus wohnte ursprünglich eine Gruppe von Obdachlosen, »Berbern«, wie sie sich selbst nennen, die mit Unterstützung einer Beratungsstelle und entsprechender Öffentlichkeit dort eingezogen waren. Ihr Widerstand gegen Verhandlungen mit der »Neuen Heimat« war nicht so groß. Sie hingen stärker an dem Dach überm Kopf; ihre Buden hatten sie sich zum Teil piekfein hergerichtet. Die Mehrheit im Haus lehnt jedoch Verhandlungen oder freiwilligen Abzug aus dem Vorderhaus kategorisch ab. Eine Chance, das Haus zu halten, wenn die Bullen kommen, sehen sie nicht. Man wird's erleben.
»Wenn wir jetzt geräumt werden«, sagt mir einer, der gerade auszieht, »haben wir wenigstens echt mal die Sau rausgelassen.« »Nach uns die Sintflut!« steht neben einem Wanddurchbruch.

Null Bock auf diesen Staat!

»Hau ab Staat!« steht an mancher Hauswand in Kreuzberg. Knapp und präzise. Eine Erweiterung von »Hau ab KOB!«. Denn der Staat, das sind zuerst mal die Bullen. Erweitert sind es alle, die einen nicht in Ruhe lassen: das Arbeitsamt, die Sozial-Typen, die Politiker, der Mann von der Sanierungsstelle, Chefs, Lehrer, die Leute, die dich komisch ankucken, das Fernsehen, der BVG-Kontrolletti, die Versicherung, manchmal sogar die Eltern.
Der Staat ist überall. Der Staat ist das, was ist, und daß es so bleibt. Der Staat sind AKWs, Schmidt-Schnauze, Raketen und Krieg, das Gelaber der Politiker, die dich vollquatschen, wendig, immer irgendeinen Spruch mehr drauf. Und dabei wollen sie nur ihre Posten behalten, wollen dich unter Kontrolle haben – ihre glatte, perfekte Macht.
Der Staat ist Deutschland: eng, verbiestert, spießig, arbeitswütig und immer alles in Ordnung. Ihre Ordnung. Die Ordnung, in der du nie was zu sagen hast, die Straßenverkehrsordnung, die freiheitlich demokratische Grundordnung.
Der Staat ist der Knast. Der große und der kleine. Wenn du lebst, wie du willst, kommst du früher oder später in den Knast: »Landesfriedensbruch oder so ähnlich« heißt das, kriminelle Vereinigung, Hausfriedensbruch, Nötigung, Körperverletzung, Sachbeschädigung, Stromdiebstahl, Inanspruchnahme öffentlichen Straßenlandes ohne Sondergenehmigung. »Achtung, Achtung, hier spricht die Polizei. Bitte verlassen Sie den Platz, dies ist die erste Aufforderung!« Der Staat sind die Sirenen und Blaulichter in der Nacht.
Der Staat ist Mitte 40, glatt rasiert, vollkommen verständnislos, barsch und korrekt. Im Kampfanzug, morgens um sieben, steht er plötzlich in deinem

Haus. Sie führen dich ab, fotografieren dich, geben deinen Namen über »Monopol« an die Zentrale, durchsuchen das Haus und machen fiese Sprüche, wie schmutzig es hier ist.
Der Staat ist praktisch immer der Stärkere. Sie planen und machen, ohne daß du durchblickst, ziehen ihr Ding durch, völlig stur. Was sie wollen, ist undeutlich, fern, fremd. Sie sind auf jeden Fall auf einem üblen Trip: die Schweine!
Sie lassen unsere Genossen im Knast krepieren, haben Integrations- und Befriedungspläne, um uns hinterher aufs Kreuz zu legen; entweder mit List oder mit Gewalt.
Der Staat ist ein Zivi, der dich bespitzelt. Er sieht fast genauso aus wie du, und plötzlich zieht er die Knarre und seine Hundemarke und nimmt dich fest.
Der Staat funktioniert. Wie eine Maschine, ein Apparat, ein Computer. Hinter den glatten Glas- und Betonfassaden, mit Diplomatenköfferchen oder Funkgerät: du bist registriert.
Der Staat sind die Scheiß-Spielregeln.
Der Staat ist allgegenwärtig, übermächtig. Aber man kann ihn ärgern: wie den Lehrer. Er hat zwar die Macht, aber gerade deshalb ist er angreifbar. Wenn wir ihm ein Schnippchen schlagen, ihn verarschen, lächerlich machen, uns ihm verweigern.
»Ihr habt die Macht, doch wir haben die Nacht!« steht am Eingang einer besetzten Kneipe.

Im »Esso«

Eine Punk-Nacht zum Tag der Deutschen Einheit kündigt ein Plakat an Bretterzäunen und in allen einschlägigen Kneipen an. Die Namen von zehn Gruppen sind auf ein Bild vom Brandenburger Tor geklebt, vor dem ein Mann am 17. Juni 1953 einen Stein wirft. An der Seite sind zwei moderne West-Polizisten einmontiert, die die Szene mit Video-Kameras filmen.
Vor dem vergitterten Eingang des ehemaligen Kinos am Heinrichplatz in Kreuzberg SO 36 hängt eine Traube von 13- bis 20-jährigen Punks, die sich das Eintrittsgeld zusammenschnorren. »Haste mal 'ne Mark, ey? Können auch zwei sein!« Sie betteln nicht mit triefendem Blick, sie fordern.
Das »Esso« gehört sicherlich zu den häßlichsten Konzerträumen Berlins. Ein kahler, etwa 20 Meter langer Raum wird auf der einen Seite von der Bühne, auf der anderen von einem Tresen begrenzt, über dessen ganze Breite Bier- und Coladosen, Stückpreis 2,50, aufgereiht sind. Der Laden gehört einer Gruppe linker Türken, die hier Tanz- und Liederabende veranstalten, auf türkisch heißt er »Merhaba«. Zwei pfiffige Typen um die 23, die selbst in verschiedenen Punk-Gruppen spielen, mieten ihn etwa einmal die Woche für

Punk- oder New Wave-Konzerte. Sie träumen davon, »mal richtig groß einzusteigen«.
Heute Nacht haben sie gute Chancen. Das Fernsehen ist da und will von der langen Nacht einen 15-minütigen Zusammenschnitt bringen. Keine Frage, daß die zehn Nachwuchsgruppen für die Aussicht, ins TV zu kommen, umsonst spielen. Jede Gruppe hat eine halbe Stunde – wenn sie durchhält.
Die Musiker unterscheiden sich nicht vom Publikum: kaum einer über 25, die meisten unter 20. Ihre Formationen heißen »Ichs«, »Gelb«, »System«, »Rubber Beasts and the Baby Bouncers«, »Soilent green«, »Tanks of Danzig«, »Tobender Luftkampf«, »P 2/E«, »Automatic Artists«, »Neue Deutsche Übelkeit«. Ihre Namen sind bestenfalls einer kleinen Gemeinde von Eingeweihten bekannt. Viele von ihnen haben erst zwei oder drei gemeinsame Proben hinter sich.
Vor der Bühne wird es langsam eng. Die Szene trägt Sonntags-Kluft: abgetragene Lederkutten, mit Nieten beschlagen, auf den Rücken sind die Namen bekannterer Gruppen wie »DAF«, »Abwärts«, »Einstürzende Neubauten« gesprüht, oder auch einfach Sprüche, meistens in der eckigen Runenschrift, die die Punks wie manch anderes Accessoir sich aus der Kult-Kiste der Nazis geliehen haben. Die Sicherheitsnadeln sind aus der Mode gekommen. Dafür stehen Ketten hoch im Kurs, als Gürtel, um Knöchel und Handgelenke oder, ganz pikant, mit Zahlenschloß um den Hals. Die Hosen sind entweder aus Leder oder kaputt, möglichst eng, viele Mädchen tragen Strumpfhosen. Die Haare, soweit nicht abrasiert, sind bunt: violett, orange, giftgrün, lila, gestreift. »Crazy colors« ist der Markenname der auswaschbaren Knall-Töner. Wer den Rasierapparat auf dem Kopf oder den wilden Haarverschnitt scheut, hat sich mit Bier, Zuckerwasser oder Nivea senkrecht abstehende Strähnen toupiert. Mit schlichten langen Haaren oder gar Bart fällt man heute Abend jedenfalls auf. Abgefahren sind auch Plastik-Sachen, z. B. ein Minirock aus einer blauen Abfalltüte, Klamotten aus den 50er Jahren, Glitter, Buttons, Orden. Viele Gesichter sind geschminkt: halb blau, halb grün, grauschwarz, ganz weiß, ein Besetzer-Zeichen auf der Backe oder zwei unendlich schwarze Augenhöhlen. Einer der Stars des Abends ist ein Mädchen, das auf seinen Schultern eine weiße Ratte herumträgt, die unablässig und nervös schnüffelnd von einem Ohr zum andern hastet und dabei träge mit dem nackten rosa Schwanz schlägt. Wenn das Mädchen die Zunge herausstreckt, stellt sich die Ratte mit den Vorderpfoten darauf und schleckt sie ab.
Die Typen machen größtenteils auf harten Mann. Herbe Blicke, cool, »Ich steh auf meiner Häßlichkeit!« oder »Nur der Ekel ist ehrlich!« scheinen manche auszudrücken. Die Gesichter mancher 13-Jähriger sehen beklemmend erwachsen aus.

Die erste Gruppe hat plötzlich zu spielen angefangen. »Fick, fick, fick, fick, fick fick fick mit Emma Peel!« schreit ein pickelgesichtiger Oberschüler ins Mikrofon, vielleicht zwanzigmal hintereinander. Er hat einen zerschlissenen Wintermantel an, darunter eine Strumpfhose. Seine Füße stecken in zusammengebundenen Plastiktüten, und hinter seinen Absteh-Ohren wachsen zwei Antennen hervor. Das Schlagzeuggehämmere im Stakkato und die elektrische Gitarre schieben eine auf- und abschwellende ohrenbetäubende Tonwelle vor sich her, aus der einzelne Akkorde oder Läufe nicht mehr herauszuhören sind. Aber die Musik fetzt nicht richtig, es kommt kein Rhythmus zustande. Der Sänger kuckt starr ins Publikum, die Hände in den Manteltaschen vergraben. Schon beim zweiten Lied fliegen die ersten leeren Bierbüchsen auf die Bühne. Die Kids im Saal haben kein Erbarmen mit den Kids on stage. Nach dem vierten Lied müssen sich die »Ichs« geschlagen geben. Unter dem Hagel der Büchsen ziehen sie sich zurück. Aus der Traum. Hinter der Bühne lachen sie wieder: War wohl nix, naja.

Erst die dritte Gruppe bringt Stimmung. Das heißt, es gelingt ihr, das Publikum in Bewegung zu bringen und die Büchsen auf ein Minimum zu reduzieren. Im Saal wird es heiß, die Leute stehen dicht an dicht. Trotzdem schaffen es einige zu tanzen – Pogo, d. h. stampfen, schütteln, mit den Armen um sich schlagen, taumeln. Die Tänzer werden von ihren Nebenleuten hin- und hergestoßen, lachend, brutal.

Der Rhythmus ist alles bei der Musik. Auch die Gitarren, selbst die Stimmen, sind Rhythmusinstrumente. Der Text ist fast nie zu verstehen, höchstens einzelne Fetzen, einzelne Sätze oder Worte, die immerzu wiederholt werden. Die Power machen der maschinelle Takt, das Stampfen, die wilden Wirbel und die irre Lautstärke. Manche Gruppen benutzen statt eines Schlagzeugs eine elektronische Rhythmusmaschine.

Direkt neben dem Lautsprecher auf der Bühne sitzt ein Typ mit flammend rotem, 20 cm hohem Irokesenschopf. Völlig unbewegt starrt er in's Publikum, als zelebriere er eine Mutprobe. Er wird zwei Tage lang nicht mehr richtig hören. In der zweiten Reihe steht ein Bärtiger in Latzhose, völlig in Trance, ballt die Fäuste, die Arme weit von sich gestreckt, fixiert mit charismatischem Blick den Sänger der »Tanks of Danzig«. »Rotfront, Genossen!« brüllt er. »Halt's Maul, du Kommunistensau!« kreischt das Mädchen mit der Ratte.

Die Gruppen kommen und gehen. Der Saal wird immer ungnädiger. Der Erfolg einer Gruppe mißt sich nicht am Applaus, der so gut wie gar nicht gespendet wird, sondern an den Bierdosen: je weniger fliegen, desto besser die Gruppe.

»P 2/E« hat sich schon darauf eingestellt. Mit einem Synthesizer produzieren sie arhythmisches Quietschen und Knattern. Ein hübscher Knabe in Kniebundhosen tanzt formvollendetes Ballett dazu. »Wollt ihr nicht endlich

tanzen!« brüllt er zwischendurch das Publikum an. Das will natürlich nicht. Diesmal kommt die Gruppe ihm zuvor. Sie beschmeißt es mit Unmengen von Negerküssen. Die anfliegenden Bierdosen werfen sie ebenfalls zurück. Gut fünf Minuten tobt der Dosen-Kampf. Der »Gorilla«, der die Leute von der Bühne schmeißt, watet lachend durch die Dosen.
Um 3 Uhr morgens ist die Schlacht geschlagen. Die letzte Gruppe spielt nur noch vor einem verlorenen Häufchen von zwanzig Unentwegten. Jemand macht das Neonlicht an. Blasse Gesichter, müde, zerschlagen. »Naja«, sagt ein vielleicht 12-jähriger Irokese neben mir, »war wohl nix«, spuckt aus, wirft die halbvolle Bierdose noch auf die Bühne und geht nach Hause.

ABC

Theorielos, sprachlos, ziellos! Schublade auf, Schublade zu, Affe tot. Eine »Neue Jugendbewegung« wird zum Objekt irritierter Betrachtung, wohlmeinender Analyse und linker Projektion. Sie nimmt nicht selbst teil am Diskurs derer, die noch vor kurzem über eine entpolitisierte und angepaßte Jugend lamentierten, und verweigert sich dem Dialog mit denen, die sich Sorgen um Staatsverdrossenheit und Leistungsverweigerung, vor allem aber diesen »irrationalen Hang zur Gewalt« machen. Etwas bewegt sich, wird zur Bewegung erklärt und damit doch nicht faßlicher. Wer gehört dazu? Wo ist die gemeinsame Zielsetzung? Wenn es die nicht gibt, was macht dann die Gemeinsamkeit aus? Was wollen die denn überhaupt?
Die vielleicht 3000 Hausbesetzer in Berlin haben sich nicht selbst zur Bewegung erklärt und schon gar nicht zu einer Jugendbewegung. Und jeder Versuch, sie und ihr sogenanntes Umfeld auf einen sozialen, politischen oder kulturellen Nenner zu bringen, wird sich genauso verrennen wie die mittlerweile eingestellten Versuche, ihre Köpfe, Drahtzieher, Rädelsführer und »wahren Ziele« zu entlarven. In den 160 besetzten Häusern in dieser Stadt sitzen zweifellos durchweg Hausbesetzer, aber alles andere als eine einheitliche Bewegung.
Es stimmt auch nicht, daß sie sprachlos wären, im Gegenteil, sie sprechen viele verschiedene Sprachen: die des abgebrochenen Hauptschülers und die des Diplompolitologen, die Softy-Sprache des Alternativen und die Macho-Sprache des Punk. Was an eigenen Begriffen oder besser gemeinsamen Code-Worten kreiert wurde, zeichnet sich vor allem durch Vieldeutigkeit, Offenheit für unterschiedliche Bedeutungen oder aber durch ganz banale Prägnanz aus. Es ist die Rede von Power, Widerstand und Leben, von den Betonfaschisten, den Plastikfressern und den Schweinen. Nicht ist die Rede von Kommunismus oder Sozialismus, auch nicht von Öko-Sozialismus. Und das A im Kreis, das weder an Häuserwänden noch in Flugblättern fehlen darf, steht nur einigen für Anarchie, sonst eher für Anders oder »Wir wollen

Alles – aber subito!« »A wie Abschaum, Asozial, Arbeitslos, Ananasmarmelade, AKW, Autonomie« las ich mal auf einer Lederjacke. »Wer A sagt, muß auch A machen«, sagte der neue Innensenator Lummer zur *TAZ*, und für Herrn Lummer heißt A Häuser räumen lassen.
A steht gewiß nicht für Analyse. Aber trotzdem hat vielleicht mancher Häuserkämpfer entschieden mehr gecheckt, als diejenigen meinen, in deren Strategiezusammenhänge er nicht so richtig paßt.
Auf jeden Fall steht A für Auf und B für Bruch. C steht für Chaos, und das ist ausgesprochen produktiv.
»Die 68er Opas«, schreibt ein Teil der Bewegung, »haben immer noch nicht begriffen, daß wir nicht für die Öffentlichkeit kämpfen, sondern für uns. Und zwar nicht gegen einen ›Mißstand‹, sondern für ein selbstbestimmtes Leben in allen Bereichen. Autonomie, aber subito! (. . .) Wir machen Aktionen nicht für die tierisch-ernste Revolution, sondern weils Spaß macht.« (*radikal* Nr. 85, 1/81, S. 11)

Sprüche

»Lieber instandbesetzen als kaputtbesetzen«
»Da packt dich irgendwann 'ne Wut!«
»Jeder Stein der abgerissen / wird von uns zurückgeschmissen«
»Steine sind keine Argumente / sondern die einzige Sprache, die Sie verstehn. / Wir haben noch viel mehr zu sagen«
»Legal, illegal, scheißegal«
»Räumt den Knast und nicht die Häuser!«
»Bei Knast und Bullenprügel / kriegen Steine Flügel«
»Schieß doch, Bulle!«
»Unsere Träume könnt ihr nicht verhaften«
»Helm ab zum Nachdenken!«
»Laßt euch nicht BRDigen«
»Kein Dialog mit niemand!«
»Nonsens statt Konsens«
»Die werden sich noch wundern, und das macht mir Mut«
»Wir haben noch jeden Vogel abgeschossen!«
»Weizsäcker – Go West!«
»Paßt bloß Ⓐ-uf!«
»Ihr habt die Macht / aber uns gehört die Nacht!«
»Wir glauben ihnen nichts mehr / wir werden danach handeln. / Gruß vom Blues«
»Sag nein zum Salat!«
»Verweigert euch / zersetzt den Staat!«
»Bildet Banden!«

»Spekulantenblut schmeckt gut!«
»Geiles feeling – und die Steine klopfen im Takt«
»Berlin muß brennen, damit wir leben können!«
»Heute schon gekotzt?«
»Nie wieder Freundlichkeit!«
»Jesus was a Hippie – But the devil is a Punk!«
»Politik macht krank / wir wollen lieber Punk!«
»Meer Fantasie – und Muscheln«
»Lieber lebendig als normal!«
»Freiheit in der Endzeit!«
»Marmelade, Marmelade / Honig ist für Euch zu schade«
»Freizeit für alle!«
»Vergeßt nicht: Nur Stämme werden überleben«
»Gefühl & Härte!«
»Besetzer sind auch nur geile Tiere!«
»Deutschland, Deutschland, alles ist vorbei!«
»Keine Atempause, Geschichte wird gemacht, es geht voran!«

Bettina

Ich muß zuerst mal sagen, daß ich keine typische Instandbesetzerin bin und daß es den typischen Instandbesetzer auch gar nicht gibt, das ist das Gute an der Sache.

Kommst du aus Berlin oder aus Westdeutschland?

Ich gehöre auch zu den Zugereisten. Großgeworden bin ich westlich der Stadtgrenze, im Kreis Potsdam. Paar Jahre habe ich in Ost-Berlin gelebt. Aber das kann man alles nicht so mit zwei Sätzen erklären. Ergebnis der Geschichte war auf jeden Fall: Ich war zehn Monate im Knast in der DDR – wegen Undiszipliniertheit, wegen Auffälligkeit. Dann haben sie mich im Rahmen der Amnestie nach Westdeutschland abgeschoben, zum 25. Jahrestag der Republik, 1972. Darüber war ich sehr froh. Dann hab ich mich zuerst mal umgekuckt, was hier so los ist. Wohngemeinschaften und so. Ich war hier immer bei den Unorganisierten, aus Erfahrung. Dann hab ich weiterstudiert, Germanistik und Geschichte. Jetzt sitz ich am Examen.

Wie bist du zu den Hausbesetzern gekommen?

Das ergab sich durch die Taxifahrerei: Ich habe ein abgehalftertes Kollektiv gefunden, wir haben's gemeinsam neu aufgezogen. Dazu gehörte eine Gemeinschaftswerkstatt, und damals waren die Räume über der Werkstatt leer – ideal zum Wohnen. Arbeitsplatz und Lebensplatz an einem Ort. Das gefiel mir.

Damals war das hier alles noch besetzt mit Gewerbe, zwei kleine Fabriken, Handwerker. Das hat in sich noch richtig funktioniert. Dann kamen die

ersten Gerüchte auf, daß das hier abgerissen werden sollte. Wir sind dem dann nachgegangen beim Bezirksamt, aber keiner wußte was davon, natürlich. Dann haben wir uns mit der Bürgerinitiative zusammengesetzt, und so hat sich das langsam rausgeschält. Dann kamen die ersten Kündigungen. Es war überhaupt unser Vorteil, daß wir schon vorher hier drin waren und sich alles so langsam entwickelt hat, als Prozeß. Und es ist irre, was sich da auch bei den Leuten getan hat in den letzten zwei Jahren.

Was?

Naja, daß die Leute irgendwie – ich nenn das jetzt einfach mal politischer denken und handeln, nicht nur auf ihre eigene Brühe kucken. Obwohl der Ausgangspunkt nach wie vor das individuelle Interesse ist, die Frage, was ist mit mir, mit uns los, aber jetzt eben in einem größeren Zusammenhang. – Der ganze Prozeß läuft eigentlich über Betroffenheit, daß alle das ganz körperlich merken, was Sanierung bedeutet.

Die erste Besetzung damals im Vorderhaus, das ist noch eine demonstrative politische Aktion gewesen. Uns war klar, da muß was passieren gegen den Leerstand und die Sanierung. Aber es war noch nicht so aus der eigenen Betroffenheit heraus. Da ist auch ins Bewußtsein gekommen, was Räumlichkeit und Leben so miteinander zu tun haben. Einfach aufgrund der Möglichkeit, daß hier so 'ne Nische war, ein Platz, so was auszuprobieren. Und dann wird von außen so an dich rangebrettert, daß du das eigentlich gar nicht erfahren darfst. Das macht dich kirre, weil du weißt, das ist ganz richtig, du empfindest hier nichts Falsches. Alles andere ist gelogen. Und das macht dann auch diese Widerspenstigkeit aus.

Zur gleichen Zeit ist damals auch die Luckauer Straße besetzt worden. Die Leute haben das einfach aus der Betroffenheit heraus gemacht, daß sie 'ne Wohnung brauchten. Die wollten Platz, weiter nix zuerst mal. Das war schon anders.

Aber das ist auch politisch.

Ja, das ist ja das Gute, daß Wohnen ein ganz unmittelbares Lebensinteresse ist und nicht irgendwas Aufgesetztes, wo du einem Anspruch hinterherjagst und dich in Rationalisierungen verfängst, in Organisationsgehaspel und sowas. Das gefällt mir gut, und das ist auch die Substanz der ganzen Geschichte, daß es um Wohnen und 'nen Platz zum Leben geht.

Denkst du, daß auch bei den normalen Mietern solche Lernprozesse eingesetzt haben?

Das ist nicht so festzuhalten, das ist ein Prozeß. Aber wenn hier nicht hundert Instandbesetzer in der Ecke wären, dann wäre gut ein Drittel der Mieter bestimmt schon ausgezogen. Dann hätten der Bäcker und Edeka ein schlechteres Geschäft. Das stabilisiert hier den Kiez ungeheuer. Und laß die Leute sich doch aufregen über paar Punks. Die müssen sich ja aufregen, damit der Kreislauf in Ordnung bleibt.

Was für ein Verhältnis hast du denn zu dem Gebäude hier?
Naja, auf so 'nem Gelände funktioniert immer irgendwas nicht. Und wenn sonst keiner da ist, entwickelst du da so ein Verhältnis dazu, das kannst du Verantwortung nennen. Du weißt, wo die Leitungen lang gehen und wie das zusammenhängt, genauso, wie du die Geräusche aus der Umgebung kennst, die Leute, das ist ein Zusammenhang. Und dann haben wir da mit diesen komischen Typen verhandelt, deren Häuser das ja sind, die ihre Häuser aber überhaupt nicht kannten.
Das ist ja nicht normal, daß 'ne Germanistikstudentin sich mit sowas auskennt.
Das hat mit der Germanistikstudentin auch nur partiell zu tun, das geht vor allem um mich als Person. Das Studium ist ja mehr sowas, weil man sich eben spezialisieren muß. Dabei habe ich viel gelernt. Aber mittlerweile will ich mich nicht mehr darauf einlassen, Lehrerin zu werden, das steht soweit schon mal fest.
Und worauf willst du dich einlassen?
Frag mich nicht, kann ich überhaupt nicht sagen. Mich nervt dieses Examen, dieses Gefühl, ich muß das hier alles abschotten und dieses Ding eben fertigmachen. Und was diese Handwerkelei betrifft, das hab ich ja auch nicht gelernt. Hier gibt es mehr Männer als Frauen. Und ich wurstel mich gerade so durch, das nicht wie die Männer zu machen, sondern eben auf meine Art. Das dauert natürlich lange.
Wie unterscheidet sich denn deine Art?
Die ist teilweise sehr unkompliziert und direkt. Die großen Sachen mache ich sowieso nicht. Aber wenn ich mir was leihe oder 'nen Rat hole, dann reden die mir zwar nicht dazwischen, aber sie sagen mir, woran ich noch alles denken soll und was für Nebeneffekte dies oder das noch hat, und das hat mich dann früher oft ganz verunsichert und wütend gemacht. Früher hab ich's dann oft gelassen. Aber mittlerweile steh ich's besser durch. Es waren immer so Kleinigkeiten, wo ich gemerkt hab, daß das so richtig war, wie ich es mir gedacht hatte. Es kommt einfach darauf an, sich von ein paar eigenen Erfahrungen, von der eigenen Wahrheit nicht abbringen zu lassen.
Genauso, was Mieterfragen betrifft, Sanierung, Abriß. Was das bedeutet. Da wußte ich ja früher auch nix. Ich hatte keinen Begriff davon: du hast im Körper ein Gefühl und hast hier ein Bewußtsein – und dazwischen ist nix.
Schon mal hab ich das in Ostberlin erlebt. Da hab ich in 'nem Altbau zwischen Alexanderplatz und Leninplatz gewohnt, und rund herum ist alles gesprengt worden. Da war eine Mostrichfabrik im Hinterhof, und eines Tages, im Sommer, war'n Zettel in der Tür: »Abriß – Fenster zumachen«. Und die Mostrichfabrik war weg, und ich hab in so'n Loch geglotzt, und irgendwas war doof. Ich konnt' jetzt weiter kucken und hab auf einmal auf

den Knast gesehen, durch all die Abrisse. Und hab gedacht: naja, Knast, schlimmer Knast, Frauenknast Barnimstraße, Rosa Luxemburg, im Krieg für den Frieden kämpfen. Und ich hab die Transporte mit den Frauen gesehen. Aber das war halt DDR, Faust in der Tasche. Und wie ich dann hier in der Situation war, da hat's bei mir ein bißchen entschiedener geklickert.

Hast du den Eindruck, daß das eine neue Form von kritischem Bewußtsein ist?

Weiß ich nicht, ist mir auch schnuppe. Ich weiß nur, daß paar mehr Leute was mitbekommen haben, daß da mehr zusammengeht. Und das ist die Hoffnung, wenn du das auch gegenseitig spürst, daß du da mittenmang bist, das ist gut, das törnt mich auch immer weiter an, macht die Substanz aus. Ich bin ja sonst auch eher so'n Typ himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt, und irgendwas anfangen und dann die Lust verlieren. Aber hier ist das so 'ne Sache, die bleibt einfach bestehen, ob du Lust hast oder nicht. Das ist schon so bißchen was Erdiges. Das geht auch nicht so einfach kaputtzumachen.

Wieso?

Na, so für mein Verständnis oder für mein Leben.

Aber wenn geräumt wird, dann sitzt ihr doch auf der Straße.

Ja. Aber dann ist der Platz noch da, damit müssen sie ja irgendwas machen. Und da denk ich nicht, daß sie so mirnichtsdirnichts Sozialwohnungen hinstellen können. Das ist nicht nur Glaube. Ich hab so eine innere Zuversicht. Hier kannst du nicht von einem Tag auf den anderen was verändern. Das ist ja nicht nur die Fabrik hier, das ist die Nachbarschaft, das sind die anderen besetzten Häuser, die Planung für eine Kindertagesstätte nebenan. Ich hab so das Gefühl, die müßten im Prinzip alles ausradieren, um das Leben hier abzutöten. Ich weiß nicht, ob da meine Zuversicht zu groß ist. Was wir immer mit Stadtzerstörung bezeichnen, ist für mich eigentlich die Ausmerzung der Geschichte. Und es ist wieder unsere Vätergeneration, die sich über 30 Jahre geschäftig damit befaßt, die baulichen Merkmale gesellschaftlichen Lebens zu vernichten, abzureißen. Und bei diesem Gedanken wird mir allerdings bange.

Gibt es so was wie eine Kerngruppe, die das hier zusammenhält?

Der Stammeszusammenhang. Ja, das ist schon so was. Der Traditionszusammenhang läuft so'n bißchen über die Alten, die schon am längsten hier drin sind. Und dann diejenigen, die gerade am meisten am Rumorganisieren sind, was gerade aktuell ist. Nicht im dogmatisch politischen Sinn, sondern das ist mehr so ein Zwang: du mußt jetzt wieder reagieren, weil die äußeren Verhältnisse dich zum Aufpassen zwingen. Dazu kommen die internen Vorhaben: Renovieren, Instandsetzen und Öffentlichkeitsarbeit in immer neu auszudenkenden Varianten. Aber es geht gar nicht immer darum, jetzt was durchzuziehen, sondern darum, daß es eben Vertraute gibt, mit denen du

dich besprechen kannst und auf die du dich verlassen kannst, daß es da Leute gibt, die immer ansprechbar sind. Das ist so ein Sippen- oder Stammeszusammenhang und gleichzeitig auch eine politische Gruppe. Das ist für mich ganz wichtig, daß ich z. B. aus meiner Situation als Frau mich einerseits abgrenzen kann und sagen, das will ich jetzt alleine machen, aber gleichzeitig diese Nachbarschaft und Nähe von Vertrauten um mich herum zu wissen. Daß es eben von mir abhängt, wo ich Grenzen ziehe und wo ich sie auch wieder öffnen kann. Hier in der Wohngemeinschaft geht das eben. Zum Beispiel, daß ich mich jetzt eher separiere. Woanders in einer 6-Zimmer-WG würde ich immer die Priorität auf den Zusammenhang mit diesen Leuten legen müssen.

Eine Weiterentwicklung der konventionellen Wohngemeinschaft?

Ja, das denke ich. Du bist auch auf andere Weise verbunden als durch die gemeinsame Küche, oder daß du nun unbedingt deinen täglichen Kleckerkram am Abend am Tisch gemeinsam besprechen mußt. Das ist eben mehr, vielleicht 'ne Sippe, daß man eben nicht aufeinander so angewiesen ist. Das ist eigentlich das schönste Verhältnis, das man zueinander haben kann.

Wann hast du denn realisiert, daß das nicht nur eine Aktions- oder Demonstrationsform ist, sondern eine eigenständige Bewegung?

Das mit der Bewegung, das haben uns die anderen ja eigentlich erst eingeredet, daß wir 'ne Bewegung zu sein haben. Und dann haben sie natürlich auch gleich gefragt, was ist denn das für 'ne Bewegung, woraus setzt sich die zusammen. Und das find ich grad das Tolle an der Geschichte, daß es selbst den Sozialwissenschaftlern so ungeheuer schwer fällt, da eine Begrifflichkeit zu finden für diesen gesellschaftlichen Vorgang. Da ist bei mir auch 'ne Teilung, weil ich mir natürlich auch Gedanken mache. Aber was willst du mehr, als daß dir irgendwann der Begriff fehlt?

Das hat wahrscheinlich nach dem 12. Dezember stattgefunden. Da hast du mitgekriegt: da ist Power, da ist Substanz. Auch, daß du dich hinstellst und sagst: Verhandlungen, päh! Laßt die Leute raus! Das hätten wir uns doch nie getraut vorher. Da ist ein Selbstgefühl drin, was natürlich andererseits auch umkippt in eine Überschätzung.

Im Besetzerrat

Früher fand der Besetzerrat immer in dem zuletzt besetzten Haus statt. Aber irgendwann, als praktisch täglich ein neues Haus besetzt wurde, ging der Überblick verloren. Seither tagt man jeden Sonntag um 5 im »Kukuck«, dem »Kunst und Kultur Centrum Kreuzberg«. Das riesige Haus aus der Gründerzeit steht zwischen Neubauten und den Ruinen des Anhalter Bahnhofs, als hätten Krieg und Sanierung nur vergessen, es abzuholen. Gegenüber, wo heute das »Autodrom« für 20 Mark die Stunde Fahren ohne

Führerschein anbietet, war einst das Hauptquartier der Gestapo. 300 Meter weiter ist der Checkpoint Charlie, und wieder 300 Meter weiter prangt Springers trotziges Hochhaus an der Mauer, um den Brüdern und Schwestern im Osten von unserer Freiheit zu künden.

Auf der Straße vor dem Eingang zum »Kukuck« steht: »Sag nein zum Salat!« und »Freizeit für alle!« Die 30 Meter hohe Brandmauer des Gebäudes ist neuerdings bunt bemalt: Drei Anarcho-Männchen mit schwarzen Kapuzen wärmen sich, teuflisch lachend, an einem Feuer, in dem sie die zu ihnen passenden runden Bomben schmieden und aus dem Blasen mit Anti-AKW-Zeichen, dem unvermeidlichen A im Kreis und anderen Symbolen des Widerstands aufsteigen. Über ihnen ragt ein Baum, der nach oben als Besetzerblitz im Kreis noch über das Dach des Hauses hinausschießt. Die Farbe für diese Anarcho-Idylle hat übrigens das »Netzwerk« bezahlt, und das Gerüst für das Werk lieferte der »Kommunistische Bund Westdeutschlands«. Jetzt lachen die drei Anarchisten jedenfalls über den Platz, der einstmals zu den nobelsten in ganz Europa gehörte. Und wenn sie wieder übermalt werden sollten, wird das mehr auffallen, als daß man die Bewohner des Hauses rausgetragen hat.

Im vierten Stock des dritten Quergebäudes haben sich knapp 200 Freaks und Punks auf dem Linoleumboden eines völlig kahlen Raumes niedergelassen, um Rat zu halten. Das oberste Organ einer Bewegung, die seit über einem halben Jahr die Stadt in Atem hält, stellt man sich möglicherweise etwas anders vor.

Babygeschrei übertönt das Stimmengewirr, Hunde bellen, die Luft ist trüb vom Zigarettenqualm. Eine Tagesordnung gibt es nicht. Irgendwann fängt einer mit irgendwas an. »Halt doch mal das Maul da hinten!« – »Lauter, man versteht hier nix!« – »Dann seid doch mal leiser, ey!« Bis das Baby das nächste Mal brüllt, kann ein Mädchen in schwarzer Ledermontur ihr Anliegen vortragen. Es geht um einen offenen Brief an den Senat. Forderungen zur Sanierungspolitik und zur Legalisierung der besetzten Häuser sollen darin stehen. »Wir müssen der Öffentlichkeit klar machen, was wir wollen.« – »Scheiß Öffentlichkeit!« nölt ein Skin-Head am Fenster. »Du hast ja 'n Kopfschuß! Ohne die Öffentlichkeit sind wir aufgeschmissen, da räumen die uns doch locker ab.« – »In meinen Augen sind das Verhandlungen. Wenn wir den Senats-Typen einen Brief schreiben, dann heißt das doch, daß wir sie anerkennen!« Ein Typ in Lederjacke unterdrückt mühsam seinen studentischen Code: »Was soll'n det, schließlich sind die 20 000 Bullen da, ob du sie anerkennst oder nicht. Es geht doch darum, die Senats-Wichser unter Druck zu setzen, indem wir ganz klar sagen, so und so. Damit die uns nicht einfach in die Chaoten-Schublade stecken können, verstehste.« – »Kein Dialog mit der Macht!« – »Genau, ey, da steht nur was von Sanierung und Legalisierung. Aber die Leute sitzen immer noch im Knast.« Mit Handheben

kommt man hier nicht zu Wort. Es kommt darauf an, den richtigen Moment abzupassen und dann laut genug zu brüllen. Trotzdem kommen viele zu Wort, einige öfter, aber wer zu oft oder zu lange redet, kriegt Zunder. Theoretiker haben keine Chance hier, es kommt vor allem auf die Power an, mit der die Argumente vorgetragen werden.

»Ich wollt nochmal was sagen zu dem, was die Verhandlungs-Votze da grad abgelassen hat. Wir ham gesagt, bevor die Leute nicht raus sind, gibt's keine Verhandlungen und basta. Du mußt endlich mal checken, daß das einzige, wovor die Schweine echt Schiß haben, Putz ist. Wenn die erst mal was zu quatschen haben mit uns, dann ziehn sie uns doch immer über'n Tisch.«

»Das ist doch Scheiße, das so gegeneinander auszuspielen, Mann. Putz und Porno allein bringt's auch nicht. Weil, militärisch kriegen die uns schließlich doch klein. Aber wenn die Senats-Ärsche merken, daß da viele det jut finden, was wir machen, und auch hinter unseren Forderungen stehn, dann kriegen sie Schiß um ihre Posten. Und das bringt im Endeffekt auch den Gefangenen mehr, als immer nur ›1, 2, 3 laßt die Leute frei‹ und weiter nüscht.«

Irgendwann wird man sich einig. Der Brief soll nicht an den Senat, sondern an die Bevölkerung gerichtet werden. Außerdem soll es nicht »Forderungen« heißen, sondern »Zielvorstellungen«. Ein paar Leute, die die meisten kennen, werden das nochmal so formulieren. Einig ist man sich, wenn die, die dagegen sind, nichts mehr sagen und irgendwie alle das Gefühl haben, daß der Vorschlag von der Mehrheit getragen wird. Abstimmungen gibt es nicht, hat es noch nie gegeben. »Wir diskutieren so lange, bis wir uns einig sind«, heißt die Devise, und wenn man sich nicht einig wird, läßt man's halt.

»Hey, wartet doch mal, ich komm auch mit!« Es herrscht Aufbruchstimmung. »Leute, bevor alle abhauen, hab ich noch was Wichtiges anzusagen!« Termine, Aktionen, Infos werden an den Mann gebracht. »Wir ham übrigens gestern 'n Haus besetzt in Zehlendorf. Heut abend ist Fete!« – »Wo is die Fete?« – »In 'n Südstaaten irgendwo, mußte mal die Frau mit dem Poncho fragen.« – »Morgen abend ist Öffentlichkeits-Ausschuß im Besetza-Eck!« – »Fährt hier einer nach Schöneberg?«

Im Café und im Hof wird Manöverkritik gehalten. Es gibt Quark und Kuchen, Kaffee und 'nen Joint. »Ätzend, ey, diese Anwichserei immer.« Macht nix, nächsten Sonntag geht es weiter.

Anmerkung: Die hier angeführten Zitate stammen aus meiner persönlichen Erinnerung an Sitzungen des Besetzerrates im Februar und März 81. Sie sind tendenziös ausgewählt und zusammengezogen, um eine bestimmte Form der Auseinandersetzung deutlich zu machen, insofern im strengen Sinne nicht authentisch.

»Als wir sie dann auf der Spielwiese* eingekesselt hatten, habe ich immer wieder versucht, über Megafon einen Verantwortlichen zu kriegen. Aber es hat sich einfach keiner gemeldet.« Der Polizeidirektor Börner beschreibt sichtlich ein traumatisches Erlebnis.
Mittlerweile ist es eine Binsenweisheit: Diese Bewegung hat weder Drahtzieher noch Rädelsführer. Es gibt keinen Rudi Dutschke der 81er, auch keinen Che Guevara.
Es gibt auch keine eindeutigen Entscheidungsstrukturen, so gut wie keine Delegationsformen, kein Zentrum.
Gegenüber allen bisherigen politischen Organisationsformen haben wir zunächst einen entscheidenden Vorteil: Wir leben zusammen. Unter anderen Umständen hätten wir weder eine gemeinsame politische Organisation oder Gruppe gegründet, noch wären wir zusammengezogen. Dazu sind wir viel zu unterschiedlich. Aber darüber haben wir so gut wie gar nicht nachgedacht, als es darum ging, das Haus zu besetzen. Jetzt müssen wir uns irgendwie zusammenraufen in unserem politischen Verhalten und im täglichen Zusammenleben. Das kostet ungeheuer viel Energie, aber es macht auch unheimlich stark. Die ewig beschworene Aufhebung von Politik und Privatleben wurde uns einfach aufgezwungen, besser gesagt, sie ist uns in den Schoß gefallen. Natürlich ist sie in verschiedenen Häusern von unterschiedlicher Konsistenz. Sie kann für einzelne zum Beispiel auch zum Albtraum werden. Dann zieht man eben aus, und das geschieht häufig. Die Fluktuation innerhalb der einzelnen Gruppen und zwischen verschiedenen Häusern ist groß. Und für eine Gruppe von Jugendlichen, für die das Zusammenleben im besetzten Haus die erste Erfahrung außerhalb der Familie ist, kann dies zur totalen Überforderung werden. Dann bilden sich neue Gruppen. Wo sie sich einigermaßen stabilisiert haben, ist gegen sie kein Kraut gewachsen.
Diese qualitativ neue Organisationsstruktur ist wohl das »Geheimnis« der Bewegung. Nur aufgrund einer derartigen Grundstruktur ist das Fehlen hierarchischer Organisationsformen überhaupt denkbar. Ebenso der allseits bestaunte oder bejammerte Zusammenhalt. Die These des Polizeipräsidenten Hübner von den friedlichen und den unfriedlichen Hausbesetzern beispielsweise ist durchaus nicht einfach falsch. Doch seine Hoffnung auf eine »Differenzierung«, d. h. auf eine Spaltung von »Müslis« und »Mollis«, ist bis heute enttäuscht worden: nicht aufgrund der abstrakten Einsicht in die Notwendigkeit der Solidarität, sondern weil Müsli und Molli in einer Küche kochen. Dort streiten sie sich, daß die Fetzen fliegen; aber sie kämen nie auf die Idee, sich voneinander zu distanzieren. Auch Herr Hübner distanzierte

* »Spielwiese«: Kurfürstendamm/Ecke Joachimsthaler Straße, im Polizeijargon.

sich schließlich nicht von seinem Sohn, als dieser in einem besetzten Haus festgenommen wurde.
Wer zusammen lebt, kann sich auch gegenseitig viel weniger vormachen. Die politische Aussage wird überprüfbar am alltäglichen Verhalten.
Diese Grundstruktur prägt auch die Formen der Organisation und Auseinandersetzung in größeren Zusammenhängen. Übelste Anmache und heftigste politische und soziale Vorurteile können aufeinanderprallen, ohne daß deshalb der – eigentlich nicht näher definierte – Grundkonsens ins Wanken geriete. Die Frage, ob und wie mit dem Senat über eine Legalisierung der besetzten Häuser verhandelt werden solle, führte im Besetzerrat zu regelrechten Schlägereien – zu einer Spaltung kam es nicht. Als deutlich wurde, daß in der bisherigen Form offener Diskussion und der Konsensbildung ohne Abstimmungen der Besetzerrat nicht mehr entscheidungsfähig war, führte dies nicht zu einer Veränderung dieser Form. Man teilte sich auf in Stadtteil-Besetzerräte. Der zentrale Besetzerrat, der nach wie vor existiert, hat für politische Entscheidungen kaum noch eine Bedeutung. Ein wahrhaft organisches Verhältnis zur Macht! Es geht auch ohne Zentrale.
Neben den bezirklichen Besetzerräten gibt es Dutzende von mehr oder weniger haltbaren Zusammenhängen und Verbindungen: Arbeitsgruppen, Treffen von Häusern, die ein und derselben Gesellschaft gehören, »Action«-Plenum (da werden Aktionen besprochen), Handwerkergruppen, Sanitätergruppen, Theatergruppen, Blocktreffen von Häusern in direkter Nachbarschaft und andere Gruppen, deren Gegenstand nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist. Zusammen mit den verschiedenen Mieterläden und Bürgerinitiativen des jeweiligen Stadtteils ergibt all dies ein Geflecht von Beziehungen, das zwar größere und kleinere Knoten hat, aber keine Zentren. Es ist in seiner Meinungsbildung ausgesprochen schwerfällig, doch in seiner Aktionsfähigkeit schnell, phantasievoll und vor allem: völlig unberechenbar.

Unsere Power

»Unsere Power«, ein Spruch, der irgendwann vor zwei Jahren aufkam. Mittlerweile ist Unsere Power eine Art gemeinsamer Mythos.
Unsere Power ist ein Zustand, individuell und massenhaft. Aber nicht: »Gemeinsam sind wir stark«; weder das sinnliche Erlebnis von Masse, das bei Aufmärschen aller Art trügerische Hochgefühle auslösen kann, noch ein Begriff von strategisch einsetzbarer Stärke.
Unsere Power kann man spüren, wenn es Putz gibt auf der Straße: bis in die Zehenspitzen in den schnellen Turnschuhen, als Zittern aus Lust und Angst in der Magengrube, beim Klirren der Scheiben nach dem befreienden Wurf, beim Lachen im Rennen. Und dabei bist du total cool. Halb ein stolzer

Krieger, halb ein geschmeidiges Tier. Sie kriegen dich nicht, solange du keine Angst hast. Und wenn schon. Unsere Power ist auch, daß wir wenig zu verlieren haben.

Frechheit siegt. Unsere Power ist, was wir uns trauen: das Haus knacken, den Balken wegtragen, losziehen, wenn Randale angesagt ist, den Spruch an die Wand sprühen, die Barrikade anzünden oder auch die alte Wohnung kündigen. Unsere Power kann man spüren, wenn man Hemmschwellen durchbricht: der Bruch mit dem Vertrauten, dem Elternhaus, der Schule, der faden Clique, der Bruch mit dem öffentlichen Konsens, mit den ewig defensiven linken Gewißheiten, mit dem Machbaren. Es herrscht Aufbruchstimmung. Überrascht von den selbst geschaffenen Fakten hasten wir voran. Ein Kribbeln durchdringt uns. Das Gefühl von Sicherheit in einer völlig unsicheren Situation. Es ist die Sicherheit des Angreifers, die Gewißheit, etwas zu bewirken, durcheinanderzubringen. Sie wird bestätigt durch die Schlagzeilen auf der ersten Seite von *Bild* und *BZ*, von den fahlen Gesichtern der Politiker, selbst von dem Riesenaufgebot der Polizei.

Unsere Power ist aber nicht nur das sportliche Erfolgserlebnis gegenüber der Staatsgewalt: Wir tun etwas und reden nicht nur. Das Haus wird wieder bewohnbar gemacht. Das Engagement ist sicher, handfest, pragmatisch. Ein öffentlicher Mißstand wird kritisiert und zugleich ein anerkanntes eigenes Bedürfnis realisiert. Wir machen keine Stellvertreterpolitik. Unsere Power ist die Gewißheit, moralisch im Recht zu sein, die Sympathie auf der Straße, im Laden, in der Kneipe: »Ist schon richtig, was ihr da macht.« Und Unsere Power ist auch die Erfahrung, daß Erfolg als solcher Sympathie schafft. In dieser Sympathie steckt die Identifikation mit dem frechen David, der gegen Goliath antritt. Diese Erfahrung war bisherigen Protestbewegungen nur selten beschieden. »Schön und gut, aber wie wollt ihr das denn durchsetzen?« war häufig die Frage, mit der eine Diskussion praktisch beendet war. Denn »Ja, aber man muß doch« leuchtet nur Leuten ein, denen Politik mehr eine moralische Betätigung als eine pragmatische ist.

Auf einem Schild vor unserem Haus, auf dem wir fragten: »Was halten Sie von dieser Instandbesetzung?«, kommt die Faszination des Erfolges deutlich zum Ausdruck: »Sehr mutig!«, »Astrein, fickt die Bullen!«, »Toll, zeigt es denen!« Auf die Spitze trieb diese Erfahrung ein ehemaliger Bewohner unseres Hauses. Er war begeistert von der Besetzung, obwohl wir ihm als Linke, die hier »inner Kommune leben und so«, ausgesprochen suspekt waren. Er habe, erzählte er, mit seinen Freunden von der Wiking-Jugend darüber geredet. Auch die stünden voll hinter uns, weil wir es den Bonzen da oben endlich mal zeigen würden.

Unsere Power ist unsere Unberechenbarkeit. Im Herbst 80 zum Beispiel, als es kälter wurde, sagten viele: jetzt ist es bald vorbei mit der Besetzerherrlichkeit. Den Winter werden sie nicht überstehen. Zu Beginn der Heiz-

periode waren 16 Häuser besetzt, am Ende der Heizperiode waren es über 120.
»Wir wissen, was wir nicht wollen, aber wir wissen nicht, was wir wollen« beantwortet ein Mitbewohner meine Frage, was er unter »Unsere Power« versteht. Unsere Power ist keine gemeinsame Überzeugung. Und doch ist der Mythos von Unserer Power so etwas wie eine Ersatz-Ideologie, der gemeinsame Nenner für die unterschiedlichsten Motive. Unsere Power ist ein riskantes Spiel.

Utopien?

»Wer keinen Mut zum Träumen hat, hat keine Kraft zum Kämpfen.« Ich weiß nicht, ob diese Weisheit aus der Ökologie-Szene stimmt. Mut und Kraft zu Straßenkämpfen haben meiner Erfahrung nach jedenfalls vor allem jene, die mit Träumen von einer besseren Welt nicht sehr viel anfangen können.
»Zum Schluß wollte ich noch wissen, wie du denkst, daß es weitergeht, worauf du hoffst«, erläuterte ich kürzlich einem Interviewpartner mein Anliegen. Er wollte meine Fragen im voraus wissen und schrieb sie auf einen Zettel. »Ja, ja, versteh schon«, brummte er und notierte: »7. No future«.
Wer unter den Besetzern auf die Suche nach einem neuen Gesellschaftsentwurf geht, nach Vorstellungen von oder Synonymen für Sozialismus oder Kommunismus, wird bestenfalls verstaubte Bruchstücke aus vorangegangenen Bewegungen finden, kaum Originäres. Auch die Anarchie, von der zuweilen die Rede ist, stellt sich bei genauerem Nachfragen als negative Definition heraus: die Abwesenheit von Herrschaft, aber nicht eine Form gesellschaftlicher Organisation.
Im Grunde genommen lohnt es sich ja auch gar nicht, solchen Hirngespinsten nachzujagen. Denn »daß das nicht die Revolution ist, was wir hier machen, und daß die hier in Deutschland auch so schnell nicht kommt, ist ja arschklar«. Arschklar ist auch, daß keine gemeinsame Ideologie, kein gemeinsamer Kampf für hehre zukünftige Ziele die Bewegung vorantreiben – oder behindern. Dementsprechend gibt es auch keine exegetischen Diskussionen über die Korrektheit dieser oder jener Aktion und Verhaltensweise. Durchaus widersprüchliche Grundeinstellungen können so nebeneinander und miteinander vereinbar sein, und zwar nicht nur auf der Basis eines »Minimalkonsenses«, auf dem man sich zur »Aktionseinheit zusammengeschlossen« hätte.
In Westberlin gibt es Häuser, die von Feministinnen besetzt sind, Anti-AKW-Gruppen sind zusammengezogen, eine Gruppe von Jungdemokraten hat ebenso ein Haus besetzt wie eine Gruppe von »Antifa's«, die sich dem antiimperialistischen Kampf an der Seite der RAF verschrieben haben. Es

gibt ein »Tuntenhaus« von offensiven Schwulen, AL-Gruppen haben ebenso Häuser zusammen besetzt wie eine Gruppe von Mitgliedern und Sympathisanten der SEW. Andere Besetzergruppen haben sich in kirchlichen Jugendgruppen zusammengefunden, und auch die Rockergruppe »Phoenix« hat ihren Sitz neuerdings in einem besetzten Haus (»aber nix mit Kommune und so!«).
Die wenigsten Besetzergruppen lassen sich derart präzise politisch einordnen; die meisten sind bunt gemischt, genauso wie ihre Hoffnungen und Träume, ihre Perspektiven und Utopien.
Natürlich gibt es auch gemeinsame Utopien: konkrete. Allein die Tatsache, daß im Sommer 1981 mehr als 160 Häuser besetzt sein würden, wäre ein Jahr zuvor als utopisch abgetan worden.
In Häusern, die schon länger besetzt sind, werden auch weitergehende Utopien sichtbar: die vielbeschworene autonome Selbstverwaltung nimmt Konturen an. Auch wenn dieser Begriff für viele in der Szene bereits eine Art Schimpfwort, synonym für »spießig«, geworden ist, lassen sich diese konkreten Utopien am besten als »alternativ« beschreiben. Das beginnt mit den neuen Formen, zusammen zu wohnen und teilweise auch zu arbeiten, die über die konventionelle Klein-WG weit hinausgehen. Da entstehen Werkstätten, teils für den Eigenbedarf, teils auch, um ein kleines Gewerbe zu betreiben. Spielplätze und Grünflächen werden in Hinterhöfen angelegt, Kindertagesstätten und Gemeinschaftsküchen eingerichtet. Food-coops kaufen – im Idealfall von der befreundeten Landkommune – billigere und gesündere Lebensmittel. Wer seinen Wehwehchen mit Tee und Massage nicht mehr beikommt, geht vielleicht zu den Kreuzberger Barfußärzten im »Heilehaus«. All dies entwickelt sich freilich nicht erst, seit Häuser besetzt werden. Durch die Hausbesetzungen haben sich nur diesbezügliche Möglichkeiten und Erfordernisse rapide erweitert, sind Freiräume entstanden, in denen sich auch solche Versuche realisieren lassen, die unter »normalen« Bedingungen beispielsweise vom Zwang, die Miete aufzubringen oder überhaupt einen Ort zu finden, von vornherein erstickt worden wären.
Wer in den allenthalben aufblühenden Idyllen die ersten Ansätze einer dezentralisierten, nach-industriellen ökosozialistischen Zukunft sieht, mag dies tun. Von ihren Betreibern wird er, bislang zumindest, nur als einer ihrer vielen Interpreten hingenommen werden.
Und wie siehst du die Zukunft? Die Auskunft eines Besetzers, er sei es eigentlich nicht gewohnt, sehr viel weiter als eine Woche im voraus zu planen, ist nicht untypisch. Dann gibt es natürlich auch die Zukunft, die sich als die Alternative zwischen Atomkrieg und Computer-Staat darstellt. Diese Zukunft heißt Widerstand. »Die Besetzungen sind nur eine Kampfform. Es hat vor den Hausbesetzungen Widerstand gegeben, und es wird danach Widerstand geben, sollten die Häuser abgeräumt werden«, schreibt ein

Mitglied des Kreuzberger Besetzerrats. Diese Zukunft heißt vielleicht auch Knast.

Wenn ich mir die Zukunft unseres Hauses vorstelle, ganz realistisch und pragmatisch, wird mir schlecht. Ich will hier leben, mit den Leuten zusammen. Es ist machbar. Die Vertragsentwürfe liegen sozusagen in der Schublade. Eine Abtretung des Hauses wäre finanzierbar und politisch durchsetzbar: auf dem Verhandlungswege. Aber um welchen Preis? Was geschieht mit unseren Nachbarn? Vielleicht kommen sie in ein Heim, vielleicht in den Knast. Bestenfalls setzt man ihnen einen Sozialarbeiter vor die Nase.
Manchmal stelle ich mir vor, wie in drei Jahren für das durch Besetzung erworbene Wohnrecht in einem selbstverwalteten Haus Abstandszahlungen gefordert werden. Unser Haus sieht aus wie »Schöner Wohnen«, untereinander verfeindete Wohngruppen versuchen, sich gegenseitig rauszuekeln, das Plenum wird zur Eigentümer-Versammlung und findet alle halbe Jahr beim Notar statt. Irgendwo steckt diese ganze Besitzermentalität ja vielleicht doch noch in uns drin. Man wird älter, nicht wahr? Vielleicht diskutiert man besorgt im Vorgarten über die Jugendbanden, die neuerdings das Viertel unsicher machen. »Ich habe gehört, der Sowieso, mit dem wir 81 da und da mal ein Haus besetzt haben, ist auch dabei.« – »Wirklich? Na, der war ja schon damals immer so chaotisch drauf!«
Ein Albtraum, gegen den wir nicht versichert sind.

Uwe Wesel
Der friedliche und der unfriedliche Bruch des Friedens

1. Anfänge

Am Freitag, dem 12. Dezember 1980, warnten die Außenminister der Nato auf ihrer Herbsttagung in Brüssel die Sowjetunion vor einer Intervention in Polen. Die DDR drohte für den Fall von Sanktionen durch die Nato mit Folgen für den Grundlagenvertrag und das Transitabkommen. In Bonn wählte der SPD-Vorstand Peter Glotz zum neuen Geschäftsführer, und im Berliner Abgeordnetenhaus wurde für das nächste Haushaltsjahr ein 18-Milliarden-Etat verabschiedet, gegen die Stimmen der CDU, die unter anderem besonders Bausenator Ristock ein Scheitern seiner Politik vorwarf. Die Büroräume und die Wohnung des Architekten Garski wurden durchsucht, von sechs Staatsanwälten, sechs Wirtschaftsreferenten und siebzehn Kriminalbeamten. Man beschlagnahmte einhundert Aktenordner. Für die Staatsanwaltschaft ergab sich daraus bis heute kein ausreichender Tatverdacht, der eine Anklage oder Verhaftung rechtfertigte. Statt dessen wurden am Abend und in der folgenden Nacht in West-Berlin andere Personen festgenommen, mehr als bei Garski sichergestellte Aktenordner, nämlich einhundertneun, ebenfalls im Zusammenhang mit architektonischen Problemen, und zwar in Kreuzberg.

Dort wurden seit einem Jahr leerstehende Häuser besetzt. Im Dezember waren es etwa zwanzig. Obwohl in Berlin viele Tausende von Menschen eine Wohnung suchen und nicht finden, gibt es dort mindestens 800 Häuser mit über zehntausend leerstehenden Wohnungen. Sie liegen hauptsächlich in den Bezirken Kreuzberg, Neukölln und Schöneberg. Daß dies ein politischer Skandal ist, der den vom Architekten Garski verursachten noch weit übertrifft, weiß man seit diesem Freitag, an dem die Polizei nachmittags um 17 Uhr ein besetztes Haus in der Admiralstraße räumte und die Besetzung eines anderen, Fraenkelufer 48, verhinderte. Danach kam es zu einer Straßenschlacht. Es kämpften auf der einen Seite 400 Personen aus der Hausbesetzerszene, die die Polizeiaktion als Verstoß gegen die soziale Gerechtigkeit empfanden, was sie ja auch war, und auf der anderen 300 Polizisten, die die Aktionen der Hausbesetzer als rechtswidrig ansahen. Womit sie auch wieder Recht hatten. Denn es wurden nicht nur viele Pflastersteine gegen die Polizei geworfen, sondern auch Barrikaden errichtet aus Sperrmüll und umgeworfenen Bauwagen, Schaufensterscheiben einge-

worfen und die Läden dann – meistens von anderen – geplündert. Sogar ein Funkwagen der Polizei wurde umgeschmissen und ein Beamter, der drin saß, verletzt. Die Schlacht fand statt im Gebiet um das Kottbusser Tor und den Oranienplatz. Sie dauerte bis Sonnabendmorgen halb fünf. Dann waren etwa 270 Personen verletzt, nämlich etwa 70 Polizisten und 200 ihrer Gegner. Außerdem waren jene 109 Personen festgenommen worden, unter ihnen allerdings keine Polizisten, obwohl auch sie in großer Zahl rechtswidrige Handlungen begangen hatten, in erster Linie vorsätzliche Körperverletzungen, zum Teil sogar schwere, indem sie auf ihre Gegner einschlugen, die sich gar nicht wehrten.

Der Polizeipräsident sprach von einem »Riesenchaos«. Der Berliner *Tagesspiegel* verglich das ganze mit der Schlacht am Tegeler Weg, Anfang 1969, mit der der Weg der alten Apo sich gabelte, wie er es nannte. Damit war gemeint, daß damals zum erstenmal die Polizei offensiv mit Gewalt angegriffen worden war, mit vielen Pflastersteinen, was dann, nach Auffassung des *Tagesspiegels*, direkt in den Terrorismus der Stadtguerilla führte.

Von den 109 Festgenommenen wurden die meisten am nächsten Tag wieder freigelassen. Aber immerhin wurden 28 Haftbefehle erlassen. Achtzehn Personen blieben in Haft, zehn erhielten Haftverschonung. Am Sonntagabend gab es, aus Protest gegen die Inhaftierung der achtzehn, Krawalle am Kurfürstendamm. Die Demonstranten zählten im Chor bis drei und riefen dann gemeinsam »laßt die Leute frei«. Das ist bis heute ihr beliebtester Schlachtruf geblieben. Sie verteilten Flugblätter mit der Forderung nach Freilassung. Wenn sie nicht erfolgen sollte, hieß es, »tragen Innensenator Ulrich und Polizeipräsident Hübner dafür die Verantwortung, daß in Berlin Weihnachten nicht nur die Weihnachtsbäume brennen«. Am Montagabend gab es die dritte große Straßenschlacht. Über Weihnachten blieben noch fünf in Haft, und tatsächlich, am zweiten Weihnachtsfeiertag brannte abends in Dahlem das schöne, im ländlichen Stil gehaltene und mit Stroh gedeckte Eingangsgebäude zu einem U-Bahnhof.

Mitte Januar trat der Berliner Senat wegen des Garski-Skandals zurück, und am 23. Januar 1981 wurde ein neuer gewählt, mit Hans Jochen Vogel als Regierendem Bürgermeister. Am gleichen Tag, es war übrigens wieder ein Freitag, begann im Amtsgericht Moabit der erste Prozeß gegen einen derjenigen, die in der Nacht vom 12. zum 13. Dezember festgenommen worden waren. Damit war am ersten Tag des Amtsbeginns das wichtigste Thema der nächsten Monate im Duett von Senat und Justiz angestimmt. Der Senat nannte es die »Berliner Linie«.

2. *Berliner Linie*

Seit der Straßenschlacht im Dezember wußte man plötzlich von einer bisher weitgehend unbemerkten sozialen Ungerechtigkeit. Man wußte wieder von Wohnungsnot, wieviele Menschen Wohnungen suchen, wieviele ihre »entmieteten« Wohnungen verlassen mußten, wieviele Wohnungen leerstehen, und aus welchen Gründen, daß nämlich meistens nicht sinnvolle Renovierungen vorgenommen werden sollten, sondern häufig nur Geldspekulanten auf Kosten von vielen tausend sozial Schwachen ihre Geschäfte machen wollten. Seitdem wird dieser soziale Mißstand nicht nur in Berlin diskutiert. Das war das Verdienst der vierhundert Gegner der Polizei in dieser Nacht. Hunderttausende von ehrbaren Berliner Bürgern, die sich über die Gewalttaten aufregen, werden davon profitieren, wenn die Parteien das wahrmachen, was sie im folgenden Wahlkampf versprochen haben. Wegen der nun erkannten Wohnungsnot wurde nämlich angekündigt, daß die Mietpreisbindung für Altbauten, die in Berlin 1983 aufgehoben werden sollte, auch darüber hinaus bestehen bleiben werde. Und auch über das Leerstehen von Häusern dachte man seitdem nach.

Der Senat erklärte nun, er habe Verständnis für den moralischen Protest der Hausbesetzer. In der Vergangenheit seien in der Wohnungspolitik tatsächlich Fehler gemacht worden. Man wolle mit ihnen ins Gespräch kommen. Mindestens ein Viertel der leerstehenden Häuser befinde sich nämlich im öffentlichen Eigentum. Deshalb strebe man eine vertragliche Regelung an. Friedliche Hausbesetzer wolle man nicht kriminalisieren. Mit anderen Worten: Der bloße Hausfriedensbruch soll nicht verfolgt werden. Allerdings wolle man neue Hausbesetzungen »nach Möglichkeit« vermeiden. Räumungen sollten nur dann vorgenommen werden, wenn der Eigentümer einen Strafantrag stelle und gewährleistet sei, daß das Haus sofort einem neuen Verwendungszweck zugeführt werde. Alle anderen Straftaten, außer dem Hausfriedensbruch, die in den Häusern, aus den Häusern heraus oder bei Demonstrationen begangen werden, würden mit Entschiedenheit verfolgt. Diese Berliner Linie sei die des Augenmaßes, der Vernunft und der Gesprächsbereitschaft.

Das Problem war in der Folgezeit nur, daß die Hausbesetzer nicht gesprächsbereit waren. Sie wollten nämlich so lange nicht verhandeln, wie noch einige von ihnen im Gefängnis saßen. Es kam ein zweites Problem hinzu. Das waren die ersten Verurteilungen. Schon am Wochenende nach der Straßenschlacht vom 12. Dezember hatten sie auf ihren Demonstrationen erklärt, man müsse befürchten, daß die Verhafteten eine »Abschreckungsstrafe« erhielten. Nicht nur im Hinblick auf soziale Mißstände in der Wohnungspolitik, sondern auch in dieser Hinsicht erwiesen sie sich als weitblickend: Eine Woche nach der Wahl des neuen Senats erging das Urteil

in dem ersten Prozeß, der am Tage der Wahl begonnen hatte. Ein 24-jähriger Student, der nicht vorbestraft war, wurde zu vierzehn Monaten Freiheitsstrafe ohne Bewährung verurteilt. Ein empörend hartes Urteil. Schon am Abend und am nächsten Wochenende gab es wieder schwere Ausschreitungen in ganz West-Berlin. Die Polizei wurde mit einer neuen Taktik überrascht. In kleinen Gruppen ging man vor und zerschmiß die Fensterscheiben von Geschäften und Banken. Es wurde wieder geplündert. Bauwagen wurden umgestürzt. Die Berliner Linie des Augenmaßes, der Vernunft und der Gesprächsbereitschaft war in Gefahr, die Empörung in der Öffentlichkeit groß. 130 Fensterscheiben waren allein am ersten Abend zu Bruch gegangen. Eine Woche später erging das nächste Urteil. Es fiel noch schlimmer aus. Achtzehn Monate Freiheitsstrafe für einen 22-Jährigen, der ebenfalls nicht vorbestraft war. Und auch sie wurde nicht zur Bewährung ausgesetzt. Eine große Demonstration folgte und sogar ein Protest von Richtern und Staatsanwälten, die in der ÖTV organisiert sind.

Inzwischen wurden immer mehr Häuser besetzt. Im Dezember waren es zwanzig; Anfang Februar schon fünfzig; am Ende des Monats einhundert; Anfang Juni einhundertsechzig. Im März wurden zum erstenmal wieder Häuser geräumt, auf der Berliner Linie. Drei Häuser am Fraenkelufer, darunter die Nr. 48, deren Besetzung am 12. Dezember noch verhindert worden war, am nächsten Tag aber doch geschah. Straßennamen mit Hausnummern in Kreuzberg wurden inzwischen in Berlin wie Weinmarken mit Jahrgang gehandelt. Fraenkelufer 48 war eine bekannte Marke. Dort lokalisierte man einen harten Kern des militanten Teils der Hausbesetzer. Dort sollten Straftaten begangen worden sein, die über den Hausfriedensbruch hinausgingen. Bei der Durchsuchung und Räumung waren 800 Polizisten im Einsatz, Dienstag früh, 24. März. Sechsundzwanzig Personen wurden festgenommen. Haftbefehle ergingen.

Zwei Tage lang gab es wieder Krawalle in Kreuzberg. So ging es im April und Mai weiter. Teile der Hausbesetzer wurden weich. Es kam zu Verhandlungen mit dem Senat, denn im Juni nahten Neuwahlen. Auch die Justiz reagierte nicht mehr ganz so hart. Es ergingen Urteile, in denen die Strafen zur Bewährung ausgesetzt wurden, und Freisprüche, wegen Unglaubwürdigkeit der Aussagen von Polizisten. Es gab allerdings auch wieder Durchsuchungen von Häusern. Der Senat versuchte des öfteren, sie zu verhindern, weil er wußte, daß sich danach das Verhandlungsklima wieder verschlechterte. Aber die Staatsanwaltschaft setzte sich durch. Anschließend gab es jeweils Krawalle, die schlimmsten nach der Durchsuchung zweier Häuser in Schöneberg, Dienstag, 27. Mai. In der Nacht zum Mittwoch herrschten in Schöneberg Zustände, die vom *Tagesspiegel* als bürgerkriegsähnlich bezeichnet wurden, mit brennenden Barrikaden, gepanzerten Was-

serwerfern, steinewerfenden Demonstranten, Tränengas. Zentrum der Straßenschlacht war der Winterfeldtplatz. Sie war größer und härter als die Kreuzberger im Dezember. Mindestens doppelt soviele Demonstranten waren beteiligt. Zwei Wochen später waren Wahlen, die die CDU an die Macht brachten. Zu einer Einigung mit dem alten Senat ist es nicht mehr gekommen.
Die Probleme, mit denen er sich herumschlagen mußte, waren zu groß, die Zeit zu kurz. Das schwierigste Problem war die Justiz. Sie goß ständig Öl ins Feuer, mit Haftbeschlüssen, Abschreckungsurteilen und Durchsuchungsbefehlen, und machte damit die Einhaltung der Berliner Linie immer schwieriger. Diese Linie sollte im Grunde zwei Bereiche trennen, die man juristisch nicht so leicht trennen kann. Da die Trennung auch in Zukunft noch eine gewisse Rolle spielen wird, denn verbal hat der neue CDU-Senat erklärt, er würde die Linie fortsetzen, soll sie hier auch juristisch skizziert werden. Sie beruht auf der Unterscheidung von friedlichen und unfriedlichen Hausbesetzern. Friedliche Hausbesetzer begehen Hausfriedensbruch. Unfriedliche begehen, meistens, Landfriedensbruch. Jedenfalls wurden sie deswegen bisher regelmäßig verurteilt. Es geht also in beiden Fällen um den Frieden. Zum einen um den des Hauses, zum anderen um den des Landes. In beiden Fällen wird er gebrochen. Der erste Bruch des Friedens wird als friedlich bezeichnet, der zweite als unfriedlich.

3. Friedlicher Bruch

Wer in das Haus eines anderen widerrechtlich eindringt, wird nach § 123 des Strafgesetzbuches wegen Hausfriedensbruchs mit einer Geldstrafe oder einer Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr bestraft. »Eindringen« bedeutet: Eintritt ohne Willen des Berechtigten. Berechtigter bei leerstehenden Häusern ist der Eigentümer. Also ist jede Hausbesetzung – auch die friedliche – nach deutschem Recht regelmäßig eine Straftat. Der Hausfriedensbruch ist ein sogenanntes Antragsdelikt, er wird also strafrechtlich nur verfolgt, wenn der Berechtigte einen entsprechenden Antrag stellt. Hat der Eigentümer einen solchen Antrag gestellt, dann muß die Staatsanwaltschaft ermitteln. Und wenn sie zu dem Ergebnis kommt, der Verdacht sei gerechtfertigt, dann muß sie eigentlich Anklage erheben, denn nach § 152 der Strafprozeßordnung ist sie dazu grundsätzlich verpflichtet.
Wie kam also der Berliner Senat dazu zu sagen, friedliche Hausbesetzer würden nicht verfolgt? Nun, es gibt zwei Möglichkeiten. Entweder sagt man, ausnahmsweise sei dieses Eindringen gar keine Straftat. Das wäre also ein Problem des materiellen Strafrechts, zu beurteilen nach dem Strafgesetzbuch. Oder man nimmt an, die Straftat sei so geringfügig, daß die Staatsanwaltschaft ausnahmsweise dagegen nicht vorzugehen brauche. Das

wäre ein Problem des formellen Prozeßrechts, zu beurteilen nach der Strafprozeßordnung.

Den ersten Weg ist die Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Juristen in Nordrhein-Westfalen gegangen. Mitte April hat sie die Meinung vertreten, Hausbesetzungen seien dann nicht strafbar, wenn dadurch die aus Spekulationsgründen drohende Vernichtung brauchbaren und preisgünstigen Wohnraums verhindert werde. Wer eine Wohnung leerstehen lasse, verliere den rechtlichen Schutz vor Hausfriedensbruch. Die ASJ geht also zurück auf den Grundgedanken des Gesetzes. Zweck des § 123 ist es nämlich, den freien Willen des Eigentümers eines Hauses oder des Mieters einer Wohnung zu schützen, der dort soll tun und lassen können, was er für richtig hält. Wenn er nun etwas tun will, was von Rechts wegen nicht gebilligt werden kann, indem er zum Beispiel gegen die Zweckentfremdungsverordnung für Wohnraum verstößt, dann sei dieser Wille nicht mehr zu schützen. In der Rechtstheorie nennt man so etwas eine teleologische Reduktion: Wo der Zweck eines Gesetzes nicht mehr greift, braucht man es nicht anzuwenden. Sie ist auch im Strafrecht grundsätzlich möglich.

Der innenpolitische Sprecher der FDP-Bundestagsfraktion hat sich damals sofort gegen diese Meinung der ASJ gewendet. Ebenso der Vorsitzende eines Bundesarbeitskreises christlich-demokratischer Juristen. Starke Worte sind gefallen. Es sei in einem zivilisierten Rechtsstaat unerträglich, das Eigentum für vogelfrei zu erklären und dem Faustrecht zu überlassen. Nun kann man sich lange darüber streiten, was schlimmer ist, das Hausrecht eines Spekulanten oder das Faustrecht eines Hausbesetzers. Jedenfalls wird niemand bestreiten können, daß der Vorschlag der ASJ rechtstheoretisch möglich ist. Er hat nur kaum Aussicht, von den Gerichten akzeptiert zu werden. Da wird auch Artikel 19 der Berliner Verfassung nicht helfen, in dem es heißt: »Jedermann hat das Recht auf Wohnraum.« Er ist zwar nur ein sogenannter Programmsatz, also eine letztlich unverbindliche Aufforderung an Regierung und Parlament, entsprechende Maßnahmen zu ergreifen. Aber man könnte ihn ohne Zweifel zu einer, wie es unter Juristen heißt, »verfassungskonformen Auslegung« des § 123 des Strafgesetzbuches heranziehen. Das würde – rechtstheoretisch möglich – auf den Vorschlag der ASJ hinauslaufen. Die Aussichten, das vor den Gerichten durchzusetzen, sind gering, und zwar aus einem sehr einfachen Grund. Das Privateigentum ist eben das Fundament unserer freiheitlich demokratischen Grundordnung, und zwar nicht so sehr in seiner Sozialbindung, sondern – die Betonung liegt auf freiheitlich – mit seiner Freiheit. Es ist die Freiheit eines freien Fuchses in einem freien Hühnerstall (Roger Garaudy).

Das wird es also nicht gewesen sein, was der Berliner Senat gemeint hat. Es bleibt nur die zweite Möglichkeit. Sie ergibt sich aus den Worten des damaligen Justizsenators, der Mitte Februar in einem Interview erklärt hat,

der Hausfriedensbruch sei nur ein »kleiner Rechtsbruch«. Die CDU hatte in Bonn am gleichen Tag erklärt, Hausbesetzungen seien ein »objektiver Rechtsbruch«. Was ist der Unterschied? Eigentlich keiner. Wenn nämlich ein objektiver Rechtsbruch begangen wird und die subjektive Schuld des Täters als gering anzusehen ist, dann muß die Staatsanwaltschaft nicht nach § 152 der Strafprozeßordnung verfolgen, sondern kann nach § 153 von der Verfolgung absehen, sofern »kein öffentliches Interesse an der Verfolgung besteht«. So ist man in Berlin verfahren. Der Mangel des öffentlichen Interesses wurde vom Senat immer wieder betont, die subjektive Schuld der Hausbesetzer kann angesichts des oft monatelangen Leerstehens durchaus als gering angesehen werden, und daher hat es bisher keine Strafverfahren wegen Hausfriedensbruchs gegeben.
Bisher. Denn die Wahlen haben die Situation auch für die Justiz verändert. Es gibt einen neuen Justizsenator. Er ist zwar nicht Mitglied der CDU, aber möglicherweise nur deswegen nicht, weil sie ihm nicht konservativ genug war. Er hat im Hinblick auf den § 153 der Strafprozeßordnung ein Weisungsrecht gegenüber der Staatsanwaltschaft und könnte zum Beispiel eine allgemeine Anweisung erlassen, daß nun, angesichts der großen Zahl besetzter Häuser, trotz der geringen Schuld der Hausbesetzer doch ein öffentliches Interesse an der Strafverfolgung bestehe und Anklagen zu erheben seien. Dann wäre – durch das »öffentliche Interesse« – die schöne klare Scheidung der Berliner Linie verschwunden. Im anderen Bereich, in dem die unfriedlichen Hausbesetzer ihr Unwesen treiben, muß nämlich grundsätzlich immer Anklage erhoben werden.

4. Unfriedlicher Bruch

Es geht um den Bruch des Landfriedens, der in zwei Paragraphen geregelt ist, in § 125 und § 125 a des Strafgesetzbuches. Danach macht sich strafbar, wer aus einer Menschenmenge heraus sich an Gewalttätigkeiten beteiligt, die die öffentliche Sicherheit gefährden. Also drei Voraussetzungen: Menschenmenge, Gewalttätigkeiten, Gefährdung der öffentlichen Sicherheit. Noch während der Apo-Zeit war die Vorschrift sehr viel schärfer. Es genügte, wenn man sich bloß in einer solchen Menschenmenge aufhielt, ohne selbst Gewalttätigkeiten zu begehen. Schon das war strafbar, mit Gefängnis nicht unter drei Monaten. Sehr harte Strafen gegen Demonstranten führten Ende der sechziger Jahre zu einer Diskussion über die Liberalisierung des Demonstrationsrechts und 1970 zur Neufassung im dritten Strafrechtsreformgesetz, gegen den Widerstand der CDU. Seitdem macht man sich durch bloße Anwesenheit in einer gewalttätigen Demonstration nicht mehr strafbar, sondern nur noch dann, wenn man selbst gewalttätig wird, zum Beispiel mit Steinen, gegen Personen oder Sachen. Steine führen übrigens

gleich zur Anwendung der zweiten Vorschrift, des § 125a. Wenn man nämlich eine »Waffe« bei sich führt, begeht man schweren Landfriedensbruch mit Freiheitsstrafe von mindestens sechs Monaten.Diese Auslegung des Wortes »Waffe« ist zwar nicht zwingend. Man könnte durchaus anderer Meinung sein. Aber sie ist unter Juristen fast unumstritten.

Ohne Zweifel war in der Nacht vom 12. zum 13. Dezember Landfriedensbruch begangen worden. Es sind Steine geflogen gegen Polizisten und Fensterscheiben. Das ist gewalttätig. Eine Menschenmenge hatte sich versammelt, aus der heraus das geschah. Von ihr sprechen Juristen dann, wenn »eine Mehrheit von Personen so groß ist, daß jeder einzelne darin nicht mehr in der Lage ist, mit jedem anderen einzelnen in unmittelbare Kommunikation zu treten«. Der Bundesgerichtshof hat das schon bei elf Personen angenommen. Und die öffentliche Sicherheit ist gefährdet, wenn »für unbestimmte Personen oder Sachen die Gefahr eines Schadens« besteht. Auch das war der Fall. Für die Verurteilung eines bestimmten Angeklagten muß ihm aber nachgewiesen werden, daß er selbst Gewalttätigkeiten begangen hat. Der Nachweis wird regelmäßig durch Zeugenaussagen geführt. Als Zeugen treten Polizisten auf. Hier liegt das eine Problem dieser Prozesse.

Ohne Zweifel gibt es glaubhafte Aussagen von Polizisten. Aber es gibt auch Fälle, in denen sie es nicht sind. Die Erklärung liegt auf der Hand. Es sind Straftaten begangen worden, und die Polizei braucht Fahndungserfolge. Sonst gilt sie als unfähig. Die Polizeizeugen stehen also, besonders ihren Vorgesetzten gegenüber, unter Erfolgszwang. Sie sind zwar Beamte, aber aus diesen einfachen kriminologischen Gründen besteht eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit, daß ihre Aussagen unzutreffend sind.

Die Berliner Richter haben sich nur langsam an diese Einsicht erinnert. In den ersten Prozessen um die Hausbesetzerkrawalle wurde der Polizei noch weitgehend alles geglaubt, jeder Angeklagte verurteilt. Erst im März erging der erste Freispruch, in einem Prozeß gegen einen 33-jährigen Sozialarbeiter. Vier Polizisten belasteten ihn. Er soll einen Stein gegen sie geworfen haben. Erkannt hätten sie ihn an seiner »normalen« und »gut bürgerlichen Kleidung«. Das war wohl auch sein Glück. Ein normaler Hausbesetzer wäre möglicherweise verurteilt worden. »Ihre Aussagen enthalten unüberbrückbare Widersprüche, wichen teilweise erheblich von Bekundungen in der polizeilichen Vernehmung ab, standen erheblich im Gegensatz zu den Aussagen der am Geschehen nicht beteiligten Zeugen und waren teilweise abgesprochen«, hieß es im Urteil. Selbst der Staatsanwalt hatte Freispruch beantragt. Damit war das Eis gebrochen. Im gleichen Monat ergingen noch zwei andere Freisprüche, im Mai und Juni je fünf.

Pech hatten diejenigen, die als erste an der Reihe waren. Sie wurden nicht nur alle verurteilt, sondern einige von ihnen auch mit skandalös hohen Strafen.

Der erste erhielt für zwei Steinwürfe eine Freiheitsstrafe von vierzehn Monaten, der zweite für einen Steinwurf achtzehn Monate, jeweils ohne Bewährung, obwohl sie nicht vorbestraft waren. Beide Urteile sind inzwischen in der Berufungsinstanz bestätigt worden.

Für den Angeklagten ist bei Freiheitsstrafen am wichtigsten immer die Frage, ob zur Bewährung ausgesetzt wird oder nicht. Sie entscheidet sich nach § 56 des Strafgesetzbuches. Der Grundsatz in der Praxis lautet: Wer nicht vorbestraft ist, erhält Aussetzung zur Bewährung. Er findet sich letztlich, etwas komplizierter formuliert, in § 56 Absatz 1. In Absatz 2 wird gesagt: Bei Strafen zwischen einem und zwei Jahren ist es möglich, wenn »besondere Umstände in der Tat und in der Persönlichkeit des Verurteilten vorliegen«. Und in Absatz 3 schließlich, als letzte Regel, ist vorgeschrieben, daß weder nach Absatz 1 noch nach Absatz 2 ausgesetzt werden darf, »wenn die Verteidigung der Rechtsordnung« die Vollstreckung der Strafe gebietet.

Grob gesprochen hat § 56 also folgendes vorgeschrieben: Bis zu einem Jahr wird bei Fehlen von Vorstrafen grundsätzlich ausgesetzt, von einem bis zu zwei Jahren nur ausnahmsweise, und beides nicht, wenn die Rechtsordnung verteidigt werden muß. Wann sie zu verteidigen ist, das ist eine schwierige Frage, nicht nur wegen der nebulösen Formulierung des Gesetzes. Die Vorschrift wird selten angewendet, weil die Gerichte, wenn sie nicht aussetzen wollen, einfach nur im Strafmaß über die Jahresgrenze zu gehen brauchen und dann sagen können: besondere Gründe für eine Aussetzung zur Bewährung liegen nicht vor. So war es auch in diesen beiden Fällen.

Das Problem der Verurteilungen liegt also in der Höhe der Strafe, die die Jahresgrenze überschreiten. Wie man normalerweise bei Angeklagten entscheidet, die nicht vorbestraft sind, sollen einige andere Fälle zeigen.

Im Oktober 1980 verhandelte das Landgericht Moabit gegen einen 54-jährigen Senatsrat, der einen Verkehrsunfall verursacht hatte. Danach war er mit Tritten und Beleidigungen gegen Polizisten vorgegangen. Er erhielt sechs Monate, mit Bewährung.

Ein 21-Jähriger, Mitglied der rechtsradikalen Wikingjugend, hatte sich an einem Überfall auf das Thomas-Weißbecker-Haus in Kreuzberg beteiligt, in dem ein Jugendkollektiv lebt. Fünfzehn bis zwanzig Mitglieder der Wikingjugend waren maskiert und teilweise mit Knüppeln bewaffnet in das Haus eingedrungen. Sie demolierten die Einrichtungen, selbst das Treppengeländer ging zu Bruch, und die Bewohner wurden tätlich angegriffen, einer von ihnen schwer verletzt, allerdings nicht vom Angeklagten, den man für seine Beteiligung an diesem Überfall zu drei Tagen Kurzarrest verurteilt hat.

Im April dieses Jahres stand ein 56-jähriger Oberamtsrat vor Gericht. Seine Frau hatte ihm einen Brief ihres Rechtsanwalts überreicht, in dem von ihrer Scheidungsabsicht, dem Sorgerecht für die Kinder und der Aufteilung des Vermögens die Rede war. Am nächsten Tag hat er sie mit einem Messer angegriffen und sie am Hals und im Gesicht erheblich verletzt. Nur mit einem Sprung aus dem Fenster konnte sie sich retten. Er erhielt eine Freiheitsstrafe von acht Monaten, mit Bewährung.

Im Mai wurde gegen zwei etwa 30-jährige Brüder verhandelt, denen ein Mietshaus in Lichterfelde gehört. Wegen rechtswidriger Abstandszahlungen war es zum Streit mit Mietern gekommen, die daraufhin von ihnen terrorisiert wurden und herausgedrängt werden sollten, mit Beleidigungen, Erpressungen und gefährlichen Körperverletzungen. Die Vielzahl der Fälle rechtfertige kaum noch die Verhängung einer Freiheitsstrafe, die zur Bewährung ausgesetzt werden könne, erklärte der Richter. Sie erhielten ein Jahr, mit Bewährung.
In Neuß gab es im Februar einen Prozeß gegen einen 33-jährigen Polizisten. Er hatte im April des letzten Jahres bei einer Polizeikontrolle einen Autofahrer mit einem Schuß aus seiner Maschinenpistole getötet, ohne Anlaß, wie das Gericht feststellte, denn der Wagen habe schon gestanden oder sei höchstens noch langsam ausgerollt, als der Polizist mit der Maschinenpistole auf ihn zuging und den Fahrer aus geringer Entfernung durch die Windschutzscheibe erschoß. Das gab sieben Monate Freiheitsstrafe, mit Bewährung.

Sicher, das läßt sich alles nur schwer vergleichen. Aber sind Tritte gegen Polizisten wirklich etwas anderes als Steine und wird, wenn ein Unterschied besteht, das nicht längst wieder dadurch ausgeglichen, daß es sich im einen Fall um Jugendliche handelt, die, wie allgemein anerkannt wird, in berechtigter Empörung gegen soziale Mißstände im Wohnungswesen protestieren, und im anderen um einen älteren hohen Beamten, der nun wirklich wissen müßte, daß man nicht gewaltsam gegen die Polizei vorgehen darf? Und ist der Tod eines Autofahrers, leichtfertig verursacht, nicht genauso schlimm wie die vorsätzliche Verletzung eines Polizisten? Sind Angriffe auf Polizisten schlimmer als solche auf wehrlose Jugendliche oder Frauen? Die Fragen wurden am 19. März dieses Jahres beantwortet, im sechsten Demonstrantenprozeß.
Nun ging es doch um die Verteidigung der Rechtsordnung. Ein 22-jähriger Student wurde zu einem Jahr Freiheitsstrafe verurteilt, weil er mit Steinen mehrere Schaufensterscheiben und die Scheibe eines Autos eingeworfen hatte; die Strafe wurde nicht zur Bewährung ausgesetzt, obwohl die Persönlichkeit des nicht vorbestraften Angeklagten die Aussetzung zur Bewährung eigentlich rechtfertigte, wie der Richter ausdrücklich betonte. Warum nicht? Weil »die Verteidigung der Rechtsordnung und die Abschrekkung anderer« die Vollstreckung der Strafe gebiete: § 56 Absatz 3 des Strafgesetzbuches.
Der Abschreckungsgedanke ist im heutigen Strafrecht weitgehend abgeschafft, ersetzt durch das Ziel der individuellen Bestrafung und der Resozialisierung des Täters. Nur im allgemeinen Strafrahmen ist er noch erhalten, indem der Gesetzgeber für bestimmte Taten, vor denen er besonders abschrecken will, höhere Strafen vorsieht als für andere. In der Sprache der Juristen spricht man nicht so gern von Abschreckung. Man sagt Generalprävention. Also juristisch gesprochen: Es gibt nur noch eine allgemeine Generalprävention. Die spezielle Generalprävention, über die Bestrafung eines speziellen Täters, ist vom Gesetzgeber abgeschafft. Und die Erklärung ist ganz einfach. Sie verstößt nämlich gegen die Würde des Men-

schen. Wenn ich einen einzelnen zur Abschreckung besonders hart bestrafe, behandele ich ihn nicht als individuellen Menschen in seiner individuellen Schuld, sondern benutze ihn als Instrument, als Sache, und das ist genau das, was unsere Verfassung verbietet, wenn Artikel 1 des Grundgesetzes fordert, daß die Würde des Menschen für den Staat unantastbar sei.
»Verteidigung der Rechtsordnung« kann also nicht Abschreckung bedeuten, sondern, wie man allgemein annimmt, »Erhaltung der Rechtstreue der Bevölkerung« im allgemeinen. Eine Vollstreckung muß dann durchgeführt werden, wenn andernfalls eine ernstliche Gefährdung der rechtlichen Gesinnung der Bevölkerung als Folge schwindenden Vertrauens in die Funktion der Rechtspflege zu besorgen wäre, zum Beispiel weil die Aussetzung als ungerechtfertigte Milde erschiene. Bei der Abschreckung geht es um das Gegenteil, nämlich um besondere Härte. Also kann sie gar nicht hierher gehören. (Der Bundesgerichtshof sah das 1970 anders: Entscheidungen in Strafsachen, 24. Band, Seite 40.)
Der Richter in Moabit hat also die Katze aus dem Sack gelassen. Es sind verfassungswidrige Abschreckungsurteile. Ähnlich hatte sich schon im zweiten Prozeß eine Richterin geäußert. Es sei noch nie gut gewesen, sagte sie, »dem Mob der Straße nachzugeben«. Das habe die Geschichte gelehrt. Nun, was uns in Deutschland die Geschichte lehrt, darüber kann man sicher streiten. Und was immer die Richterin damit gemeint haben mag, es klingt eine Aufgeregtheit durch, die bei Richtern nicht angebracht ist. Sie hat sich dann langsam gelegt. Eine Woche später, noch im Februar, erging das erste Urteil über zwölf Monate Freiheitsstrafe mit Bewährung, und in diesem Rahmen, zwischen sechs und zwölf Monaten mit einer Aussetzung, bewegten sich dann die meisten folgenden Urteile. Die dritte Gewalt hatte allmählich wieder zur Normalität zurückgefunden, nach schmerzlichen Opfern, und nicht ohne Schaden für die zweite Gewalt.

5. Zweite und dritte Gewalt, der Staatsanwalt dazwischen

Selten sind bei uns politische Auseinandersetzungen zwischen Regierung und Justiz so deutlich geworden wie Anfang 1981 in Berlin. Sicher, auf der höheren Ebene des Bundesverfassungsgerichts, der Regierung in Bonn und ihrer sozialliberalen Mehrheit im Bundestag hat es oft viel größere Bedeutung, wenn liberale Politik durch konservative Justiz unmöglich gemacht oder behindert wird, bei der Fristenlösung des § 218, den Ostverträgen oder in der Mitbestimmung. Aber es spielt sich auf einer höheren Ebene ab, ruhiger, allgemeiner. In Berlin ging es fast um Tagespolitik. Politische Auseinandersetzungen darüber gibt es selten zwischen zweiter und dritter Gewalt.

Der Berliner Senat wollte mit den Hausbesetzern ins Gespräch kommen. Er hatte seine Berliner Linie entwickelt und versuchte, bis zu den Wahlen zu retten, was zu retten war. Die ersten harten Urteile in Moabit haben die ohnehin bestehenden Schwierigkeiten außerordentlich verschärft. Der Senat hat sich dazu direkt nie geäußert. Das wäre wohl als Verletzung des Prinzips der Gewaltenteilung angesehen worden. Erst Anfang Mai hat der Justizsenator bei der Eröffnung des 5. Strafverteidigertages sich dafür eingesetzt, daß man die Bewährungsmöglichkeit im Zusammenhang mit der Strafverfolgung von gewalttätigen Demonstranten ausweiten, ihnen die Chance zur Umkehr lassen und nicht durch den Vollzug von Freiheitsstrafen bei Ersttätern ihre Haltung verhärten solle. Das war, direkt, nur eine Aufforderung an den Gesetzgeber zur Änderung des § 56, indirekt aber auch eine Kritik an den skandalös harten Urteilen in Moabit.

Eine besondere Rolle spielt in diesem Zusammenhang die Staatsanwaltschaft. Es war die große Stunde der Abteilung P, die die politischen Straftaten verfolgt. In ihr führt ein Staatsanwalt das Wort, der sehr deutlich mit unbarmherziger Härte gegen die Hausbesetzer vorging. Jung, dynamisch, progressiv. Man tut ihm wohl nicht Unrecht, wenn man annimmt, daß ihm die Politik der CDU sehr viel näher liegt als die der SPD, eine Stimmung, die in der Abteilung insgesamt vorzuherrschen scheint. Und nun wunderte man sich in Berlin, was sich der Justizsenator durch diese Abteilung alles bieten ließ, obwohl er doch gegenüber der Staatsanwaltschaft ein Weisungsrecht hatte.

Es begann im Februar, in dem Verfahren gegen den Studenten, dessen einjährige Freiheitsstrafe im März nicht zur Bewährung ausgesetzt wurde, weil die Rechtsordnung verteidigt werden mußte. Es war ein merkwürdiges Verfahren. Nach seiner Festnahme im Dezember hatte die Staatsanwaltschaft einen Haftbefehl nicht beantragt. Er wurde also freigelassen. Über einen Monat später stellte die Staatsanwaltschaft den Antrag, der aber vom Richter abgelehnt wurde. Die Staatsanwaltschaft legte Beschwerde ein. Daraufhin erließ das Landgericht Ende Januar einen Haftbefehl. Mitte Februar wurde eine Kaution gestellt, daraufhin erhielt er Haftverschonung. Das war wieder ein Beschluß des zuständigen Haftrichters. Die Staatsanwaltschaft konnte dagegen wiederum Beschwerde beim Landgericht einlegen. Darum ging es nun.

Nach der Entlassung dieses Studenten waren noch fünf in Haft. Solange sie nicht freigelassen waren, wollten die Hausbesetzer nicht mit dem Senat verhandeln. Eine neue Verhaftung hätte also das Klima weiter verschlechtert, ganz abgesehen davon, daß die Haftbefehle ungerechtfertigt waren. Der Justizsenator wandte sich deshalb an die Staatsanwaltschaft mit der Bitte, gegen die Haftverschonung keine Beschwerde einzulegen. Diese Bitte war, wie man am nächsten Tag aus dem Berliner Senat hörte, ein »außerordentlich

nachdrücklicher Wunsch«. Erst als er sah, daß die Staatsanwaltschaft hart bleiben wollte, erteilte er ihr eine dienstliche Weisung. Aber sie kam zu spät. Die Beschwerde war eingelegt und das Landgericht hatte schnell entschieden. Der Angeklagte wurde wieder verhaftet. Die halbamtliche Stimme aus dem Berliner Senat: »eine große Schweinerei«. Wenige Tage später ging der Kampf weiter. An ihm beteiligte sich nun auch der Innensenator und sein Untergebener, der Polizeipräsident.

Sie kämpften über einen Monat gegen die Durchsuchung eines besetzten Hauses in Kreuzberg, Luckauer Straße 3. Anfang Februar hatte die Staatsanwaltschaft einen richterlichen Beschluß erwirkt, in dem die Durchsuchung angeordnet wurde. Sie meinte, aus dem Haus würden Straftaten begangen, die über den bloßen Hausfriedensbruch hinausgingen, »Vermögensdelikte und Gewalttaten«. Zehn Tage später leitete sie den Beschluß an die Polizei weiter. Mit der Weiterleitung verband sie eine erste ungewöhnliche Maßnahme, nämlich eine Fristsetzung. »Frist eine Woche« hieß es in ihrer Verfügung, eine Formulierung, die es bis dahin gegenüber der Polizei nicht gegeben hatte. Offensichtlich hatte der Staatsanwalt geahnt, daß der Polizeipräsident sich Zeit lassen würde. So war es. Denn alle wußten, daß die Wogen wieder hochschlagen würden, die sich inzwischen beruhigt hatten. Im Februar war es ziemlich ruhig. Deshalb wandte sich der Polizeipräsident an den Staatsanwalt mit der Bitte, die Frist zu verlängern. Er wollte die Versuche von Verhandlungen zwischen Hausbesetzern und Senat nicht stören. Offensichtlich aber der Staatsanwalt, denn er ergriff nun eine zweite ungewöhnliche Maßnahme, die man beamtenrechtlich »Flucht an die Öffentlichkeit« nennt. Zwei Stunden später war die Presse informiert, und die CDU konnte in der nächsten Woche in einer aufgeregten Debatte des Abgeordnetenhauses erklären, mit dem Verhalten des Senats sei die »Grenze des Rechtsstaats« überschritten. Inzwischen äußerten Staatsanwälte gegenüber Journalisten, man denke darüber nach, ob gegen den Polizeipräsidenten ein Ermittlungsverfahren einzuleiten sei wegen des dringenden Verdachts der Strafvereitelung im Amte. Dann einigte man sich mit der Polizei. Vorläufig sollte nichts geräumt werden.

Knapp einen Monat später ging es wieder los. Die Staatsanwaltschaft bestand auf der Durchsuchung. Eine neue Bitte um Fristverlängerung kam kaum noch in Frage. Die einzige Möglichkeit für den Senat blieb in einer dienstlichen Weisung durch den Justizsenator. Sie erging am 1. April. Die Staatsanwaltschaft wurde angewiesen, das besetzte Haus vorläufig nicht zu durchsuchen. Der Justizsenator begründete die Weisung: Sie sei aus Sicherheitsüberlegungen ergangen und nach dem Grundsatz der Verhältnismäßigkeit. Es liefen Verhandlungen mit den Hausbesetzern, die den Zweck hätten, den Rechtsfrieden in der Stadt zu sichern. Dieses Ziel habe den

Vorrang vor dem der Verfolgung von Straftaten. Er hatte sich damit in ein gefährliches Gelände begeben, denn so einfach ist es mit seinem Weisungsrecht nicht. Der Generalstaatsanwalt sprach von einem »ernsten Konflikt«. Es fand eine Besprechung statt beim Regierenden Bürgermeister, in der man sich einigte.

Eine Woche später wurde das Haus Luckauer Straße 3 durchsucht: Dienstagnachmittag, 7. April. Hunderte von Polizisten drangen nach und nach in das Gebäude ein, nachdem sie sich mit Sägen, Spitzhacken und Stemmeisen einen Weg durch die versperrten Türen gebahnt hatten. Hinter der Eingangstür sei eine Falltür eingebaut gewesen, und teilweise seien die Beamten mit Katapulten beschossen worden, berichtete die Justizpressestelle. Etwa eineinhalb Stunden nach Beginn des Einsatzes verließen die ersten Besetzer einzeln und freiwillig das Haus durch ein Spalier von Polizisten. Sie wurden mit Sofortbildkameras fotografiert, bevor sie in die Polizeiwagen stiegen. Es war der gesamte Besetzerrat, der sich dort versammelt hatte, darunter auch, wie die Staatsanwaltschaft mitteilte, der Sohn des Polizeipräsidenten. Gegen den Vater und seinen Vorgesetzten, den Innensenator, leitete sie ein Ermittlungsverfahren ein, wegen Strafvereitelung im Amt. Den Justizsenator verschonte sie.

Sein Weisungsrecht hatte ja praktisch versagt, und in diesem Fall gab es wirklich juristische Probleme. In § 146 des Gerichtsverfassungsgesetzes heißt es zwar: »Die Beamten der Staatsanwaltschaft haben den dienstlichen Weisungen ihres Vorgesetzten nachzukommen.« Aber dieses Weisungsrecht hat eine Grenze. Das ist § 152 der Strafprozeßordnung: »Zur Erhebung der öffentlichen Klage ist die Staatsanwaltschaft berufen. Sie ist, soweit nicht gesetzlich ein anderes bestimmt ist, verpflichtet, wegen aller verfolgbaren Straftaten einzuschreiten, sofern zureichende tatsächliche Anhaltspunkte vorliegen.« Die Staatsanwaltschaft muß Straftaten grundsätzlich verfolgen, ob sie will oder nicht. Dieser Verfolgungszwang wird Legalitätsprinzip genannt. Die Grenze des Weisungsrechts eines Justizministers oder Justizsenators ist also das Legalitätsprinzip. Nur dort, wo das Legalitätsprinzip nicht gilt, sind Weisungen möglich. Das Legalitätsprinzip gilt, wie es in § 152 der Strafprozeßordnung heißt, »soweit nicht gesetzlich ein anderes bestimmt ist«. Etwas anderes ist zum Beispiel bestimmt im nächsten Paragraphen, § 153. Wenn die subjektive Schuld gering und öffentliches Interesse an der Strafverfolgung nicht vorhanden ist, kann der Staatsanwalt von der Verfolgung absehen. Er muß nicht, aber er kann. Ob er es tut, hängt davon ab, ob er es für opportun hält. Deshalb sagt man, § 153 enthalte das Opportunitätsprinzip. Es ist eine Ausnahme vom Legalitätsprinzip, und hier sind Weisungen möglich.

Die Durchsuchung der Luckauer Straße 3 sollte vorgenommen werden wegen des Verdachts von Straftaten, die wohl kaum unter § 153 fallen dürften, also im Rahmen des Legalitätsprinzips. Und hier war eine Weisung an sich nicht möglich, es sei denn, man vertritt die Meinung, der Senator könne zwar nicht über das »Ob«, wohl aber über das »Wann« und »Wie« einer Durchsuchung entscheiden. Aus den amtlichen Richtlinien für die Tätigkeit der Staatsanwälte dürfte sich allerdings eher das Gegenteil ergeben. Überhaupt werfen Weisungen an Staatsanwälte immer schwierige Probleme

auf, weil die Staatsanwaltschaft irgendwie in der Mitte steht zwischen Regierung und Justiz, zwischen zweiter und dritter Gewalt.
Die Einrichtung von Staatsanwaltschaften im 19. Jahrhundert war ohne Zweifel ein großer Fortschritt. Damals wie heute haben sie die Funktion, die Objektivität des Richters zu verstärken, indem sie, und nicht er, die Untersuchung vor der Verhandlung durchführen und Anklage erheben. Bis zum 19. Jahrhundert gab es den Inquisitionsprozeß. Der Richter führte selbst die Untersuchung, erhob Anklage und sprach das Urteil. Mit anderen Worten: War ein Verdächtiger angeklagt, dann war er auch schon fast verurteilt. Der Staatsanwalt hat also eine wichtige Funktion. Wie wichtig sie ist, und besonders seine Unabhängigkeit, darüber streitet man sich seit dem 19. Jahrhundert. Die stärksten Worte dazu fielen kurz vor dem Ersten Weltkrieg, als der Berliner Oberstaatsanwalt Isenbiel in einem politischen Prozeß der staunenden Mitwelt verkündete, die Staatsanwaltschaft sei »die objektivste Behörde der Welt«. Damit wurde der Staatsanwalt auf die Ebene des Richters gehoben, was leicht übertrieben sein dürfte, wie wohl an seinen Moabiter Nachfolgern in der Abteilung P zu zeigen wäre.
Wo ist die Lösung? Wir brauchen keine mehr. Denn die Staatsanwälte haben nun eine Regierung, mit der auch Dr. Isenbiel zufrieden sein könnte. Die objektivste Behörde der Welt ist deshalb Ende Juni dazu übergegangen, die Berliner Linie abzuschaffen.
Sowohl die alte wie die neue Regierung haben erklärt, Räumungen von besetzten Häusern würden nur dann stattfinden, wenn der Eigentümer einen Strafantrag wegen Hausfriedensbruchs gestellt habe und ein sofort umsetzbarer Nutzungsplan vorliege. Das ist die offizielle Politik des Berliner Senats. Was tut die Staatsanwaltschaft? Innerhalb der Berliner Linie beantragt sie Durchsuchungsbefehle für Häuser wegen Straftaten, die über den bloßen Hausfriedensbruch hinausgehen. Am liebsten wegen Stromdiebstahls, also wegen des Verdachts, die Hausbesetzer würden kurzgeschlossen dem Netz ohne Zähler Strom entnehmen. Die Polizei führt die Durchsuchung durch, mit großem Aufgebot und dem die Untersuchung führenden Staatsanwalt. Die im Haus Anwesenden werden wegen Verdachts einer Straftat vorläufig festgenommen. Dabei nahm die Polizei in der letzten Zeit regelmäßig die Schlüssel des Hauses von den Vertrauensleuten der Besetzer in Empfang und gab sie ihnen nach der Durchsuchung wieder zurück. Das wurde vorher vereinbart, um Unruhen zu vermeiden. Es hieß dann: Das ist keine Räumung, sondern nur eine Durchsuchung. Seit Ende Juni nimmt der Staatsanwalt die Schlüssel an sich und gibt sie dem zufällig anwesenden Eigentümer. Damit hat er gleichzeitig geräumt. So einfach ist das. Und um die Sache auch für die Zukunft ganz klar zu machen, leitet er ein Ermittlungsverfahren gegen diejenigen Polizisten ein, die in der Vergangenheit die Schlüssel an die Vertrauensleute zurückgegeben haben. Wegen

Verdachts der Beihilfe zum Hausfriedensbruch. Jung, dynamisch, objektiv. Dies sei, sagte ein Justizpressesprecher, keine eigenständige politische Linie der Staatsanwaltschaft. Das Vorgehen habe allerdings politische Auswirkungen.

6. Kriminelle Vereinigungen

Die deutsche Justiz hat sich bekanntlich immer geweigert, die SS oder Einsatzgruppen als kriminelle Vereinigungen im Sinne des § 129 des Strafgesetzbuches zu behandeln, deren Mitgliedschaft allein schon strafbar ist, ohne daß dem einzelnen nachgewiesen werden muß, daß er noch andere Straftaten begangen, also selbst getötet oder Beihilfe dazu geleistet hat. Das ist angesichts der Ermordung von sechs Millionen Juden und einer großen Zahl anderer Opfer sicherlich eine beachtliche juristische Leistung. Sie wird nun dadurch ergänzt, daß zunehmend Hausbesetzer nach dieser Vorschrift verfolgt werden.

§ 129 stellt die Gründung, Mitgliedschaft oder Unterstützung einer Vereinigung unter Strafe, deren Zweck darauf gerichtet ist, Straftaten zu begehen. Daß Hausbesetzer darunter fallen können, hat der Bundesgerichtshof schon 1975 entschieden (*Neue Juristische Wochenschrift* 1975, Seite 985).

Es war die Ekhofstraße 39 in Hamburg-Wandsbek. Bei der Räumung kam es zu Auseinandersetzungen mit der Polizei. Die Angeklagten wurden vom Landgericht Hamburg wegen Hausfriedensbruchs, Landfriedensbruchs, Widerstands und Körperverletzung verurteilt, aber nicht, wie die Staatsanwaltschaft beantragt hatte, wegen Bildung einer kriminellen Vereinigung. Die Staatsanwaltschaft legte Revision ein. Und der Bundesgerichtshof gab ihr recht.

Hausbesetzer bilden Gruppen. Jeweils eine pro Haus kann man im Sinne des § 129 wohl als eine Vereinigung ansehen, die gemeinsame Zwecke verfolgt, nämlich in erster Linie, das Haus zu besetzen. Die Besetzung eines Hauses ist ein Hausfriedensbruch. Darum kommt man nicht herum. Insofern ist der Zweck der Vereinigung darauf gerichtet, Straftaten zu begehen. Aber das allein genügt nicht für die Anwendung des § 129. Es müssen nämlich Straftaten von erheblichem Unrechtsgehalt sein. Und das ist der Hausfriedensbruch nicht. Darum ging es auch nicht in dem Prozeß, denn es war noch mehr passiert. Die Besetzer der Ekhofstraße hatten sich nämlich auf die befürchtete Räumung vorbereitet. Und das war es, was den Bundesgerichtshof zu der Entscheidung von 1975 veranlaßte.

Die Besetzer hatten Türen und Fenster mit Balken, Brettern und Maschendraht verbarrikadiert und die Treppe mit einem spanischen Reiter versperrt. Man fand dort halbierte Feld- und Ziegelsteine. Sie wurden vom Bundesgerichtshof als lebensgefährdende Angriffswaffen bezeichnet, die als Wurfge-

schosse Verwendung finden sollten. Es ist eben alles relativ. Der Nato-»Nachrüstungs«beschluß wird die Richter in Karlsruhe nicht in Aufregung versetzt haben. Raketen mit Atomsprengköpfen sind in der Bundesrepublik rechtmäßig. Aber halbierte Ziegelsteine in einem besetzten Haus führen zu harten Reaktionen. Wieviele der Richter wohl noch miterlebt haben, wie wir ganz Europa zu erobern versuchten? Und wie werden sie reagiert haben? Ist es nicht besser, unsere Jugend besetzt fremde Häuser als fremde Länder? Juristen werden mir jetzt vorwerfen, ich schweifte ab. Also zurück zu BGH NJW 1975, 985. Es waren nicht nur Steine, sondern auch Katapulte mit Glas- und Stahlkugeln. Und: »Ein im zweiten Stockwerk gelegenes Zimmer war als ›Hauptverbandsplatz‹ hergerichtet. Die Errichtung eines Wachtpostendienstes und einer Funkzentrale als Alarm-, Nachrichten- und Führungsorgane runden das Bild entschlossener Kampfbereitschaft ab.« Ich muß doch noch einmal wenigstens auf die SS zu sprechen kommen und frage den dritten Strafsenat, ob das alles nicht sehr stark in die Richtung deutet, auch sie als kriminelle Vereinigung zu behandeln. Denn auch bei ihr gab es Hauptverbandsplätze, Wachposten, Funkzentralen und Nachrichten- und Führungsorgane. Und sie hat Millionen von Menschen umgebracht, anders als die Leute in der Ekhofstraße.

Das Hamburger Landgericht hatte gemeint, dies alles sei im Verhältnis zum eigentlichen gemeinsamen Zweck, nämlich der Hausbesetzung als einfachem Hausfriedensbruch, nur von untergeordneter Bedeutung. Mit anderen Worten: Die Besetzer würden dort in erster Linie nur wohnen wollen, nicht kämpfen. Damit berief es sich auf § 129 Absatz 2 Nr. 2, wo es heißt, daß man sich als Mitglied einer solchen Vereinigung dann nicht strafbar macht, wenn die Begehung dieser Straftaten im Gesamtzusammenhang ihrer Tätigkeit nur von untergeordneter Bedeutung ist. Wenn sie also in erster Linie dort wohnen und zusammenleben wollen. Nein, sagt der Bundesgerichtshof: Damit verkenne das Landgericht die Bedeutung, die das Verhalten dieser Angeklagten für die innere Sicherheit hatte, die durch sie massiv beeinträchtigt worden sei. Ich komme jetzt auch nicht mehr auf die SS zu sprechen, sondern lasse das als höchstrichterliche Rechtsprechung einfach so stehen. In der Ekhofstraße 39 gab es also eine kriminelle Vereinigung.

Auf dieses Urteil griff nun die Berliner Staatsanwaltschaft 1981 zurück, zum ersten Mal Anfang Februar. Es war nach den schweren Ausschreitungen an dem Wochenende, als das erste harte Urteil gesprochen worden war. Die Polizei wurde von der neuen Taktik überrascht, daß man in kleinen Gruppen auftrat und eine große Zahl von Fensterscheiben in ganz Berlin zerschmiß. Deshalb ließ sie erklären, man prüfe, ob nicht nach § 129 vorgegangen werden könne, bevor Straftaten begangen würden. Man nahm Kontakt auf mit der Staatsanwaltschaft. Dann hörte man nichts mehr davon, bis Mitte März. Am 10. März wurde das Haus Obentrautstraße 44 in Kreuzberg

geräumt. Nach Angaben der Justizverwaltung – also der Staatsanwaltschaft – war das Haus verrammelt. Unter Fenstern habe man abgelegte Steine gefunden und Säureflaschen, die zum Herstellen von Molotow-Cocktails geeignet gewesen seien. Aha. Also beantragte man Haftbefehle nach § 129, was vom Ermittlungsrichter abgelehnt wurde. Es reichte nicht. Aber die Staatsanwaltschaft gab nicht auf. Eine Woche später wurden die Häuser am Fraenkelufer geräumt. Hinweise auf die Bildung einer kriminellen Vereinigung fanden sich im Haus Nummer 46: Schlagwerkzeuge, Katapulte, Funkgeräte, Krähenfüße. Aber dort wurden keine Besetzer angetroffen. Also mußten die Ermittlungen nach § 129 gegen Unbekannt geführt werden.

Nun, Politik ist die Kunst des langsamen Bohrens dicker Bretter. Das gilt auch für die Staatsanwaltschaft. Im April mußte sie noch einmal einen vergeblichen Anlauf machen, dann schließlich, Ende des Monats, hatte sie die ersten Haftbefehle wegen des Verdachts der Bildung einer kriminellen Vereinigung. Im April, bei der wochenlang umstrittenen und dann endlich erzwungenen Durchsuchung der Luckauer Straße 3, gab es zwar einige Einrichtungen, die als Hebel für die Anwendung des § 129 hätten dienen können, ein versperrter Eingang und eine Falltür dahinter, aber es waren mehr als 100 Personen im Haus und seinem Hof, eben der ganze Besetzerrat, so daß auch hier die Ermittlungen wieder gegen Unbekannt geführt werden mußten. Man konnte nicht so gut so viele Menschen damit in Verbindung bringen, zumal die Haftrichter sich bisher bei der Anwendung des § 129 zurückgehalten hatten. Aber es dauerte nur noch drei Wochen, und es war geschafft. Am Mittwoch, dem 29. April, wurde das Haus Herrnhuter Weg 12 in Neukölln durchsucht. Es soll »festungsartig ausgebaut« gewesen sein, mit Stahltüren und Gittern verbarrikadiert. Die Polizei war über das Dach eingedrungen. Und nun ergingen tatsächlich zwölf Haftbefehle wegen Gründung einer kriminellen Vereinigung. Die Verteidiger beschwerten sich zwar, die Festgenommenen seien nicht dem eigentlich zuständigen Bereitschaftsrichter vorgeführt worden, sondern einem »unerfahrenen« Vertreter. Aber es half nicht viel. Zehn der Betroffenen wurde Haftverschonung gewährt.

Das Urteil des Bundesgerichtshofs von 1975 ist auch für normale Juristen problematisch. Nicht zufällig hatte das Hamburger Landgericht sich zunächst geweigert, mit dieser scharfen Waffe gegen Hausbesetzer vorzugehen. Deshalb waren in Moabit einige Widerstände zu überwinden. Immerhin, in drei Monaten hatte man es geschafft. Irgendwann werden die ersten Anklagen erhoben werden und, mit ein wenig Glück für die Staatsanwaltschaft und ein bißchen Pech für die Hausbesetzer, die ersten Verurteilungen erfolgen. Das Leben ist eben hart. Aber ungerecht.

Meyers Großes Konversationslexikon, A bis Astigmatismus, Erster Band, sechste Auflage, 1904: »Amnestie, griechisch: das Vergessen, allgemeine Begnadigung in Bezug auf eine ganze Klasse von Verbrechen oder Verbrechern, im Gegensatze zu der in einem einzelnen Fall gewährten Begnadigung; kommt am häufigsten bei sogenannten politischen Verbrechen vor und wird in Monarchien insbesondere bei freudigen Ereignissen innerhalb der regierenden Familie gewährt.« Als der König noch alle Staatsgewalt in sich vereinigte, Gesetzgebung, Regierung und Rechtsprechung, war es sein Recht, zu begnadigen und zu amnestieren. Mit der Teilung der Gewalten ist das Begnadigungsrecht auf das Staatsoberhaupt übergegangen oder auf die Regierung. Die Amnestie wurde Sache des Parlaments.

Seit Anfang Februar denkt man unter Hausbesetzern in Berlin über die harten Urteile nach, die einzelne getroffen haben. Die etwa vierzig Urteile bis Anfang Juli sind sehr unterschiedlich ausgefallen, darunter allein vier Freiheitsstrafen ohne Bewährung gegen nicht vorbestrafte Angeklagte. In anderen Fällen, die völlig gleich gelagert sind, waren die Strafen niedriger und wurden zur Bewährung ausgesetzt. In einem Prozeß Ende Februar ist ein Angeklagter zu einem Jahr mit Bewährung verurteilt worden. Er hatte Steine gegen Polizisten geworfen, wie die anderen, die höhere Strafen erhalten hatten. Der Richter in diesem Prozeß erklärte bei der Urteilsverkündung, ein anderes Gericht hätte auch zu zwei Jahren ohne Bewährung kommen können. Dies seien »Dinge«, die rational nicht mehr nachzuvollziehen« seien (*Tagesspiegel*, 27. Februar 1981).

Die hohen Strafen werfen viele Probleme auf. Sie sind als Abschreckungsurteile in sich selbst verfassungswidrig, weil sie gegen die Menschenwürde verstoßen, gegen Artikel 1 des Grundgesetzes. Sie sind im Vergleich mit der größeren Zahl milderer Urteile verfassungswidrig, weil hier zu Lasten einzelner gegen das Gebot der Gleichbehandlung verstoßen worden ist, Artikel 3 des Grundgesetzes. Eine Korrektur innerhalb der Justiz wird nicht möglich sein. Die beiden ersten sind schon vom Landgericht bestätigt worden. Das ist das Ergebnis der Auseinandersetzung zwischen zweiter und dritter Gewalt. Einziger Ausweg aus dem Dilemma bleibt die erste Gewalt mit einem Amnestiegesetz. Es kommt noch ein zweiter Grund hinzu, nämlich die hohe Zahl der inzwischen laufenden Verfahren. Vom 12. Dezember bis Anfang Juli sind nach Angaben des Polizeipräsidenten im Zusammenhang mit Hausbesetzungen oder Demonstrationen 1084 Personen festgenommen oder überprüft worden. Man kann also davon ausgehen, daß mindestens so viele, wahrscheinlich noch mehr Ermittlungsverfahren eingeleitet worden sind. Bis Ende des Jahres werden es vielleicht schon zweitausend sein. Das ist das gleiche wie zur Apo-Zeit: ein Krieg der Justiz

gegen die junge Generation. Er muß so schnell wie möglich beendet werden, und da hilft nur ein Gesetz.

Es ist, mit diesen hohen Zahlen und harten Strafen, zunächst ein Berliner Problem. Deshalb liegt es nahe, die Lösung über ein Gesetz des Abgeordnetenhauses zu suchen. Aber seit einem halben Jahr wurde auf entsprechende Forderungen entgegnet, es gehe nicht. Warum nicht? Aus Rechtsgründen. Nur der Bundestag könne eine Amnestie erlassen, heißt es. Das sagte noch der alte Senat; das wird auch der neue sagen, und im Abgeordnetenhaus wird man das gleiche hören. Nun ist es im Grunde gleichgültig, wer das Gesetz erläßt. Vielleicht ist es wegen der in der Bundesrepublik laufenden Verfahren tatsächlich besser, wenn es der Bundestag tut. Es ist aber überhaupt nicht einzusehen, warum nicht auch das Berliner Abgeordnetenhaus sich mit dem Problem befassen soll. Wenn die Zuständigkeit das einzige Argument bleiben sollte, und das war es bisher, dann läßt sich dieses Hindernis schnell beseitigen. Aus Rechtsgründen, die leicht darzustellen sind.

Verfassungsrechtlich unterscheidet man zwischen allgemeiner Amnestie und der Gnade im Einzelfall. Für die eine ist das Parlament, für die andere das Staatsoberhaupt oder die Regierung zuständig. Die Frage, die in Berlin aufgeworfen wurde, ist nur, ob das ganze in die Zuständigkeit des Bundes gehört oder in die der Länder. Nun, ein Blick ins Gesetz fördert die Rechtskenntnis. In den Verfassungen aller Bundesländer und im Grundgesetz finden sich Bestimmungen darüber. Vollständige Regelungen gibt es in den Verfassungen von neun Ländern, unvollständige Regelungen in der Verfassung des Bundes und zweier Länder.

Die vollständigen neun Länderverfassungen regeln sowohl Amnestie als auch Gnade. Sie sagen, das Recht zur Begnadigung steht der Landesregierung zu, das Recht zum Erlaß von Amnestiegesetzen dem Landesparlament. In zwei Länderverfassungen und in der Bundesverfassung ist nur das Gnadenrecht genannt. Es wird angeordnet, wer es ausübt, nämlich die Regierungen dieser beiden Länder und, für den Bund, der Bundespräsident. Über Amnestiegesetze steht weder etwas in den Verfassungen dieser Länder noch im Grundgesetz. Die beiden Länder sind Bayern und Berlin. Aber das heißt nicht, daß die Parlamente in München und Berlin Amnestiegesetze nicht erlassen können. Der Bundestag, für den es ebenfalls keine Bestimmung darüber gibt, tut es ja auch, im übrigen mit weniger Recht als die Länder. Denn das Recht zur Begnadigung und die Amnestie sind ein Teil der Justizhoheit, der Zuständigkeit für die dritte Gewalt, die Gerichte. Das zeigt sich eindeutig im Gnadenrecht. Der Bundespräsident kann Begnadigungen nur für solche Verurteilungen aussprechen, die von Gerichten des Bundes ausgegangen sind, also für Urteile in Verfahren vor dem Bundesgerichtshof in erster Instanz. Nur Bundesgerichte unterstehen der Justizhoheit des Bundes. Alle anderen Gerichte unterstehen den Länderregierungen. Und nur sie, darüber ist man sich einig, können Urteile ihrer Gerichte durch Begnadigungen aufheben, selbst wenn diese Urteile vom Bundesgerichtshof bestätigt worden sind. Trotz der Bestätigung bleiben es Urteile von Ländergerichten, für die nur die Länderregierungen zuständig sind.

Im Bereich der Amnestie ist es ebenso, allerdings nicht ganz so deutlich. Zunächst zeigen das die Verfassungen der neun Länder, in denen sie ausdrücklich genannt wird, also die Verfassungen von Baden-Württemberg, Bremen, Hamburg, Hessen, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Saarland, Schleswig-Holstein. Diese Länderparlamente können Amnestiegesetze erlassen. Warum? Das ergibt sich aus der Justizhoheit der Länder, sagte das Bundesverfassungsgericht 1953 (Entscheidungen, Band 3, Seite 213). Es geht nämlich hier wie bei der Gnade um den sogenannten Strafanspruch des Staates, gleichgültig, ob auf ihn in einem

Einzelfall verzichtet wird – Gnade – oder in einer Vielzahl von Fällen – Amnestie. Weil die Maßnahmen in ihrem Ausmaß von unterschiedlicher Bedeutung sind, hat man zu Beginn dieses Jahrhunderts die Kompetenzen geteilt. Einmal ist die Regierung zuständig, das andere Mal das Parlament, in beiden Fällen desjenigen Landes, dem die Justizhoheit zusteht.
Problematisch war allein die Kompetenz des Bundestages, denn die Justizhoheit liegt – außer für die Bundesgerichte, die aber dabei keine Rolle spielen – bei den Ländern. Als der Bundestag 1949 eine allgemeine Amnestie beschloß, wurde das von vielen für verfassungswidrig gehalten, weil dafür nur die Länder zuständig seien. Der Streit kam vor das Bundesverfassungsgericht. Es hat die Amnestie von 1949 für wirksam erklärt und gesagt, nicht nur die Länderparlamente, auch der Bundestag könne solche Straffreiheitsgesetze erlassen. Er würde damit zwar in die Justizhoheit der Länder eingreifen, dieser Eingriff sei aber gerechtfertigt, weil er auf dem Gebiet des Strafverfahrens und des Strafvollzuges eine allgemeine Gesetzgebungskompetenz habe (Artikel 74 Ziffer 1 des Grundgesetzes). Solange die Länder noch keine entsprechenden Amnestiegesetze verkündet hätten, könne es der Bundestag durchaus tun. Und umgekehrt. Man nennt dies das Prinzip der konkurrierenden Gesetzgebung. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

Aus dem gleichen Grunde, aus dem der Bundestag Amnestiegesetze erlassen kann, kann es also auch der Berliner Gesetzgeber. Obwohl das Wort Amnestie in ihren Verfassungen nicht ausdrücklich erscheint, ergibt sich ihre Befugnis dazu aus Artikel 74 des Grundgesetzes, der ja nicht nur die Kompetenzen des Bundestages, sondern auch die der Länderparlamente regelt. Und die Frage, warum denn weder in der Verfassung von Berlin noch im Grundgesetz eine besondere Vorschrift enthalten ist, im Gegensatz zum Gnadenrecht, beantwortet sich sehr einfach. Das Gnadenrecht mußte besonders geregelt werden, weil es nicht so selbstverständlich ist, wem es im einzelnen Fall zusteht: dem Ministerpräsidenten, dem Justizminister oder der Landesregierung insgesamt (also in Berlin dem Regierenden Bürgermeister usw.) und im Bund der Bundesregierung oder dem Bundespräsidenten. Die Gesetzgebungskompetenz steht nur dem ganzen Parlament zu. Das ist selbstverständlich und brauchte nicht weiter geregelt zu werden. Die Bestimmungen in den Verfassungen der neun Länder sind im Grunde überflüssig. Deshalb kann sich niemand in Berlin auf das Schweigen der Verfassung berufen. Die erste Gewalt kann tätig werden. Sie sollte es so schnell wie möglich tun.

AutorenEdition · Herbst '81

Das Risiko, sich den eigenen Träumen auszusetzen. Traumprotokolle von Heinar Kipphardt

Heinar Kipphardts Traumprotokolle greifen über private Erfahrungen hinaus; wohl handeln sie vom Träumenden und geben auch Unbewußtes von ihm preis, doch handeln sie von ihm in seiner Zeit und mit den Fragen der Zeit.
Diese Traumprotokolle irritieren, machen nachdenklich und amüsieren – in ihnen findet sich ein ganz eigener Witz, der auch vor dem Autor nicht haltmacht. Ein großer Reichtum an Bildern, Bedeutungen und Geschichten, eine vieldeutige poetische Symbolik und Phantastik, eine nuancierte und farbige Sprache, die sich den Traumgebilden anpaßt, machen diese Protokolle zu einem ungewöhnlichen und originellen Stück Literatur.

Heinar Kipphardt

Traumprotokolle

Ca. 140 Seiten, geb. ca. DM 24,–
ISBN 3-7610-0579-2
Erscheinungstermin:
Oktober 1981

Deutschland – Modell wofür? Namhafte Wissenschaftler und Schriftsteller zur Bundesrepublik der achtziger Jahre. Ein Lesebuch

„Vom deutschen Herbst zum bleichen deutschen Winter" – heißt das: Von den ökonomischen Problemen der siebziger Jahre zur wirtschaftlichen Dauerkrise in den 80ern?
Viele Entwicklungen in politischen, sozialen, wirtschaftlichen Bereichen, im öffentlichen und im persönlichen Leben können besorgt und betroffen machen. Namhafte Politiker, Wissenschaftler und Schriftsteller fragen in dieser von Heinar Kipphardt herausgegebenen Anthologie auf je eigene Weise – analytisch, essayistisch, literarisch – nach der Entwicklung der Bundesrepublik in den 80er Jahren.

Heinar Kipphardt (Hrsg.)

Vom deutschen Herbst zum bleichen deutschen Winter

Ein Lesebuch zum „Modell Deutschland"

Ca. 250 Seiten, Pbck. ca. DM 22,–
ISBN 3-7610-0580-6
Erscheinungstermin:
September 1981

Verlag AutorenEdition im Athenäum Verlag
München und Königstein/Ts.

Gerrit Bussink/Tineke Jansen
Bericht aus Kraakstadt

Kraker Guus: »Ich wohnte in einem Studentenheim, als Freunde mich baten, bei der Besetzung einiger Abrißhäuser im östlichen Teil der Stadt mitzumachen. Ich habe mir dann die Vor- und Nachteile einer Veränderung meiner Wohnlage überlegt: Im Studentenwohnheim lebt man in einem kleinen Raum, es gibt viele Zimmer auf einer Etage, die Mieten sind relativ hoch, und auf die Zusammensetzung der Gruppe, in der man lebt, hat man keinen oder nur einen verschwindend geringen Einfluß. Vor allem deswegen habe ich mich entschieden, bei der Besetzung mitzumachen. Hinzu kam die Empörung über die Tatsache, daß in einer Zeit des Wohnungsmangels auch die Stadtverwaltung viele Wohnungen und Bürohäuser einfach leerstehen läßt.

Sofort nach der gelungenen Kraakaktion habe ich an der Gründung neuer Kraakgruppen mitgearbeitet. Die gleichzeitige Einrichtung einer Kraakkneipe war besonders wichtig für die Organisation und den Zusammenhalt der Kraker in unserem Stadtviertel.

Bei einer friedlichen Demonstration vor der englischen Botschaft in Den Haag wurde ich mit vielen anderen festgenommen und kam für vier Tage in Untersuchungshaft. Die Reaktion meiner Eltern und der Leute aus dem Stadtteil machte mir klar, wie sehr mein Tun und Denken vom Kraken und allem Drumherum bestimmt wurde und wie wenig die Leute verstanden, worum es dabei eigentlich ging. Offenbar hatten wir uns in Kreisen von Nicht-Krakern nicht genügend um Verständnis und Unterstützung bemüht. Dabei wollen die Kraker alles andere als eine eigene Subkultur mit eigenen Werten und Maßstäben und mit eigenen Treffpunkten.

Bei mir führte das zu einer gewissen Distanzierung, die jedoch durch das brutale Auftreten der Polizei bei der Räumung einiger wichtiger Kraker-Zentren wieder gestoppt wurde. Erstmals stellte sich die Frage der Gewaltanwendung. Sie hat innerhalb und außerhalb der Kraakbewegung zu prinzipiellen und teils scharfen Auseinandersetzungen geführt. Die Ablehnung einer Gewaltstrategie war der Grund, daß sich einige Kraker von der Kraakbewegung entfernten. Man sollte deshalb versuchen, mit einer Strategie, die aktive *und* passive Gewalt ermöglicht, die Gegensätze zu überbrükken. Daß dies keine Illusion ist, zeigen die Ereignisse in Nimwegen, wo

kürzlich bei der polizeilichen Räumung einer besetzten Parkgarage sowohl passiver (menschliche Barrikaden) als auch aktiver Widerstand angewandt wurde; außerdem wurden in anderen Stadtteilen Informationsveranstaltungen und Unterschriftensammlungen durchgeführt. Auf diese Weise wird das Messer zweischneidig: Der Protest wird nicht fragmentiert, und diejenigen, die für gewaltfreie Aktionen optieren, werden nicht frustriert. Nur so sind die Gefahren des Mißtrauens und der Abwendung Einzelner oder kleinerer Gruppen von der Bewegung zu vermeiden.«

Eine Hausbesetzung wird nach den langjährigen Erfahrungen, die man in Amsterdam mittlerweile damit hat, in der Regel sehr sorgfältig vorbereitet. Das Haus wird gründlich beobachtet, manchmal wird ein vorbereitender ›Kraak‹ ausgeführt, d. h. das Haus wird, möglichst unbemerkt, auch von innen begutachtet. Dann wird lange über das Wie und Wann debattiert – sowohl von den zukünftigen Bewohnern als auch mit anderen, erfahreneren Krakern. Ist die Geschichte des An- und Verkaufs des Hauses schriftlich festgehalten? Sind die Flugblätter für die anderen Bewohner des Stadtteils fertig? Gibt es genug Hausrat und Materialien für die Verbarrikadierung des Hauses? Wer regelt die ersten Kontakte mit der Presse und der Polizei? Ein neues Schloß! Was für eins und wie? Manchmal wird sogar mit der Stoppuhr geprobt: wie lange brauchen wir, um in das Haus einzudringen, mit Sachen und ohne?
Es gibt Broschüren über das richtige Verhalten in den verschiedensten Situationen bei der Besetzung und bei der eventuellen Verhaftung. Die Solidarität in dieser Phase ist enorm: gemeinsame Angst, gemeinsame Spannung. Die gebotene Geheimhaltung (obwohl in einer Kraakstadt wie Amsterdam davon kaum noch die Rede sein kann) verstärkt den Zusammenhalt. Bei der Versammlung vor der Besetzung werden die letzten Informationen und Aufgaben verteilt. Die Kommunikation ist fast ausschließlich mündlich. Kraker aus anderen Stadtvierteln unterstützen in den meisten Fällen die Aktion. Kurz vor ihrem Beginn wird der legale örtliche Rundfunksender ›Radio Stad Amsterdam‹ informiert. Der eigene Krakersfunk ist bei großen Aktionen ohnehin im Äther mit dabei.
Solidarität gibt es aus vielen Gründen, je nach Ziel, Umständen und Ausführung der Besetzung. Wollen die Kraker Wohnraum schaffen und den Raum auch selber beziehen, oder wollen sie die Stadt oder die Gemeinde dazu bewegen, das Objekt anzukaufen, um den Gesamtbestand zu vergrößern? Bei Kraakaktionen, deren Ziel die direkte Bewohnung ist, könnte man von Selbsthilfe sprechen; dieser aus der Sozialarbeit stammende Begriff wurde nicht von ungefähr übernommen, denn hier wie da beruht die Selbsthilfe auf dem schwindenden oder schon verschwundenen Vertrauen in die Sachverständigen. Anders gesagt: man muß sich schon selber eine

Wohnung besorgen, denn vom Staat oder vom freien Markt kann man keine Hilfe erwarten.
Da eine Kraakaktion ein risikoreiches und unsicheres Unternehmen ist, sind es vor allem Jugendliche, die diesen Schritt wagen, zumal sie auch die ersten Opfer des Wohnungsmangels und der florierenden Spekulation sind. Schon im ersten Stadium einer Hausbesetzung werden Gruppen für die Ausführung der Aktion gebildet. Dabei profitiert man von den Erfahrungen früherer Aktionen: Man kennt die juristischen Probleme, es gibt Verbindungen zu den anderen Stadtvierteln (Besetzern, Bürgerinitiativen), für Kontakte mit den Bewohnern des Viertels und mit der Presse ist gesorgt worden. Diese Arbeit bedeutet für viele einen ständigen Politisierungsprozeß; sie fangen an, immer weiter über die engen Grenzen der Kraakszene hinauszuschauen. Die Folgen dieser Entwicklung haben sich bereits bemerkbar gemacht. Allmählich wird Kraken als eine berechtigte Wahrnehmung des Wohnrechts anerkannt, und immer mehr Leute, auch Ältere, manchmal ganze Familien, besetzen leerstehende Wohnungen, weil sie nicht einsehen, daß ihr Wohnrecht dem Spekulationsrecht geopfert werden soll.

Kraker Frank: »Wenn man sich immatrikulieren läßt, wird man sofort mit der Wohnungsfrage konfrontiert. Selbst wenn man ein Zimmer gefunden hat, ist das Wohnungsproblem noch da, denn ›Living apart together‹ im Studentenwohnheim ist wirklich nicht die ideale Lebensform. Wenn sich dann Freunde – aus welchen Gründen auch immer – für eine Hausbesetzung entscheiden, wagt man leicht den Schritt ins Ungewisse und macht mit. Dem Einwand ›Aber du hattest doch ein Zimmer . . .‹, der dann gleich von verschiedenen Seiten kommt, begegnet man auch mit der Rechtfertigung, daß man eigentlich ein politisches Ziel verfolgt: es ist doch absurd, daß in einer Stadt mit solcher Wohnungsknappheit so viele Wohnungen und Gebäude so lange leerstehen.
Ich habe mich an der Vergrößerung des Wohnungsbestandes beteiligt, indem ich geholfen habe, ein leerstehendes Spekulationsobjekt zu besetzen. Konfrontiert mit den Räumungsaktionen der Polizei, haben sich meine politischen Anschauungen verschoben. Der Glaube an die Parteipolitik wurde weggefegt: es ist wichtiger, politische Ideen direkt in die Praxis umzusetzen, indem man sich im Widerstand gegen die Spekulation engagiert.
Ein anderer Punkt ist meine veränderte Einstellung zur Gewalt. Hier mache ich einen Unterschied: Wenn ich mit einer Gruppe ein Haus besetze, bereite ich mich auf eine direkte Konfrontation mit der Polizei oder einer Schlägertruppe vor und kleide und bewaffne mich entsprechend. Bei einem paramilitärischen Einsatz der Polizei mit Schußwaffen, Panzerfahrzeugen

usw. reagiere ich zurückhaltender. Angst? Oder nur die realistische Einsicht, daß man gegen eine so erdrückende Übermacht ohnehin nichts machen kann?«

Nicht immer ist eine Kraakaktion Ausdruck des Kampfes gegen Hausbesitzer, Stadt oder Gemeinde. In manchen Wohnblocks, besonders in den Vierteln, die im 19. Jahrhundert unter schlechten baulichen und sozialen Bedingungen entstanden, werden von den Bewohnern aus sozialen oder rassistischen Ressentiments heraus Wohnungen besetzt. Man will verhindern, daß Gastarbeiter oder Schwarze in die freien Wohnungen einziehen. Die Bewohner des Hauses (der ›Treppe‹, wie man in Amsterdam zutreffend sagt) versuchen dann, mit dem Besitzer handelseinig zu werden – in den meisten Fällen erfolgreich. Es versteht sich, daß diese Leute mit den Krakern des Stadtteils nichts zu tun haben wollen – und umgekehrt. Aber weder die Kraker noch die öffentliche Verwaltung haben bislang eine eindeutige Haltung zu diesem unterschwelligen Prozeß eingenommen.
Es gibt auch Hausbesitzer, die selber die Besetzung ihrer Wohnungen arrangieren; diese ›Kraker‹ sind dann gewöhnlich Bekannte oder Verwandte des Besitzers, der auf diesem Wege die Wohnungen dem städtischen Verteilungsmechanismus entzieht. Der Vertrag mit solchen Mietern ist fast immer befristet (z. B. auf das Verkaufsdatum) und erleichtert eine schleichende Spekulation. In nicht wenigen Fällen werden dabei die ›ursprünglichen‹ Kraker vom Besitzer ausgetrickst und aus der Wohnung entfernt. Solche Vorfälle tragen – neben der Laxheit und Willkür von Polizei und Behörden – zur wachsenden Härte und Politisierung der Kraker bei.
Von zunehmender Bedeutung sind die rein politisch motivierten Kraakaktionen: Protest gegen langfristiges Leerstehen von Wohnraum und fehlende Wohnungspolitik, Widerstand gegen soziale Ungerechtigkeit (z. B. die Besetzung von Objekten, in denen praktisch unbezahlbare Luxusappartements geplant sind) usw. Bei solchen politisch motivierten Kraakaktionen begegnen wir verschiedenen Kampfformen und -methoden: Mal- und Klebeaktionen, der Einsatz von Farb- und Rauchbomben, Steinwürfe, Barrikadenbau, Wohnungsbesetzungen auch dann, wenn man nicht die Absicht hat, in die betreffenden Wohn- oder Büroräume einzuziehen, gehören ebenso dazu wie das Sammeln von Beweisstücken für das Leerstehen, das Schreiben von Briefen und die Kooperation mit den Behörden, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Man unterstützt Kraakaktionen in anderen Stadtteilen direkt mit Materialien, Hausrat usw. oder indirekt über Kontakte in Kraakkneipen, Kraaktelefon (ein Schneeball-System, durch das bei Räumungsgefahr in möglichst kurzer Zeit möglichst viele Sympathisanten alarmiert werden können), Kraakzeitungen, Kraakarchive, Kraakfunk,

Informationen über Spekulantenpraktiken aus dem Anti-Spekulations-Fonds, usw. Wer sich auf dieser Ebene mit Kraakaktionen beschäftigt, realisiert irgendwann, wie sehr das Wohnen ein wesentlicher Bestandteil des Lebens ist, und politisiert sich fast zwangsläufig. Kraken wird dabei mehr als nur die Beschaffung von Wohnraum. Man sucht dann auf die damit zusammenhängenden Fragen eine Antwort und engagiert sich in anderen sozialen und politischen Aktivitäten. Die Mitarbeit von Krakern bei anti-militaristischen Aktionen, in der Ökologie- und Anti-Kernkraft-Bewegung ist daher keineswegs verwunderlich.

Für das Dilemma der Politiker gegenüber der Kraakbewegung ist die Haltung der Sozialdemokraten bezeichnend, deren Einfluß auf die Verwaltungen der Großstädte besonders groß ist. Die wichtigsten Kader der Sozialdemokraten waren in den Kämpfen der 60er und 70er Jahre selber aktiv oder zumindest engagiert und sehen sich nun als Vertreter der Institutionen mit unnachgiebigen Krakervertretern konfrontiert, von denen sie sich nachsagen lassen müssen, daß sie sich feige hinter die Barrikaden der Rechtsordnung zurückziehen, um die Interessen der Hausbesitzer und Kapitalvertreter zu verteidigen. Dies hat zu einigen grotesken Situationen geführt. So wurde Anfang der 70er Jahre von der damaligen christlich-liberalen Regierung ein Anti-Kraak-Gesetz ausgearbeitet; es bedurfte einer sehr ausführlichen und kritischen Analyse des ›Raad van de Kerken‹, einer ökumenischen kirchlichen Dachorganisation, um die endgültige Verabschiedung des Gesetzes in letzter Minute zu verhindern. Das kirchliche Gutachten von 1978 verteidigte die Position der Kraker fast uneingeschränkt und hielt den politischen Parteien die in diesem Rahmen grundsätzliche Frage vor: Was hat für den Staat Priorität, das Recht auf Wohnen oder das Recht auf Spekulation? Später wurde die alte Gesetzesvorlage dann unter sozialdemokratischem Einfluß von einer christlich-sozialen Regierung in ein Kraak-Gesetz umgemodelt, jedoch ohne eine prinzipielle Verschiebung in Sachen Interessenschutz. So enthält das Gesetz, das in diesem Sommer zur endgültigen Abstimmung vorliegt, einen Paragraphen, nach dem die Polizei ohne Durchsuchungsbefehl ein Haus durchsuchen darf, wenn auch nur der Verdacht einer Kraakaktion besteht. Selten hat die Polizei eine bequemere Ausrede für Rechtsbrüche in die Hand gelegt bekommen.
Im kleineren Rahmen sind die Ereignisse in Amsterdam typisch und symptomatisch. In dieser traditionell sozialdemokratisch regierten Stadt mit einer enormen Warteliste für Wohnungssuchende ist die Verwaltung einerseits dazu bereit, ein besetztes Grachtenhaus (wenn möglich, vorher geräumt . . .), in dem bis vor kurzem Büros und Lagerräume untergebracht waren, anzukaufen und dem Zugriff der Spekulanten zu entziehen; andererseits reagiert die Stadtverwaltung als im Wohnungssektor einflußreichster

Immobilienbesitzer rabiat und mit zunehmender polizeilicher und juristischer Repression, sobald sie den Eindruck hat, daß die Besetzungen außer Kontrolle geraten.

Kraker Paulus: »1979 kehrte ich von einer langen Reise in den Fernen Osten zurück. Ich wollte jetzt hier leben und arbeiten: für eine gerechtere Welt. Ich selber hatte kein direktes Bedürfnis nach eigenem Wohnraum, da ich bei meinen Eltern ein gutes Zimmer hatte. Auch für die Freunde, mit denen ich über das Wie und Wann unseres Engagements lange Debatten führte, gab es kein dringliches Wohnproblem. Aber unseren Widerstand gegen den Kapitalismus glaubten wir am ehesten im Kampf gegen die spekulationsbedingte Wohnungsnot zum Ausdruck bringen zu können.
Im Verlauf einiger Mal- und Klebeaktionen vergrößerte unsere Gruppe sich auf etwa zwölf Mitglieder. Im Mai 1980 entschlossen wir uns zu einer Hausbesetzung als einer politischen Aktion, was für mich auch heute noch die praktikabelste Möglichkeit ist, den Kapitalismus an seinen Wurzeln, dem Eigentumsrecht und der Spekulation, zu packen. Es sollte klargemacht werden, wie nachlässig die Verwaltung mit den Interessen der Wohnungssuchenden umgeht. Wir besetzten ein schon seit langem leerstehendes Hotel. Aufgrund eines späteren Gerichtsbeschlusses mußten wir es wieder räumen.
Wir hatten die Besetzung als Gruppe geplant und ausgeführt. Damals hoffte ich noch, daß man in dieser Weise zu Veränderungen beitragen könne. Diese Hoffnung ist mehr oder weniger verschwunden: Die Politiker lassen nicht mit sich reden, und die Unterstützung der Bevölkerung ist enttäuschend gering.
Im Laufe der beiden Jahre hat sich die Arbeitsmethode der Gruppe geändert. Es entstand eine weitgehende Arbeitsteilung. Anläßlich des polizeilichen und gerichtlichen Vorgehens gegen uns haben wir viel über unsere Aktionen diskutiert: für oder gegen den parlamentarischen Weg; für oder gegen eine Einbeziehung der Bevölkerung; für oder gegen Gewalt. Dabei traten Differenzen an den Tag, die den Zusammenhalt der Gruppe bedrohten. Ich selbst wurde immer radikaler. Nicht so sehr, was meine Überzeugung, sondern eher, was die Taten betrifft. Vor einem Jahr hätte ich bestimmt noch nicht einen Stein in ein Fenster geworfen . . .«

Die schnelle Eskalation der letzten Jahre hat in zunehmendem Maße die Hilflosigkeit der sozialdemokratischen Politiker mit progressivem Anspruch ans Licht gebracht. Besonders gut illustriert das ein im Februar 1981 erschienener Artikel, in dem Bart Tromp, Vorstandsmitglied und Theoretiker der ›Partij van de Arbeid‹, gegen die Kraakbewegung zu Felde zieht. Tromp unterscheidet drei Arten des Krakens: Kraken-als-Selbsthilfe (zur

Deckung des eigenen Wohnbedürfnisses); Kraken-aus-Protest (gegen Leerstand als Mißstand und gegen Wohnungsmangel im allgemeinen); Kraken-als-Widerstand (Kraken als Selbstzweck, um den totalen Widerstand des Krakers zum Ausdruck zu bringen). Für Tromp hat es den »Anschein, daß Kraken-aus-Protest im Vergleich mit Kraken-als-Selbsthilfe und Kraken-als-Widerstand von immer geringerer Bedeutung wird«. Er befürchtet sogar, »daß die weitere Eskalation des vergangenen Jahres in die Richtung eines regelrechten Terrorismus führt«. Kurz: der Kraker als anarchistischer Bürgerschreck . . . Und »solange vor allem bestimmte politische Parteien [gemeint sind wohl die kommunistische und die pazifistische, beide im Parlament vertreten], Tages- und Wochenzeitungen [nicht nur KP-Zeitungen, sondern auch so liberale Tageszeitungen wie die mit der *Frankfurter Rundschau* vergleichbare *Volkskrant*] und Teile der linken Intelligenz ein Übermaß an Verständnis zeigen und die negativen Aspekte der derzeitigen Entwicklung innerhalb der Kraakbewegung verneinen oder verniedlichen, statt Stellung zu beziehen gegen die den Rechtsstaat bedrohenden und das Recht des Stärkeren proklamierenden Auswüchse – so lange wird die Tendenz in terroristischer Richtung verstärkt«. Diese Art der Denunzierung der Kraakbewegung als einer potentiell terroristischen ist der typische Ausdruck einer sozialdemokratischen Politik, die es ablehnt, gesellschaftliche Veränderungen über außer- oder gar antiparlamentarische Aktionen herbeizuführen, wie sie für die heutige Kraakbewegung bezeichnend sind.
Weniger eindeutig als die Distanz zur sozialdemokratischen Politik und Strategie ist das Verhältnis der von Jugendlichen unter 25 dominierten Kraakbewegung zu der Generation der Mitt- und Enddreißiger, die in der Zeit ihrer Revolte einmal an der Möglichkeit einer Bewegung hatten schnuppern dürfen, die eine ausgesprochene Massenbasis zu haben schien. Der Kampf um die Demokratisierung wurde auf allen gesellschaftlichen Ebenen geführt, und die »kleine« oder »einseitige« Bewegung und Motivation der Kraker erscheint manchem, der die Euphorie von '68 noch im Herzen hat, fast zwangsläufig als ein Rückschritt (ganz abgesehen von den komfortablen Wohnverhältnissen, in denen sich viele ›Altlinke‹ befinden).

Hausbesitzer und Verwaltungen haben Angst bekommen: jedes leerstehende Wohn- oder Bürohaus kann sofort besetzt werden. Ein enervierender Gedanke für den Besitzer, der sich von einer ungestörten Spekulationsfrist saftige Gewinne verspricht. Das gilt natürlich insbesondere für die großen Objekte, die sich auch für alternative Wohn- und Lebensformen sehr gut eignen würden.
Es wird alles mögliche versucht, eine Besetzung zu verhindern: Man schließt

Verträge mit privaten Bewachungsfirmen; man vermietet das Objekt befristet bis zum Verkauf für eine symbolische Miete; man organisiert eine Scheinbewohnung mit Hilfe von Plastikblumen und Intervall-Lichtschaltern; man beantragt eine Renovierungsgenehmigung, deren Ausführung man jahrelang verzögern kann, usw.
Für die Kraker ist die Situation in der ersten Zeit nach einer Kraakaktion sehr aufreibend, weil oft lange unklar bleibt, ob der Besitzer (bzw. die Stadt) eine polizeiliche Räumung beantragt, oder ob er eine private Schlägertruppe losschickt. Daher ist es für die Kraker von größter Bedeutung, sofort nach dem Einzug die Verteidigung des Objektes zu organisieren: man baut ein neues Schloß ein, Fenster und Türen werden sorgfältig verbarrikadiert, auf der Straße versammeln sich genügend Helfer, um das erste Polizeikontingent unverrichteter Dinge kehrtmachen zu lassen.
Die unterschiedlichen Erfahrungen und Motivationen spielen in den internen Kraakberatungen eine wichtige Rolle. Das wird in den vielen Diskussionen über die Haltung, die man der Justiz gegenüber einnehmen soll, klar. Es gibt Kraker, denen es ausschließlich auf das Wohnen ankommt und die eher pragmatisch vorgehen wollen. Für sie ist es zum Beispiel wichtig, welchen Eindruck man auf Justizbeamte und Hausbesitzer macht, da das in den meisten Fällen darüber entscheidet, ob man als Kraker ›legalisiert‹ werden kann. Andere dagegen verfolgen eher langfristige politische Ziele und betonen vor allem den politischen Stellenwert und den strategischen Nutzen der Kraakaktion.

Augenblicklich werden die meisten besetzten Häuser mit der Begründung geräumt, es liege Haus- oder Landfriedensbruch vor. Der Besitzer meldet die Besetzung bei der Polizei und gibt an, daß das Haus oder die Wohnung in Gebrauch war. Beurteilt die Staatsanwaltschaft die Bitte um eine Räumung positiv, dann wird nahezu umgehend geräumt. Schon 1971 haben die Gerichte in höchster Instanz entschieden (in einem von Besetzern angestrengten Prozeß gegen die Räumung eines besetzten Hauses), daß die Ingebrauchnahme eines leerstehenden Hauses keinen Haus- oder Landfriedensbruch darstellt. Dadurch entfiel diese Klagemöglichkeit für den Besitzer, es sei denn, er kann den Gebrauch des Hauses oder der Wohnung (für Lagerung, Vermietung oder zum Eigenbedarf) nachweisen.
Nach niederländischer Rechtsprechung hat jeder Bewohner das Recht, jedem – auch dem Besitzer oder dem Polizisten ohne Durchsuchungsbefehl – den Zutritt zu seiner Wohnung zu verweigern. Der Prozeß des Besitzers gegen die Besetzer ist nach vollzogener Kraakaktion eine zivilrechtliche Angelegenheit. Beantragt der Besitzer die Räumung, dann hat er die Kraker zu verklagen. Er braucht dazu den Namen von jemandem, von dem er nachweisen kann, daß er an der Kraakaktion beteiligt war und jetzt in dem

Haus oder der Wohnung lebt. Nachdem aber einige Male nur der eine Angeklagte aus dem Haus verschwunden war, während die anderen, die Anonymen, es weiterhin besetzt hielten, wurde der Ausdruck »und die Seinen« eingeführt. Die Staatsanwaltschaft kann jetzt also »Fritz und die Seinen« verklagen und so die vollständige Säuberung des besetzten Hauses erreichen. Für die Kraker war von nun an Anonymität oberstes Gebot. Noch schwieriger wurde es für sie ab November 1980, als die juristische Regelung dahingehend modifiziert wurde, daß Leute nunmehr sogar aufgrund einer Personenbeschreibung oder einer Fotografie verklagt werden können. Der niederländische Bürger hat nämlich ein verfassungsmäßiges Recht auf Anonymität. Zur Erleichterung der Infiltrantenarbeit werden neuerdings von den Gerichten auch eidesstattliche Zeugenaussagen akzeptiert . . .
Für die Kraker ist das juristische Spiel ziemlich undurchsichtig: Sie können nicht oder kaum herausfinden, wann der Besitzer die Kraakaktion bei der Polizei gemeldet hat bzw. wann er gegen gerichtliche Urteile Berufung einlegt. In der heutigen juristischen Praxis ziehen die Kraker meistens den kürzeren. Es nützt ihnen wenig, daß der Besitzer den Beweis zu erbringen hat, daß ein Objekt nicht leerstand, sondern in Gebrauch war. Dem Staatsanwalt genügt oft schon die bloße Aussage des Besitzers, um eine Räumung anzuordnen. Daher stellt sich den Besetzern auch die Frage, ob sie der Staatsanwaltschaft eventuelle Beweise für den Leerstand übergeben sollen, noch bevor überhaupt eine Klage erfolgt ist. Pragmatiker gehen davon aus, daß man ein Objekt unter allen Umständen verteidigen, also sofort die Staatsanwaltschaft informieren soll (um deren Entscheidung zu beeinflussen), andere dagegen halten dies für eine gefährliche Praxis, denn man besetzt ein Haus ja nur, wenn und weil es ungebraucht dasteht, und der Besitzer soll gefälligst nachweisen, daß es in Gebrauch war, als die Kraakaktion stattfand. Die Inanspruchnahme der Staatsanwaltschaft könnte dieser Auffassung zufolge dahin führen, daß demnächst der Besetzer generell den Leerstand nachzuweisen hat.

Andere Fragen, mit denen die Kraker sich auseinandersetzen müssen, betreffen die Wahl der Mittel: wählt man eine ›parlamentarische‹ Lösung, indem man die politischen Parteien und die gewählten Institutionen anruft; bekommt das besetzte Haus eine ›Speerspitzen‹-Funktion oder überläßt man die Entscheidungen ausschließlich den neuen Bewohnern des Hauses; wie aggressiv dürfen die geplanten Aktionen ausgeführt werden; welche Rolle spielt die Presse; in welchem Maße versucht man, mit den Bürgerinitiativen und den Bewohnern des Stadtteils zusammenzuarbeiten? Diese und ähnliche Fragen standen seit Beginn der Kraakbewegung im Zentrum der Diskussion, und erst in den letzten Jahren hat eine Verschiebung in den Strategieüberlegungen stattgefunden. Zuerst organisierten Kraker sich vor allem innerhalb

der einzelnen Stadtteile und richteten ihre Aktionen strikt gegen Hausbesitzer. Im Vordergrund der Diskussionen stand der demokratische Charakter der Kraakbewegung. Seit dem brutalen Eingreifen der Behörden beherrschen nun Angst und Gewaltanwendung die Gespräche, und man betrachtet Stadtverwaltung und Polizei eigentlich nur noch als Gegner. Mehr und mehr zeigt sich, daß die Kraakbewegung selbst außerstande ist, die Wohnungsfrage zu lösen, und daß man für bestimmte Veränderungen den Staatsapparat braucht. Weitergehende Diskussionen über Kapitalismus, über die Eigentumsfrage und über Spekulation führen dann zu Aktionen gegen Banken und private Bewachungsfirmen als Vertreter und Beschützer der Besitzerinteressen. Die schnellen Räumungen der letzten Zeit haben nun auch die Rolle und Bedeutung der Staatsanwaltschaft klar werden lassen und in den Mittelpunkt der Debatten gerückt. In allen Diskussionen spielen außerdem die Fragen von Gewalt und Gegengewalt mit.

Parallel zu dieser Entwicklung gibt es auch innerhalb der Kraakbewegung eine Verschiebung. Soweit sich ihre Arbeit auf die Stadtviertel konzentriert, entstehen Einrichtungen wie etwa eine Sprechstunde für Kraakaktionen, in der Empfehlungen und Hinweise für Hausbesetzungen (aber auch Tips für Renovierungsarbeiten etc.) gegeben werden; eine Kraakkneipe dient als Versammlungsraum und Treffpunkt für andere Aktionen. Dadurch wächst die Kraakbewegung, und die Sympathie von seiten der Bevölkerung nimmt entsprechend zu. Allmählich entstehen auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene immer mehr Beratungsmöglichkeiten, wodurch bestimmte Aktionen leichter koordiniert bzw. überhaupt erst durchgeführt werden können. Diese Entwicklung führt aber auch zu neuen Schwierigkeiten: Durch den gewaltigen Arbeitsaufwand werden die Kraker oft dazu gezwungen, zwischen lokaler, städtischer oder nationaler Arbeit zu wählen. In den Angst- und Gewaltdiskussionen und bei der Planung gewaltsamer Aktionen kommt es oftmals zu Konfrontationen zwischen den beteiligten Männern einerseits und den Frauen andererseits. Die Auffassungen und Ansichten der Frauen bleiben meistens unberücksichtigt, was zu einer Entfremdung der Frauen von der Kraakbewegung führt. Als zum Beispiel das Bedürfnis nach einem Frauenabend in einer Kraakkneipe aufkam, traf dies auf heftigen Widerstand der Männer. All dies mag mit ein Grund für das Entstehen von Frauen-Kraakgruppen gewesen sein.

Insgesamt kann man feststellen, daß die ursprünglich auf Mikroebene arbeitende, solidarische und schnell wachsende Kraakrevolte, die mit der Unterstützung breiter Bevölkerungsschichten rechnen konnte, jetzt mehr oder weniger von einem männlichen Kern beherrscht wird, der gute Verbindungen zu den einzelnen Stadtvierteln, aber große Schwierigkeiten hat, breite und langfristig angelegte Aktionen zu organisieren.

Kraakster Tineke: »Durch einen Zufall wurde ich in die Arbeit einer Zandvoorter Bürgerinitiative für eine gerechtere Verteilung des verfügbaren Wohnraumes einbezogen. Es war mir egal, daß ich nicht in Zandvoort lebte: Wohnungsmangel hört an der Amsterdamer Stadtgrenze nicht auf. Gleiches gilt für Spekulanten- und Behördenwillkür. Das Wichtigste an der Gruppe, in der ich arbeite, sind für mich die gemeinsamen Ziel- und Strategievorstellungen. Der Gemeinderat von Zandvoort weiß, wie attraktiv der Badeort ist. Leute mit einer gewissen finanziellen Potenz werden bevorzugt behandelt, auch wenn sie von außerhalb der Gemeinde kommen. Die überwiegend jungen Wohnungssuchenden des Dorfes haben das Nachsehen, weil durch die Politik der Verwaltung und des Gemeinderates die Kauf- und Mietpreise in schwindelerregende Höhen getrieben werden.
Die Zandvoorter Gruppe besteht aus etwa 15 Aktivisten, die sich regelmäßig treffen. Innerhalb der Gruppe herrscht eine starke Solidarität, da man im Unterschied zu den Gruppen in den Großstädten mehr auf den Zusammenhalt der Beteiligten angewiesen ist als auf die Unterstützung von außen. In unserem Fall bekam dadurch der Gruppenprozeß eine größere Bedeutung. Die Gruppe konnte es sich nicht leisten, daß einzelne sich für kürzere oder längere Zeit von ihr abwandten. Auch kann von Anonymität in einem Dorf von vornherein keine Rede sein – jeder kennt jeden –, und bestimmte Geheimhaltetaktiken (Namen, Aktionen) sind unter solchen Bedingungen unmöglich.
Von einer feministischen Bewegung findet sich in der Gruppe wie im Dorf keine Spur – das Maskuline dominiert. Das ist zwar überall so, aber in den Großstädten gibt es einfach mehr ›Gegengift‹ von seiten feministischer Frauen und sympathisierender Männer. Deren Einfluß auf die Diskussionen ist unverkennbar. Bei mir entstand dadurch allmählich das Bedürfnis, mich mehr in Amsterdam zu engagieren. Ich lebe bewußt allein und habe bestimmte Auffassungen über Beziehungen. In einer Großstadt wird man weniger an einer nicht-traditionellen Lebensweise gehindert.«

Die Kraakbewegung begann in den 60er Jahren mit Einzelaktionen, bei denen Geheimhaltung oberstes Gebot war. Doch schon am 5. Mai 1970, am 25. Jahrestag der Befreiung von der deutschen Besetzung, fand in den Niederlanden der erste »Nationale Kraakdag« statt. Damit wird auch ersichtlich, daß die heutige Protestbewegung nichts Neues ist, wie die liberalen Massenmedien oft suggerieren, wenn sie einen Bruch zwischen der politischen Revolte der späten 60er und der frühen 70er Jahre und der angeblichen Krawallszene der Hausbesetzer der letzten Jahre proklamieren. Vielmehr hat sich diese Revolte schon vor über einem Jahrzehnt am Rande der großen Protestereignisse manifestiert, und sie hat sich in den spekulationsgünstigen 70er Jahren ständig weiterentwickelt. Ihren Höhepunkt hatte

die Kraakbewegung in Amsterdam in der Periode zwischen 1975, als um das durch den U-Bahnbau vom Abriß bedrohte Stadtviertel Nieuwmarkt gekämpft wurde, und der gewaltsamen Räumung eines Hauses in der Vondelstraat im März 1980, bei der Polizei, Kraker und Sympathisanten sehr hart aneinander gerieten. In keiner Phase sonst hat sich die Bevölkerung stärker mit der Kraakbewegung solidarisiert.

Der niederländische Staat ist der Kraakbewegung von Anfang an mit ungewöhnlicher Härte entgegengetreten. Offene Repression ist eher die Regel als Ausnahme. Brutales Eingreifen von Polizei und ›Marechaussee‹ (die dem Bundesgrenzschutz der BRD entspricht) – das war und ist die Antwort des Staates auf die Kraakbewegung. Zur Zeit werden Präventivmaßnahmen bevorzugt. Die Polizei infiltriert und provoziert nach Gutdünken, vor bestimmten Aktionen werden willkürlich Verhaftungen vorgenommen, und die Interpretation bestimmter Gesetzesparagraphen wird immer ›großzügiger‹.

Sowohl von den Behörden als auch von der Kraakbewegung kommt seit einiger Zeit der Ruf nach einer Deeskalation. Sogar unter den Polizisten regt sich Widerstand gegen den Einsatz gegen Kraker. In diesem Punkt bleiben die Kraker allerdings skeptisch, denn wenn Demonstranten und Besetzer mit Steinen werfen, erscheint die Polizei seit neuestem in normaler Ausrüstung, mitunter sogar ohne Kopfbedeckung, und kann so unmittelbar die Selbstverteidigungssituation proklamieren und zur Pistole greifen. Außerdem wird gerade eine Polizeireform durchgeführt: das Kommando soll zentralisiert und der Einfluß der Bevölkerung (über Wahlen auf lokaler und regionaler Ebene) dezimiert werden. Hier handelt es sich um eine europäische Entwicklung, die von den rechtsorientierten Regierungen angeregt und der von den sozialdemokratischen nur halbherzig oder überhaupt nicht entgegengetreten wird. Den Rechtsanwälten der Kraker wird die Arbeit durch Polizei und Justiz nach Möglichkeit erschwert; die Besetzer werden kriminalisiert; Kraken wird entpolitisiert und zu einer Frage der Rechtsordnung degradiert, um damit von den Pannen der Politik abzulenken.

Alfred Messerli / Marco Morgenthaler
»Als Spitzel bist du autonomer«

ZÜRICH, FRÜHJAHR 81

I

»Euch kenne ich.« Mit diesen Worten begrüßt uns der Spitzel Bob im Büro von Niklaus. Uns war er bei den Demonstrationen nicht aufgefallen, wir kannten ihn nicht, jedenfalls nicht vor unserer Begegnung im Treppenhaus, als wir – zwanzig Minuten zu früh – am vereinbarten Ort eintrafen. Doch blieb es bei verstohlenen Blicken, als wir den Weg zur Wohnung von Niklaus fortsetzten. Niklaus ist unser Freund und Mittelsmann dieses seltsamen Zusammentreffens abseits der Straße. Alle Vereinbarungen liefen über ihn. Da er das Vertrauen des Spitzels genoß, war es selbstverständlich, daß er nun auch am Gespräch teilnahm.

Bob: »Wegen euch habe ich am Wochenende arbeiten müssen.« Dieses Jahr wurde das »Sechseläuten«, der traditionelle Umzug der Zürcher Bürger, die in Zunfttrachten durch die Straßen marschieren, von der Bewegung gestört. »Am Sechseläuten habe ich bis drei Uhr morgens gearbeitet, nicht als Spitzel, sondern in einem Sondereinsatz.«

Bob will von uns wissen, was wir mit dem Gespräch vorhaben.

Marco: »Wir möchten es im *Kursbuch* veröffentlichen, einer Zeitschrift, die in Berlin herausgegeben wird und im nächsten Heft über die Jugendunruhen berichtet. Wir wollen kein Interview mit vorbereiteten Fragen, sondern offenlassen, was du uns erzählst. Ein Tonband würde uns dabei nur stören. Das Gespräch werden wir nach dem Gedächtnis aufzeichnen.«

Bob will aus Sicherheitsgründen kein Tonband, doch ist er mißtrauisch, ob wir das Gespräch nicht nachträglich verfälschen. Wir sind bereit, ihm unser Gedächtnisprotokoll vorzulegen.

Bob: »Wenn es in dieser Zeitschrift in Berlin abgedruckt wird, habe ich nichts dagegen. Nur eines sage ich euch: im *Brecheisen* [der Zeitung der Bewegung] erscheint kein Wort.«

Bei verschiedenen Demonstrationen der Bewegung sind uns die zivil gekleideten Männer aufgefallen, die uns observieren. Mit einem von ihnen zu sprechen, das erschien uns bisher undenkbar.

Wir stehen bei der Quaibrücke herum und besprechen das Geschehen während der Demonstration. Zwei Männer kommen hinzu und fallen durch ihre Stummheit und ihren steifen Gesichtsausdruck auf. Wir fragen, was sie

hier tun. Sie geben eine undeutliche Antwort. Die Spitzel bemerken unsere Unschlüssigkeit und entfernen sich. Kurz darauf erscheint ein Trupp uniformierter Polizisten und vertreibt uns. Die Spitzel schauen zu. Hätte man sie nicht zusammenschlagen müssen? Später diskutieren wir die Idee, den Spitzeln ein S auf den Rücken zu sprayen. Ihre Anonymität macht sie unberechenbar. Wir hören, daß Spitzel als Demonstranten verkleidet Barrikaden bauen und sich plötzlich auf die letzten Verbleibenden stürzen, die die Falle zu spät bemerken.
Die Spitzel werden in der Bewegung gehaßt und verachtet. Daß einer von ihnen seine Anonymität auch nur teilweise preisgibt, haben wir nicht vermutet, als wir von Niklaus über dessen Bekanntschaft mit einem jüngeren Polizeispitzel hörten, der mit ihm im gleichen Außenquartier von Zürich aufgewachsen war. Ihre gelegentlichen Besuche sind allerdings seltener geworden, seitdem Bob bei der Polizei arbeitet.

Bob: »Ich bin bei der Polizei, dein Freund und Helfer, wie es so schön heißt. Aber das hat schon was für sich. Es geht da auch ums Helfen und den Kontakt mit Menschen. Bevor ich zur Polizei ging, habe ich eine Lehre gemacht. Die Ausbildung war gut, ich habe Spaß daran gehabt, bis auf den normalen Anschiß. Es war nicht möglich, zwischendurch mal zur Bank zu gehen oder einen Kaffee zu trinken. Man hat immer den Chef am Arsch gehabt. Wenn ich frei hatte, bin ich oft mit Jugendlichen aus einem Heim zusammen gewesen. Die hatten zweimal die Woche Ausgang, und wir haben uns in einer Kneipe getroffen. Ich habe auch Hasch geraucht, nichts mit Drogen, aber geraucht habe ich schon. Nichts Besonderes also, heute machen ja fast alle Jungen das gleiche, ihr doch auch. Später bin ich dann seriös geworden, wie man so schön sagt, aber auf seine Weise wird jeder seriös. Ich habe mich dann zurückgezogen und bin aus der Szene ausgestiegen. Das war aber schon vor dem Entschluß, zur Polizei zu gehen . . . Mit 22 ging ich zur Polizei. Ich habe mir damals noch andere Möglichkeiten überlegt, berufliche Fortbildung zum Beispiel, aber das war finanziell nicht drin. Oder Reisen, wie viele Jugendliche, bevor sie ins Berufsleben einsteigen.
Aber kommen wir doch zur aktuellen Situation. Ich finde diese ganze Vorgeschichte nicht so wichtig. Reden wir lieber von der Bewegung.«
Warum mit jemandem reden, der uns bei anderer Gelegenheit verhaften könnte? Die Nähe, die er an manchen Stellen seiner Erzählung herstellt, trifft uns und ist unangenehm. Es fällt uns leichter, Vermutungen darüber anzustellen, wieso Bob mit uns redet, als darüber, was uns bewegt, mit ihm zu reden. Vielleicht liegt es daran, daß die Möglichkeit, mit einem Spitzel zu sprechen, eine Faszination auf uns ausübt: unvermutet werden wir die Spitzel, die Gespräche belauschen und sie durch die Veröffentlichung an Dritte weitergeben.

Bob: »Reden wir doch von der Bewegung.« Und nach einer Pause: »Morgen weiß ich übrigens, wie tief ihr drinsteckt.« Wir fragen ihn, ob er über uns in den Polizeiakten recherchieren will. Bob läßt die Frage offen: »Ich weiß nicht, ob ich es will, aber ich könnte es.«
Bob: »Mich scheißt es an, bei den Einsätzen beschimpft zu werden. Zum Beispiel auf den Demos, wenn die Bewegung gegen die Polizei ›Nazi, Nazi‹ ruft. Für die, welche ›Nazi‹ schreien, sind alle Polizisten gleich. Da wird nicht unterschieden. Mich stört das, ich mache diesen Unterschied bei der Bewegung doch auch. Es gibt solche, die wollen etwas machen, etwas aufbauen, zum Beispiel im AJZ [Autonomes Jugendzentrum]. Die andern aber wollen nur randalieren und Scheiben einschlagen. Diejenigen, die Scheiben einschlagen, die könnte ich alle umbringen. Wenn ich einen erwische, dann kommt der dran, und zwar schaurig.«
Alfred: »Hast du das schon einmal gemacht?«
Bob: »Selbstverständlich, ist doch klar. Die, die Scheiben einschmeißen, kommen einzeln oder in kleinen Gruppen. Die gehen an die Scheiben ran, wum, und die Scheibe ist kaputt. Ich bin ganz sicher, die haben ein Lustgefühl dabei, das macht ihnen Spaß.«
Alfred fragt, wie er sich das vorstellt mit der Lust am Scheibeneinschlagen.
Bob: »Das muß man sich so denken: man geht, und da liegt eine Flasche am Boden. Da nehme ich sie« – Bob macht es vor, indem er mit beiden Händen eine fiktive Flasche hält, wobei es uns vorkommt, als halte er einen größeren Gegenstand – »und werfe sie ganz fest auf den Boden.« Er wirft sie und bleibt angespannt. »Und dann sieht man noch eine Flasche, und die werfe ich dann auch noch.« Bob entspannt sich und lehnt sich zurück.
Bei uns entstand spontan der Einfall, er werfe einen Menschen zu Boden. Die Zweideutigkeit der Geste war uns aufgefallen. Warum will er alle umbringen für eine Tat, deren Sinnlichkeit er bildhaft demonstrieren kann?
Die Trennung, die Bob bei sich selber macht: der Polizist als Freund und Helfer und derjenige, der dreinschlägt, wiederholt sich in seinem Bild von der Bewegung, die er in konstruktive Kräfte und in Randalierer aufspaltet.
Marco: »Gibt es auf der anderen Seite auch so etwas wie Lust an der Aggression?«
Bob: »Ja bestimmt, bei uns ist das auch vorhanden. Wenn ich jemanden zusammenschlage, habe ich ein ähnliches Gefühl, da muß ich euch nichts vormachen. Bei der Sachbeschädigung, da hört es bei mir auf. Wenn ich so einen erwische, kommt der dran.«
Wir fragen ihn, ob er auch so reagiert, wenn es sich um Leute handelt, die er von früher kennt.
Bob: »Das macht gar nichts, ich mache da keine Unterschiede. Zum Beispiel, wenn ich dich sehen würde, wie du eine Scheibe einwirfst, dann kommst du auch dran. Ich erlebe das so: da ruft einer aus der Menge heraus ›du

Sauschmier‹. Ich beobachte ihn, und wenn der dann eine Scheibe einschmeißt, kann er was erleben. Dann schlag ich ihn zusammen. Ich glaube auch, daß ihm das gut tut.«
Marco fragt ihn, ob er glaube, dieser werde danach nie mehr Scheiben einschlagen.
Bob: »Nein, das nicht, das sieht man auch an den Listen der Verhafteten. Die Leute versuchen es immer wieder. Der Haß wird größer.«
Es entsteht eine Pause, die wir dazu benützen, ihm Fragen zur Motivation bei Einsätzen zu stellen. Uns interessiert schon seit langem, wie der Polizist während eines bestimmten Einsatzes sein Handeln als sinnvoll begreift und inwieweit die Institution hier Rechtfertigungen anbietet, etwa durch psychologische Schulung oder Ansprachen über Sinn und Zweck des bevorstehenden Einsatzes. Doch unsere Vermutungen werden nicht bestätigt. Bob meint, es gebe Befehle, und die führe man aus. Das Funktionieren im Einsatz ist durch die unbedingte Loyalität gewährleistet. Marco erwähnt eine Geschichte, die wir von Niklaus erfahren haben. Bei der polizeilichen Schließung des AJZ im August letzten Jahres war vor dem Einsatz nur von einer Razzia die Rede gewesen. Erst als die Polizei im AJZ war, kam der Befehl, es endgültig zu schließen. Ob er dabei nicht das Gefühl gehabt habe, verarscht zu werden? Bob erinnert sich nicht mehr, daß er Niklaus damals erzählt hat, er sei sich beschissen vorgekommen.
Bob: »Warum man das AJZ geschlossen hat, kann man im Communiqué des Stadtrates nachlesen. Alles ist damals im AJZ illegal gewesen. Die Drogen, und auch das mit dem fehlenden Wirtepatent für das Restaurant.«
Wir wenden ein, daß sich diese Situation nach der Wiedereröffnung nicht grundsätzlich geändert hat.
Bob: »Ja, das sehe ich auch. Die Krawalle haben ihre Wirkung gehabt. Der Stadtrat ist erpreßt worden und hat das AJZ wieder eröffnet.«
Bob erzählt weiter: »Bei einer Demonstration in der Gegend des AJZ rückte die Polizei aus. Vier Polizisten stellten sich auf einer Kreuzung auf. Eine Gruppe von Demonstranten zog sich in eine Seitenstraße zurück. Ich habe das Ganze als Spitzel beobachtet, und dabei ist mir besonders ein Randalierer aufgefallen. Der hat die vier Polizisten beschimpft und ist dann wieder in der Menge verschwunden. Den habe ich mir gemerkt.« Bob erregt sich. »Ich bin näher heran, und da war der mit einem Molotow beschäftigt. Ich bin hingegangen und habe ihn gepackt. Die vier Polizisten konnten ja nichts tun, sonst wären sie in einen Hinterhalt geraten. Ich habe ihn gepackt und zu den vier Uniformierten gezerrt. Ich habe schon gewußt, was die mit ihm machen werden. Ich habe richtig Freude gehabt beim Zuschauen, wie die vier ihn zusammenschlagen.«
Uns berührte dieser unverhohlene Sadismus unangenehm. Der Spitzel, der unerkannt das Geschehen aus der Distanz beobachtet, reagiert mit Gefühlen

der Kränkung und der Leidenschaft. Später beschäftigt uns, was Bob veranlaßt, uns diese Geschichte zu erzählen, obwohl er weiß, daß wir sie veröffentlichen werden. Wird er mit der gleichen voyeuristischen Lust an der eigenen Erniedrigung diesen Artikel lesen? Dann können nur wir es gewesen sein, die zu ihm hingegangen sind, ihn gepackt und der Öffentlichkeit ausgeliefert haben.
Bob: »Das tut denen gut. Das Gericht bestraft sie doch zu wenig hart. Das sieht man ja an den Urteilen.«
Alfred: »Hast du nie das Gefühl, den Falschen erwischt oder zu stark zugeschlagen zu haben?«
Bob verneint: »Ich habe ein gutes Personengedächtnis. Aber man muß schon aufpassen, wenn Bezirksanwälte irgendwo herumstehen. Da droht einem möglicherweise ein Verfahren wegen Körperverletzung oder so. Man muß vor dem Bezirksanwalt antraben und sich dazu äußern. Ich gebe natürlich vor dem Bezirksanwalt nichts zu. Das macht kein Polizist, ist doch klar. Ihr gebt ja auch nichts zu, wenn ihr ein Verfahren habt. Die Leute von der Bewegung haben nichts zu verlieren, ich aber kann meinen Job gefährden. Da muß man selbstverständlich alles abstreiten.«
Niklaus setzt an einem neuen Punkt an. Man könne zwei Standpunkte vertreten. Der eine besage, daß jedermann in bestimmte Situationen kommen kann, in denen er zum Randalierer wird. Nach der andern Meinung sei es eine Frage des Charakters, ob jemand Scheiben einwirft. Bob neigt eher zur zweiten Ansicht: »Es muß wohl mit dem Charakter zusammenhängen. Einmal war ich in einer Gruppe von Randalierern. Die standen vor einem Schaufenster. Plötzlich hat es geheißen, daß man die Scheibe einschlagen will. Und da war auch schon ein Pflasterstein.« Bobs Ausdruck verkrampft sich. »Da hat's mich zerrissen, ich mußte weggehen. Ich konnte nicht mehr dort bleiben.« Er bricht ab und schweigt.
Dieser unvermittelte Einfall von Bob und das abrupte Ende ohne Erklärung für sein Weglaufen lösen bei uns wilde Spekulationen aus. Die Aufregung, die sich bei Bob wieder gelegt hat, greift auf uns über. Was zwang ihn wegzugehen? War er ein agent provocateur, oder wollte er in der Situation den Stein selber werfen? Bob verneint all diese Möglichkeiten und findet im übrigen keine Worte. So, wie er seine Erzählung abbricht, könnte er aus einem Traum erwachen, damit ihm die Fortsetzung erspart bleibe. Die Geschichte des Spitzels erfährt dort einen Bruch, wo der Pflasterstein auftaucht. Wir denken, daß der Pflasterstein nicht nur bei uns Phantasien auslöst. Hat der Stein plötzlich ihm gegolten?

Wir stellen ihm Fragen zu seiner Tätigkeit als Spitzel, um das Gespräch wieder in Gang zu bringen. Bob erklärt uns, er sei als Spitzel autonom, im Gegensatz etwa zur uniformierten Polizei.

Bob: »Ich kann durchgeben, wo etwas läuft, und dadurch bestimme ich die Strategie der Polizei mit.«
Uns kommt es wie ein Witz vor, wie Bob Gegensätze wie Autonomie und Polizei zusammenbringt. Aber das Bild vom autonomen Spitzel, das er von sich selber macht, läßt sich von seiner Geschichte her begreifen. Die Erfahrung in der Fabrik, dauernd überwacht zu werden, den Chef am Arsch zu haben, und die Vorstellung, bei der Polizei sei er selbständiger, war Motiv bei dem Berufswechsel. Der Polizei als Institution gelingt es, auf diese persönlichen Motive einzugehen, indem sie Bob als Spitzel arbeiten läßt. Bob genießt den Spielraum, den er als Spitzel hat. Die uniformierte Polizei steht im Gegensatz dazu unter der Aufsicht des Einsatzleiters, der mit dem Megaphon von hinten die Befehle erteilt. Das vorerst noch intakte Verhältnis von Bob zur Polizei erlaubt ihm, sich autonom zu fühlen. Der Bewegung dagegen spricht er die Autonomie ab: Ein Heer von Mitläufern wird von den Drahtziehern manipuliert und mißbraucht.
Auf unsere Frage, wie er bestimme, ob eine Gruppe oder eine Situation gefährlich sei, antwortet Bob mit einer gewissen Verachtung: »Das sehe ich. In der Gruppe gibt es Drahtzieher, Agitatoren und Mitläufer. Von wenigen wird etwas ausgeheckt, und die Agitatoren verbreiten es, um andere mitzureißen. Die fragen etwa: Können wir nicht das und das tun? Es sind viele dabei, die wissen nicht genau, worum es geht. Sie laufen einfach mit. Die besetzen zum Beispiel ein Haus, dabei müssen sie gar nicht irgendwo raus. Das sieht man ja auch bei den Vollversammlungen. Einer macht einen Vorschlag, und aus der anderen Ecke des Saales sagt jemand dasselbe, so daß der Eindruck entsteht, die haben ganz unabhängig voneinander die gleiche Meinung. Dabei ist es von Anfang an abgesprochen. Wenn jemand mal was Gutes sagt, wird er ausgepfiffen. Diese Leute wollen ja nichts aufbauen, sie sind gegen den Staat und wollen kaputtmachen. Im AJZ habe ich mit einem geredet, der hat gesagt, er sei gegen den Staat. Mich stört das. Denn was ist der Staat, das sind wir doch alle. Ich habe ihn gefragt, was er arbeite. Er antwortet, er sei selbständig, habe eine kleine Bude und arbeite für niemanden. Dann stellt sich heraus, daß er auch Aufträge für das Elektrizitätswerk ausführt. Von Konsequenz ist da nichts zu spüren.«
Alfred möchte von Bob wissen, was für eine Person ein Randalierer denn sei, ob man da allgemeine Merkmale nennen könne.
Bob: »Ich finde das Wort ›Randalierer‹ eigentlich nicht gut, auch ›Chaot‹ gefällt mir nicht. Ein Randalierer ist einer, der Schaufenster einschmeißt.« Nach einer Pause: »Zu zweit oder zu dritt geht er heim, schaut sich ängstlich um, ob ihm niemand folgt. Dann schlitzt er vielleicht noch zwei Pneus auf und geht zu Bett.«

Wir fragen ihn über seinen Alltag bei der Polizei. Mit welchen Leuten ist er zusammen, was wird geredet vor und nach den Einsätzen?
Bob: »Bei der Polizei gibt es viele Meinungen, da hat es Liberale und solche, die eine harte Linie vertreten. Über die Bewegung zu diskutieren ist allerdings schwierig. Es heißt dann gleich, dieses Saupack, und das Thema wird gewechselt. Die wollen über Fußball reden oder über ihre Frauen. Auch die Familie, die wegen der Uberstunden zu kurz kommt, ist ein wichtiges Thema. Will ich über die Bewegung diskutieren, kann ich das eigentlich nur außerhalb der Polizei. Mein Bekanntenkreis ist wild zusammengewürfelt, dort kann man über alles reden.
Wenn ich Wache im Quartier habe, sind jeweils Polizisten verschiedenen Alters zusammen. Mit den Alten kann ich nicht so gut reden. Wenn wir am Abend von der Runde zurückkommen, wird erst mal gegessen. Zum Reden kommt man eigentlich nicht. Durch die Rotation bin ich auch immer mit andern zusammen. Das wird manchmal zum Problem, denn ich bin eher der Typ, der gern diskutieren will.«
Bob will von Marco wissen, warum er in der Bewegung mitmacht. Marco ist die Frage unangenehm, und er antwortet etwas unbestimmt. Bob interessiert sich nicht weiter dafür.
Niklaus erzählte uns von Bobs früherem Interesse an linker Politik. Wir sprechen ihn darauf an.
Bob: »Ich bin auch bei Demonstrationen mitmarschiert. Die Linken, die sich jahrelang für eine Sache einsetzen und auch dafür einstehen, bewundere ich. Ich habe aber nie den Eindruck gehabt, die Demonstrationen würden etwas nützen. Als ich zur Polizei gekommen bin, hat es wegen meiner Vergangenheit eine längere Diskussion gegeben. Ich habe nichts verheimlicht, und man hat offen miteinander geredet. Es ist alles in Ordnung gegangen.«
Bob erklärt uns am Ende des Gespräches, er werde im Mai Zeit haben, uns wieder zu treffen. Es sei natürlich ein Risiko für ihn, doch zähle er auf unsere Verschwiegenheit. Er selber werde nichts gegen uns unternehmen.

2

Die Lage hat sich verändert. Bob hat Niklaus angerufen und ihm gesagt, das vereinbarte Treffen könne nicht stattfinden. Bei einem weiteren Anruf erfährt Niklaus die Gründe für die Absage. Es sei wegen des Gesprächs zu einem internen Verfahren gegen ihn gekommen. Bob selbst weiß nicht, warum das Ganze aufgeflogen ist, vermutet aber, daß wir geredet haben. Von weiteren Gesprächen will er nichts mehr wissen. Das Verfahren ist offenbar eine ernste Sache. Möglicherweise verliert er die Stelle als Polizist. Niklaus ist erstaunt, mit welcher Gelassenheit Bob ihm das alles berichtet hat.
Wir sind ratlos. Die erste spontane Regung, dem Spitzel auf irgendeine Weise zu helfen, ihn zu entlasten, verwerfen wir. Wir wollen ihm nicht helfen. Wir

würden uns dadurch nur selber gefährden. Der Polizei unser Protokoll des Gesprächs auszuliefern hieße, die Polizei als Zensor zu akzeptieren, als ob sie das Recht hätte, darüber zu urteilen, was geredet werden darf und was nicht. Nur das eine wollten wir tun: Niklaus, der sich als Vermittler Bob gegenüber verantwortlich fühlt, davon abraten, bei der Polizei auszusagen.
Wir treffen uns mit Niklaus. Er erzählt, wie Bob ihn gebeten hat, bei uns darauf zu dringen, die Publikation des Gesprächs zu unterlassen. Darauf wollen wir nicht eingehen, sind aber bereit, bei einem weiteren Treffen über seine Bedenken zu reden. Wir reden über Bobs Gelassenheit in dieser Geschichte mit dem Verfahren. Wie ist sie zu erklären? Wird er sich wieder bei Niklaus melden? Oder stimmt das Ganze gar nicht, und er wollte uns nur nicht sagen, daß er einfach keine Lust an weiteren Gesprächen hat?
Dann kommt der dritte Anruf. Bob ist einverstanden, sich mit uns zu treffen, zum letzten Mal und nicht bei Niklaus, sondern in einem Gasthof am Waldrand. Niklaus läßt ausrichten, wir sollten das Protokoll der ersten Sitzung mitbringen, sonst laufe uns Bob gleich wieder weg. Wir sind damit einverstanden, obwohl sein Beharren auf einem anderen Treffpunkt allerlei Befürchtungen bei uns auslöst.
Als wir in den Gasthof kommen, sitzt Bob schon in einer Ecke. Wir sind die einzigen Gäste. Bob möchte unsere Zusammenfassung des ersten Gesprächs lesen. Er liest angespannt und findet die Aufzeichnungen soweit in Ordnung. »So habe ich es auch etwa in Erinnerung.« Bob fragt Niklaus, was er dazu meint. Niklaus findet den Text gut und fragt, ob ihm etwas dazu einfalle nach dem Durchlesen.
Bob überlegt: »Die vielen Überstunden, die wir im letzten Jahr leisten mußten, sind nicht drin. Das wäre gut, wenn das auch in den Artikel käme. Viele Polizisten, besonders die mit Familie, haben zu leiden unter den vielen Extraeinsätzen . . . Im letzten Herbst stand ich drei Wochen pausenlos im Einsatz. Normalerweise haben wir nach drei Arbeitstagen zwei Freitage. Das schafft natürlich auch Aggressionen.«

Bob: »Ja, was läuft denn so bei euch?«
Die Frage irritiert uns. Unsere Rolle des Ausfragens, der vorsichtigen Zurückhaltung scheint gefährdet. Wir wollen nicht von uns reden. Wir hatten uns in eine stumme Position hineingeflüchtet: wortloses Lächeln, wenn er uns unterstellte, wir hätten bestimmt auch schon Scheiben eingeworfen. Das wurde uns bei Fragen wie »Hast du nicht zu stark zugeschlagen« bewußt. Daß wir uns in Fragen, die allenfalls Bob beschäftigen mochten, hineinfühlen, ärgert uns.
Was läuft bei uns? Das AJZ wird renoviert, heute morgen ist das Chaotikon, das von Wohnungssuchenden der Bewegung gebaute Bretterdorf, von der Polizei geräumt worden.

Bob lacht kurz: »Eine Wohnungsnot besteht gar nicht, jedenfalls ist alles weit übertrieben. Ich selbst habe eine Wohnung gesucht. Ich will nicht mehr mit meinem Freund zusammenleben. Schon nach drei Wochen habe ich eine Wohnung gefunden, drei Zimmer für 600 Franken, das war kein Problem. Ich habe dann die Wohnung doch nicht genommen und dem Vermieter gesagt, er solle sie einer Familie geben, die sich für die Wohnung interessiert hat. Ich weiß von Leuten, die wohnen bei den Eltern, haben ein eigenes Zimmer und auch nur selten Krach daheim, und dann besetzen solche Leute Häuser. Was meint ihr dazu?«

Bei dieser Frage schaut Bob herausfordernd Marco an. Wir haben das Gefühl, Bob habe recherchiert oder sei aufgeklärt worden über Marcos Polizeiakte, die eine Hausbesetzung betrifft.

Wir gehen kurz auf seine Frage ein: Es gibt auch andere Gründe, daß wir ausziehen und mit eigenen Leuten zusammenwohnen wollen, als Krach mit den Eltern. 600 Franken sind für eine Dreizimmerwohnung an der oberen Grenze, und die Wohnungen werden fast immer an Etablierte abgegeben.

Bob beharrt darauf, daß es keine Wohnungsnot gibt: »Ich kenne ein junges Paar, das nicht in eine freie Genossenschaftswohnung einziehen will, dabei ist sie noch billig, aber sie hat nicht genug Komfort und liegt außerhalb. Ich frage mich überhaupt, warum die Bewegung nur im Zentrum Häuser besetzt. Es muß immer in der Nähe des Bahnhofs und des AJZ sein. Warum besetzt ihr nicht eines der vielen leerstehenden Häuser hier in Oerlikon?«

Bob kommt nun auf den 1. Mai zu sprechen: »Das ist ein völliger Blödsinn gewesen von der Bewegung. Beim Sechseläuten, darüber kann man noch reden, aber gegen Gewerkschafter, das verstehe ich nicht, da hat sich die Bewegung viele Sympathien verscherzt. Was meint ihr dazu?«

Das Bild des traditionellen 1. Mai ist durch die Teilnahme von Leuten der Bewegung empfindlich gestört worden. Zerbrochene Scheiben an der Bahnhofstraße, gesprayte Fassaden und Knallkörper hatten die Gewerkschafter erbost. Die Auseinandersetzungen wurden handgreiflich, als Gewerkschafter diesen Aktionen Einhalt gebieten wollten. Schließlich wurde die Veranstaltung vorzeitig abgebrochen. Leute von der Bewegung hatten versucht, am Mikrophon zu reden.

Wir erklären Bob, warum vielen der 1. Mai so nicht paßt. Uns ärgert dabei, ihm Rechenschaft über Aktionen der Bewegung geben zu müssen. Der unbedingten Identifizierung versuchen wir auszuweichen. Wir sagen Bob, daß wir am 1. Mai zu Hause geblieben sind, doch ist das natürlich keine Antwort auf seine Frage.

Bob: »Es ist ein großer Fehler gewesen, denn dadurch habt ihr viele Bündnispartner verloren. So ist es auch bei meinem Vater, einem alten Gewerkschafter. Vorher hat er einiges Verständnis für die Bewegung gehabt,

natürlich nicht fürs Randalieren und so, aber für einige Forderungen. Nach dem 1. Mai könnte mein Vater jeden aus der Bewegung zusammenschlagen.« Bob wiederholt, was für einen Blödsinn die Bewegung gemacht habe.
Alfred: »Steckt hinter dieser Art von Kritik nicht eine Schadenfreude, daß nach dem Sechseläuten nun auch der 1. Mai drangekommen ist?«
Bob: »Bei der Polizei ist diese Freude vorhanden gewesen.«
Das Gespräch verstummt. Dann Bob: »Es gibt nicht mehr viel zu sagen.« Während des ganzen Gespräches haben wir dieses Belastende empfunden, daß Bob abbricht, daß er sich uns verweigert. Bob hat nicht nur zur Polizei Distanz gewonnen, die ihm zu schaffen macht, sondern auch zu uns: Es gibt nicht mehr viel zu sagen, oder eigentlich: Ich möchte nicht mehr viel sagen.
Wir weisen auf das polizeiinterne Verfahren hin, in das er wegen unseres Gespräches verwickelt ist.
Bob: »Ja, das ist eine blöde Sache. Ich weiß bis heute nicht, wie es aufgeflogen ist. Ich bin vor den Kommandanten zitiert worden. Es gibt offenbar einen Paragraphen im Beamtengesetz, wonach ein Polizist nur mit Erlaubnis ein Interview geben darf.«
Wir wollen wissen, wie die Unterredung gewesen sei und wie Bob sich verhalten habe.
Bob: »Ich krieche nicht, prinzipiell und vor keinem, mag er noch so hoch sein. Da sag ich dann auch meine Meinung, und das führt oft dazu, daß der andere sauer reagiert.«
Marco: »Weiß der Kommandant von dem geplanten *Kursbuch*-Artikel?«
Bob: »Ich habe ihm gesagt, es komme in einer Zeitschrift in Berlin.« Er greift nach unserem Gedächtnisprotokoll: »Das können die schon lesen, wenn sie wollen. Ich habe ihm nicht genau gesagt, worüber wir gesprochen haben. Von euch habe ich nichts erzählt.«
Marco: »Wird dieses Gespräch wieder auffliegen?«
Bob weiß es nicht, meint aber, daß er gewisse Vorkehrungen getroffen habe. Es stellt sich heraus, daß Bob nach einer Fahrt mit der Straßenbahn einen ca. halbstündigen Weg durch den Wald zum vereinbarten Gasthof eingeschlagen hat. Wir müssen lachen. Auch der Spitzel wird überwacht. Die Institution Polizei nimmt für Bob totalitäre Züge an. Das Vertrauensverhältnis zwischen ihm und der Polizei scheint für den Augenblick aufgekündigt. Bobs symbiotische Beziehung mit ihr ist getrübt, als ob sich sein Interesse an der Polizei allmählich verlöre. Erklärt das seine entspannte Haltung?
Wir sagen, daß wir über dieses interne Verfahren erstaunt sind. Bob läßt anklingen, daß eine Entlassung aus dem Polizeidienst drinsein könne. »Das macht mir aber nicht viel aus. Vielleicht suche ich mir in nächster Zeit einen neuen Job, etwas Neues, das würde mir noch Spaß machen. Eigentlich bin

ich gern Polizist, aber manche Sachen scheißen mich an. Wegen kleiner Sachen wird man zitiert und bekommt eine Rüge. Nicht gerade wegen einer Parkbuße, aber ein Rotlicht überfahren und so. Gelobt wird nur immer der Kollektiveinsatz; macht man mal einen Fehler, wird man einzeln zusammengeschissen. Als Polizist muß man oft den Kopf hinhalten. Bei uns gibt es schon ein Wort dafür, wir gebrauchen es oft. Ja, wie heißt es nur?«
Bob überlegt angestrengt, das Wort will ihm nicht einfallen. Wir machen verschiedene Vorschläge, zum Beispiel ›Prügelknabe‹. Aber keiner der Ausdrücke ist richtig. Bob sucht weiter und umschreibt nochmals die Situation des Polizisten, der ausrücken und immer freundlich sein muß und dann zusammengestaucht wird. »Ja, das Wort . . . ungefähr so: Du hältst den Kopf hin und kriegst einen Schlag, und dann sagst du noch danke. Also, diesen Ausdruck, den wir untereinander so häufig brauchen, masochistisch ist es auch nicht.« Bob gibt die Suche auf.
Die Schwierigkeit, das Unvermögen, einen offenbar alltäglichen Begriff zu erinnern, hängt mit uns zusammen. Wegen uns hat er ein Verfahren, bei dem er den Kopf hinhalten muß. Der Kontext, in dem das Wort fällt, ist ein anderer als der, in dem es nicht ausgesprochen werden kann. Bei der Polizei, unter Kollegen macht ein wahrscheinlich ironischer Gebrauch dieses Wortes die vorangegangene Erniedrigung vergessen. Angeschmiert sein, Mädchen für alles, gevögelt werden oder was auch immer: Die doppeldeutige Verwendung des Wortes ist dort Bewältigung eines Leidensdruckes. In der Situation mit uns gewinnt das Wort eine Bedeutung, die in ihrer Eindeutigkeit durch keinen ironischen Umgang, der ja nur unter Kollegen möglich ist, verwischt wird. Deshalb kann es nicht mehr ausgesprochen werden.
Bob erzählt, was ein Polizist so machen muß: »Es kommt ein Auftrag rein, ich muß gehen. Familienkrach oder so. Es gibt Krach in der Wohnung. Der Alte . . . also die Alte nimmt den Kühlschrank und wirft ihn dem Alten nach. Das gibt es auch, daß die Alte den Fernseher aus dem Fenster wirft, wir müssen dann ausrücken und ihn wieder zurückbringen. Oder eine halbe Stunde vor Schichtwechsel kommt die Meldung von einem Autounfall rein, dann muß ich ausrücken und nachher zwölf Stunden lang einen Rapport schreiben. Da kann ich nicht heimgehen. Manchmal kommt der Rapport wieder zurück wegen irgendwelcher Formfehler. Der Rapport ist oben nicht durchgegangen, und dann muß ich ihn nochmals schreiben, das scheißt an.«
Marco: »Hat das mit deinen Überlegungen, aus der Polizei auszusteigen, etwas zu tun?
Bob: »Ja, das könnte schon drinsein, daß ich etwas Neues machen möchte, einen anderen Job. Auf jeden Fall möchte ich raus, bevor ich dazu gezwungen werde.«

Ist Bob ein guter Polizeispitzel oder nicht? Diese Frage scheint gegenstandslos in Anbetracht von Bobs Eifer, Leute, die Sachen beschädigen, zu verfolgen. Trotzdem: sein Differenzierungsvermögen, das uns an manchen Stellen aufgefallen ist, macht ihn in unseren Augen ungeeignet für diesen Beruf. Später merken wir, daß seine Wahrnehmung unscharf wird, wo es um ihn selbst geht. So klar er sich als ein Polizist unter vielen mit der Polizei als Institution auseinandersetzt, so undifferenziert erscheint uns Bob, wenn er dreinschlägt. Diese blinden Flecken in seiner Wahrnehmung sind entscheidende Voraussetzungen für jede wirkungsvolle Spitzeltätigkeit.
Niklaus: »Glaubst du, das Gespräch habe dir etwas genützt?«
Bob zögert. Die Frage nach dem Nutzen, so wie Niklaus sie stellt, berührt uns seltsam. Dem Vorwurf, in dem Gespräch eine ausbeuterische Haltung eingenommen zu haben, war auf diese Weise nicht zu entkommen. Wir teilten dieses schlechte Gewissen nicht mit Niklaus.
Bob meint, »genützt« könne man eigentlich nicht sagen, aber es sei schon interessant für ihn, solche Diskussionen zu führen. »Gerade kürzlich gab es eine Veranstaltung der FDP [Freisinnig Demokratische Partei]. Das war eine Art Hearing über Jugendprobleme. Es war interessant.«
Wir wollen wissen, ob er als Zuhörer dort war.
Bob: »Nein, ich war selber auf dem Podium und habe diskutiert. Also, das kann ich schon sagen, ich bin FDP-Mitglied und wurde gefragt wegen meiner Berufserfahrung. Ich habe mich entschlossen, bei der Gruppe, die über Drogen diskutiert hat, mitzumachen. Da mußte ich auch meinen Namen sagen und daß ich Polizist bin. Es wurden gute Sachen gesagt. Eine Frau, die bei der Auffangstation Tiefenbrunnen arbeitet, hat dafür plädiert, den Gebrauch von weichen Drogen, also Marihuana, zu legalisieren.«
Niklaus will wissen, was Bob auf dieser Veranstaltung gesagt hat. Bob verspricht ihm, den offiziellen Bericht der Partei über das ganze Hearing zu schicken. »Für meine Teilnahme mußte ich keine Bewilligung des Kommandanten einholen, das ist nicht nötig.«
Niklaus fragt Bob, ob er an einem dritten Gespräch interessiert sei. Bob lehnt entschieden ab, er will kein neues Treffen. Wir wollen wissen, wieso.
Bob: »Es könnte sein, daß ich durch eure Fragen in Situationen komme, wo ich über die Oberen ausrufen müßte. Das möchte ich nicht.«
Es ist klar, Bob möchte Schluß machen.
Niklaus fragt ihn, was ihn dazu bewegt hat, mit uns zu reden.
Bob: »Die Gründe? Ich wollte darstellen, daß die Polizisten nicht einfach Nazis sind. Es sind nicht einfach alles Arschlöcher, die bei der Polizei sind. Das habe ich eigentlich sagen wollen.«

Paul Parin
Brief aus Grönland

1

›Nomen est omen‹

Grönland liegt in Zürich. Das ist seit etwa einem Jahr bekannt. Man weiß es sogar in Amerika, weil der *New Yorker* es geschrieben hat und dann die Sonntagsbeilage der *New York Times.* Wer es nicht glaubt, kann auf der Autobahn über Winterthur anreisen: da steht mit schwarzem Spray auf Beton »Nach Grönland«; und wählt man die Swissair, heißt es »In den Tod«, mit Richtungspfeil. Beides etwas blaß, bereits gesäubert. Zürich war immer eine reinliche Stadt.

Das Packeis ist schon länger da. Es besteht auch nicht, wie der *Spiegel* gemeint hat, aus einer altväterisch-bäuerlichen Mentalität, sondern aus einem dichten Netz von Verbänden, Interessenklüngeln und Pressure Groups, die sich ergänzen, verflechten, bekriegen, einander bei der Gurgel nehmen, wenn es um Profit geht, sich wieder die Hände reichen, wenn es zu wackeln beginnt, sich auch mal trennen, wenn die Verhedderung zu eng wird. Die Oberfläche glänzt allerdings nicht schlecht, altes Packeis, nur etwas Dreck darauf; die Bahnhofstraße, die Hotels, die SBB und die blauweißen Zürcher Trams, von den Autoschlangen gar nicht zu reden. Schreiben kann man über unser Grönland erst, seitdem es im Packeis kracht. Daß es bald schmelzen wird, glaube ich nicht.

Über was ich nicht zu schreiben brauche, ist leicht zu sehen. Die Struktur des Eises und die langsamen Gletscherströme sind längst erforscht und beschrieben, von Marx bis Ernest Mandel und weiterhin. Ist es einmal geschmolzen, fließt alles in den Strom der Geschichte und verliert sich dort. Die Beschreibung des grünen Landes, das darunter zum Vorschein kommen sollte, muß ich den Utopisten überlassen. Wahrscheinlich ist es auch gar nicht grün. Als der Asphalt vom Parkplatz neben dem Autonomen Jugendzentrum Zürich (AJZ) zuerst mit einem Preßluftbohrer und, nachdem die Polizei ihn den Jungen weggenommen hatte, mit Holzstangen aufgehebelt wurde, war darunter Schutt, viel Staub und etwas Erde. Um es ein wenig grün zu machen, mußten sie erst Gartenerde und Pflänzchen herschaffen.

Als Psychoanalytiker und Ethnologe studiere ich die Kräfte (oder Schwächen?), die Packeis zum Schmelzen bringen. Denn die wären für viele Leute interessant, die unter anderen äußeren und inneren Krusten leiden. Doch

schon mit der Benennung hat es seine Schwierigkeiten. Das Ding hatte keinen Namen, als es begann, heißt jedenfalls nicht Jugend-, Friedens-, Antiatom- oder Sonstwie-Bewegung. Am 30. Mai 1980 machte es erstmals Schlagzeilen. Junge Leute, die gegen einen Sechzig-Millionen-Kredit für den Umbau des Opernhauses waren, wollten die Besucher einer Gala-Eröffnungs-Festvorstellung darüber aufklären und ihnen einen »unvergänglichen Opernabend« bereiten. Polizisten mit Helm und Schild, die in der Kunststätte gelauert hatten, stürmten heraus und stürzten sich auf die Störenfriede. Daraus hat sich ein Stil von Straßenkämpfen entwickelt, den ich als bekannt voraussetze. Etwa sechs Wochen später hieß eine erste Dokumentation *Die Zürcher Unruhe;* die Schriftsteller-Gruppe Olten, die das Buch herausgab, hatte damit den Geschehnissen vorläufig einen Namen gegeben.

Eine andere Unruhe als die im Buchtitel gemeinte war schon lange wahrzunehmen: beim Dollarsturz nach dem Vietnamkrieg zum Beispiel, dem Ölpreisaufschlag, dem überstürzten Bau riesiger neuer Gefängnisse in der Schweiz und 1974 bei der Volksinitiative der »Nationalen Aktion«, die gestartet wurde, um Fremdarbeiter gesetzlich hinauszuwerfen, und die beinahe durchkam, sich jedoch nachträglich erübrigte, weil man die Unverwertbaren auch so loswurde.

Wohlwollende Kreise der Bevölkerung nannten die jungen Unruhestifter Ajzler (von AJZ), worunter man sich einen fremden Volksstamm vorstellen könnte. Obzwar die Sache viel mit »Stämmen« zu tun hat, »die allein noch überleben werden«, sollte man eine genuin Zürcher Angelegenheit nicht derart exotisch verfremden.

Es wurde behauptet, daß die Unfähigkeit der Jungen, auch nur einen zügigen Namen für sich zu finden, auf einen Mangel an Organisation, auf Unklarheit der Motive, auf das Fehlen von Zielen, auf den gänzlichen Mangel an Struktur zurückzuführen sei. Ich neige dazu, die Namenlosigkeit als Ausdruck eines besonderen Identitätsgefühls anzusehen. Bekanntlich ist in vielen Sprachen der Ausdruck für »Mensch« gleichbedeutend mit dem für einen Angehörigen des eigenen Volkes. Das Identitätsgefühl eines solchen Volkes drückt aus: Die Menschen, das sind *wir.* Daraus folgt manchmal, jedoch keineswegs immer, daß die Anderen, die Fremden, keine Menschen oder gar Unmenschen sind. Das besondere Identitätsgefühl besagt, daß man sich kennt, miteinander verbunden ist: Das eigene Leben, wie es ist oder sein sollte, ist das menschliche, richtige und bedarf für sich selbst keines weiteren Namens. Höchstens nach außen hin muß man sich manchmal definieren, z. B. » *Wir* sind die Kulturleichen der Stadt«, » *Wir* sind die Kinder, vor denen unsere Eltern uns immer gewarnt haben«.

Schließlich nannte man sich in Vollversammlungen »d'Bewegig« (die Bewegung), eine Bezeichnung, die von Publikationsorganen übernommen

wurde und die auch ich beibehalte. Treffend kann ich den Namen nicht finden. Ein Engagement der Teilnehmer, wie etwa in der Arbeiter-, der Jugend-, der psychoanalytischen Bewegung, ist vorhanden. Doch ein wohldefinierter Personenkreis und eine einheitliche Zielsetzung, die die historischen Bewegungen auszeichnen, sind nicht festzustellen. Eher ist es eine Absetz-Bewegung.
In ganz anderem Sinne war inzwischen in Zürich so manches in Bewegung gekommen, was über die Bewahrung von Profit und Privilegien hinaus kein besonderes Engagement erforderte, dafür aber klare Zielsetzungen erkennen läßt. Gut gesteuerte Politiker versuchten, mit offenen Reden und stillen Intrigen eine interkantonale Polizei zu konstituieren, die größer, einsatzbereiter, besser ausgerüstet und noch anonymer sein sollte als die bisherigen städtischen oder kantonalen Polizeikorps. Eine relativ liberal schreibende Tageszeitung wurde von Großfirmen mit dem Entzug von Anzeigen unter Druck gesetzt und gebändigt. Die Radio- und Fernsehgesellschaft wurde von führenden Politikern, darunter dem Stadtpräsidenten, angeklagt. U.s.f.
Von Anfang an gab es in Zeitungen und im Fernsehen einen anderen Namen. Man schreibt und spricht von den »Zürcher Krawallen«. Diese Bezeichnung verwende ich nicht. Sie will glauben machen, daß es in Zürich zu nichts anderem als zu Straßenkrawallen gekommen sei, obzwar die Krawalle immer wieder ausblieben (»Ohne Polizei kein Krawall«), während die Bewegung weiterging. Mit der Bezeichnung wird jedoch eine Fiktion propagiert, die vorerst wenig über die Bewegung aussagt, aber einiges über die Bedingungen, unter denen sie sich entwickelt.
Ich selber stecke als »teilnehmender Beobachter« mitten drin im Packeis und will darum lediglich berichten, *wie* ich die Dinge zu fassen versuche. Diese Bescheidenheit eines Forschers ist echt: Wenn ihm die Sache selbst dunkel bleibt, schreibt er am besten nur über seine Methode, nennt sie »points of view« und überläßt anderen den Durchblick, den er nicht hat. So will ich es halten.

2

»Zürich . . . Europas größte Kleinstadt« (*Der Spiegel*, 1981)

Die Definition als Kleinstadt stimmt nicht, weil das Idyllische fehlt und kein Rest einer engeren Gemeinschaft mehr da ist. Provinziell ist nur mehr das Schwyzer-Dütsch, das man hier spricht. Aber Zürich ist klein genug, eine unter noch kleineren schweizer Städten, und darum genügend übersichtlich, um zu untersuchen, warum und wie sich gerade hier seit über einem Jahr die groteske Komödie ums AJZ abspielt, die immer wieder dazu neigt, zum Drama zu entarten.
Im Vergleich mit anderen schweizer Städten hat die Bewegung in Zürich

breitere Kreise erfaßt und hat sich hartnäckiger gehalten. In Genf z. B. blieb es lange ruhig. Dazu ist zu sagen, daß die innere Zone der Stadt Genf überhaupt nicht mehr von der besonders frustrierten Jugend bewohnt ist. Die entsprechenden Wohnquartiere sind zur City verwandelt, von Gastarbeitern (die ruhig sein müssen) und von wenigen Nobelfamilien bewohnt. Kaum eine Beiz (Kneipe) oder sonst ein Platz ist mehr so, daß junge Leute ohne viel Geld sich dort wohl fühlen würden. Sie kommen auch nicht mehr herein. Ihre Zentren liegen in der Peripherie und sind zum Teil »autonom«. Die Stadt »gehört« nicht mehr ihnen. Anders in Zürich. Auch hier ist die Verwandlung der City mächtig fortgeschritten. Die Wohnstruktur ist nicht gar so verschieden. Doch hat die in Außenbezirke gedrängte Jugend die Stadt nicht aufgegeben. Im Dörfli (Niederdorf, die Altstadt) und in den Kreisen 3 und 4 sind zahlreiche Beizen und nicht wenige Orte, wo man sich treffen und noch etwas kriegen kann (ich meine nicht nur Shit). Seit etwa zehn Jahren kommt man abends mit den Töfflis (Kleinmotorräder) herein. Wer an einem schönen Sommerabend durchs Dörfli spaziert, kann sich davon überzeugen. Zürcher Jugend verlangt darum ihr AJZ mitten in der Stadt, die noch die ihre ist.

Was wollen die Behörden, mit ihrer Fiktion vom Krawall? Man hat der Zürcher Regierung vorgeworfen, sie sei besonders repressiv oder unsicher, schwach, phantasielos, die Verwaltung sei besonders bürokratisch und stur oder schwankend und nachgiebig. Nach dem Nürnberger Verhaftungsskandal hat der Bayerische Ministerpräsident die Zürcher Polizei für ihre Härte gelobt und wegen ihrer Ausrüstung mit Wasserwerfern, die Gasgemisch spritzen, ihrer Tränengasbomben und Hartgummigeschosse beneidet. Der Neid ist zu verstehen. Und alle Vorwürfe sind berechtigt. Dennoch treffen sie nicht das Richtige. Sie beziehen sich auf den äußeren Anschein und lassen die Ursachen weg. Unsere Stadträte sind nicht weicher, härter, ungeschickter oder weniger intelligent als die anderer Städte. Sie regieren nur unter anderen Bedingungen.

Im Stadtkanton Genf sitzen in der Regierung Vertreter der eigentlich mächtigen Schichten, der großen Unternehmen, und längst wird dort auch eine sehr aktive linke Opposition (die kommunistische »Partei der Arbeit«) in die Regierung gewählt. Die Interessen der gegensätzlichsten Schichten sind in Regierung und Verwaltung vertreten. Die Mächtigen und die weniger Mächtigen haben Genf nicht aufgegeben, sie sind an ihrer Stadt beteiligt geblieben.

In Zürich hingegen hat sich die Finanz- und Geschäftswelt ungleich großartiger entwickelt. Die Interessen der maßgebenden Kreise weisen nicht mehr auf die Stadt, die ihnen nur noch als Wohnsitz dient, kaum mehr auf die Schweiz. Regierung und Verwaltung wurden längst der »politischen Schicht« konjunkturell aufsteigender Bürger und Kleinbürger überlassen,

die aus Gewerbe, Handel und den verschiedensten Dienstleistungsbetrieben kommen, gleichgültig ob sie für die bürgerlichen Parteien oder für die Sozialdemokratie optiert haben. Eine Gruppe von Organisatoren sollte es gänzlich widerstreitenden Interessen, die nicht die ihren sind, recht machen. Die großen, mächtigen Unternehmen geben höchstens hie und da einen Wink (im letzten Jahr oft mit dem Zaunpfahl in den Kommentaren der *Neuen Zürcher Zeitung*), wie man sie zufriedenstellen sollte. In Zürich bemühen sich Regierung und Verwaltung lediglich darum, daß die Maschinerie reibungslos weiter funktioniert wie bisher, während sie zu den eigentlich politischen Entscheidungen ebensowenig zu sagen haben wie bei einer Vollversammlung im AJZ. Ihre Aufgabe ist es, reibungsloses Funktionieren zu garantieren. Sie können Bedürfnisse und Forderungen nicht als Ausdruck von Konflikten begreifen und behandeln, sondern nur als Störungen, als Sand im Getriebe. Ihr politisches Interesse an der Stadt ist das ihres eigenen Fortbestehens; darum ist ihr Verständnis ebenso reduziert wie ihr Verhaltensspielraum.

Aus dieser besonderen Situation läßt es sich verstehen, wieso Stadträte, gebildete und intelligente Menschen, öffentlich erklären können, daß die Berichterstattung des Fernsehens oder ein ethnologischer Videofilm über die Geschehnisse auf der Straße Ursache (!) dessen seien, was da geschieht. Oder daß Drahtzieher, Ausländer, ein harter Kern, Chaoten, Linke, Pfarrer, Intellektuelle das verursachen, was schon längst als Unzufriedenheit vorhanden ist, die sich nun einmal um ein AJZ artikuliert hat.

Das soll nicht heißen, daß die Exekutive keine Strategie, keine Linie und keine davon abgeleitete Taktik verfolgt. Diese ist nur nicht politisch, wenn man unter Politik die Austragung von Konflikten versteht, die von widersprüchlichen Interessen herkommen. Der Grundgedanke ist folgender: Alle, die stören, und alles, was das Funktionieren der Maschinerie Zürich, die von Regierung und Verwaltung als Dienstleistung in Gang gehalten werden muß, beeinträchtigt oder beeinträchtigen könnte, ist mehr oder weniger antisozial, in leichterem oder schwererem Ausmaß kriminell und muß daher bestraft, bekämpft, eliminiert werden. Wenn ich sage »Grundgedanke«, meine ich nicht, daß eine Absprache oder Anweisung nötig gewesen wäre, das zu formulieren und weiterzugeben, sondern daß die Linie von Anfang an da war und als einzig richtige mit Wort und Tat bestätigt, legitimiert, befolgt wurde.

Die Behauptung, daß dieses Konzept schon vor dem berüchtigten 30. Mai 1980 bestand, ist leicht zu belegen. Wie wurden Jahre vorher Atomkraftwerkgegner behandelt? Warum wurden schon im April 1980 die »Renovieren statt Demolieren«-Leute, die sich höflich an die Liegenschaftsverwaltung der Stadt gewandt hatten, die nichts besetzt oder zerstört, sondern lediglich repariert hatten, mit großem Polizeieinsatz verhaftet, festgehalten, erken-

nungsdienstlich behandelt, wie es sonst nur bei erheblichen Kriminaltaten geschieht? Darum wußten der Stadtrat und mit ihm die Öffentlichkeit von Anfang an genau, wie das Ding zu heißen hatte: Krawall.
Daß es um Legitimation einer Strategie ging, heute noch geht und leider wohl auch weiter gehen wird, könnte man an unzähligen Ereignissen aufweisen. Eines davon, das ich von A bis Z mitangesehen habe: Vor der »Demonstration der Unzufriedenen« am 21. Juni 1980 gab es sechs unsinnige Präventivverhaftungen; für Zürich ein unerhörter Eingriff. Dann war eine Vollversammlung am Helvetiaplatz erlaubt (beim Poch-Fest – POCH = Progressive Organisationen Schweiz). Danach war der Demonstrationszug verboten, wurde aber geduldet; verlief auch friedlich. Dann wurde die Quaibrücke vor etwa 9 000 Demonstranten mit starken Polizeikräften verriegelt, der Befehl zum Angriff auf die Rechtsbrecher gegeben. Dann allerdings ein kurzer Einbruch der Wirklichkeit: Ein Polizeioffizier ist vernünftig, erwirkt die Rücknahme des Befehls, und die Schlacht zwischen der legitimen Gewalt und den »Rechtsbrechern« wird für diesmal vermieden.
Oberflächlich gesehen ist das Schwanken und Unsicherheit. Offensichtlich kann es sich nur darum handeln, etwas in Gang zu bringen, unschöner gesagt, zu provozieren, was dann, wie man schon vorher wußte, höchst gefährlich, antisozial und kriminell ist. Es *muß* etwas Ungesetzliches, womöglich Gewalttätiges passieren. Dann kann man es beseitigen. Die gleiche Strategie hat bisher Öffnen und Schließen, Freigeben und Eingreifen im AJZ bestimmt und wird es, wie ich fürchte, weiter bestimmen.

3

> »Jeder Müller, vom Ersten bis zum Letzten seines Stammes, hat stets den Anschauungen seiner Zeit gehuldigt. Keiner von ihnen ist verantwortlich für seine Taten und Worte. Aus jedem spricht nur jene Meinung, die die Regierenden den Untertanen zubilligten.«
>
> (Walter Mehring, *Müller. Chronik eines Teutschen Stammes*, 1960)

Die Müllers, im Sinne obigen Zitats, geben in Zürich den Ton an. Ihre Übermacht und Überzahl ist hier wahrscheinlich noch bedeutender als in der Bundesrepublik, denn die Erschütterungen von 1918 und 1945 haben die Schweiz kaum berührt. Die Eidgenossen haben keinen Anlaß gehabt, eine Vergangenheit zu bewältigen, die sie nur indirekt und untergründig betraf. Die Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre ist als Episode historisch eingebettet in eine fortschreitende Prosperität, die von der Ausnützung geographischer und historischer Besonderheiten lückenlos zur stillen und deshalb beinahe unbemerkten Ausbeutung der Dritten Welt übergegangen ist. An dem System sind alle beteiligt, wenn auch sehr unterschiedlich privilegiert, potentielle Aufsteiger in einer Nation, die unter den Industrienationen den kleinbürgerlichen Aufstieg ökonomisch und politisch zur Staatsmaxime

erhoben hat. Anderen Staaten, gleichsam der herrschenden Weltklasse, ist es überlassen, Aufstieg und Überleben zu bestimmen. Die Schweiz als Gesamtkleinbürger muß darauf achten, die Großen nicht zu verstimmen (bewaffnete Neutralität) und vor allem ihrer Ideologie in lückenloser Konformität zu gehorchen. Trotz einer Tradition, die untertänige Staatsgläubigkeit als unschweizerisch ablehnt, sind die Anschauungen der »Regierenden«, von denen Mehring spricht, ebenso fest in der Staatsraison wie in den Bürgern verankert. Die erkannte Notwendigkeit gemeinsamer Interessen ergibt einen dichten Konsens, der um den Preis der Verleugnung einer immer bedrohlicheren Wirklichkeit aufrecht erhalten wird. Bis eben »Bewegung« in das geschlossene System gekommen ist.

Ich beziehe Informationen über die Weltlage hauptsächlich aus der *Neuen Zürcher Zeitung*, *Le Monde*, dem *Spiegel*, dem deutschen und schweizer Fernsehen. Die übrigen Bürger (Bewegte oder Etablierte) lesen und hören nicht viel anderes. Alle könnten wissen, welche Gefahren nicht nur in Atomkraftwerken, sondern ebenso in gestapelten Atombomben liegen, daß Autobahnen nur eines der Zeichen für die allgemeine Zerstörung der Umwelt sind, daß die Wohnungsnot nur eines der Merkmale der Verdrängung des Menschen zugunsten von Geschäft und Bürokratie ist, daß jede Gewaltherrschaft in Asien oder Amerika daran erinnert, daß jährlich Millionen Kinder verhungern und die Leiden der Menschheit noch rascher zunehmen als die Bevölkerung der Kontinente. Daß die Bewegung darauf reagiert, sich an dieser Realität orientiert, daran ist kein Zweifel möglich. Das Rätsel, wie die »Müllers« es anstellen, dies alles *nicht* zu sehen oder so zu leben, als ob es die Erfindung einer Science fiction wäre, ist schon schwerer zu lösen.

Im letzten Sommer gab es ein ungeplantes Experiment im Schweizer Fernsehen, das das Problem ein wenig erhellt. Zwei »Junge« waren erschienen, um mit zwei Stadträten, dem Polizeichef und einem wohlmeinenden prominenten SP-ler über die Krawalle in der Stadt zu diskutieren. Sie nannten sich Herr und Frau Müller, und sie waren kostümiert (auch sprachlich) als Kinder aus dem gehobenen etablierten Mittelstand. Daraus entwickelte sich ein politisches Kabarett, das Walter Mehring an sarkastischer Bloßstellung bei weitem übertraf; denn die Vertreter der Obrigkeit und die beteiligte Öffentlichkeit waren echt. Gespielt haben nur die Müllers: »Tränengas gegen die Jungen ist viel zu weich, Napalm wäre schon besser; das AJZ schließen genügt nicht, dem Erdboden gleichmachen!; mehr Polizei, das genügt niemals, die Armee muß her; an die Wand stellen, erschießen, nach Moskau mit ihnen!« Wir mußten lachen; aber wirklich aufschlußreich waren die Vertreter der Behörden. Sie merkten lange nicht, wie absurd und aggressiv das war, was die zwei vorbrachten, und verwahrten sich lediglich, gerade *so* hätten sie's ja nicht gemeint. Emilie Lieberherr, SP, Vorsteherin des

Sozialamtes, glaubte lange, das Fernsehen habe sich einfach geirrt und »normale« Jugendliche eingeladen, statt solcher aus der Bewegung. Als sie schließlich merkte, was gespielt wurde, war sie allerdings empört darüber, daß man sie TV-gemäß verarscht hatte. Doch nicht über Text und Kontext des Gesagten. In den nächsten Tagen zog die Öffentlichkeit nach. Der Direktor des Fernsehens mußte sich entschuldigen: So etwas komme nie mehr vor. Die Polizei verriet den richtigen Namen der falschen Frau Müller dem *Blick* (entspricht der *Bild*-Zeitung), und das arme Mädchen wurde mit Drohbriefen und nächtlichen Anrufen an den Rand des Verfolgungswahns getrieben.

Plötzlich war, scharf wie in einer Blitzlichtaufnahme, zu sehen: Sobald die Obrigkeit spricht, ist jede Aggression gestattet und nötig gegen die, die ihr nicht blindlings folgen. Respektlosigkeit gilt als äußerste Bedrohung eines ideologischen Systems, das die Staatsgläubigkeit als Pflichtleistung aller Bürger benötigt, um eine andere Wirklichkeit auszulöschen. Im Grunde könnte nur eine kollektive Hirnwäsche der bewegten Jugendlichen die Stadt vor Unheil bewahren. Da die Jungen selbst keine Macht haben, auch keine wollen, nur »happyness now«, muß es wohl die Macht der düsteren Zukunft sein, die ihre Bewegung bestimmt und die man fürchtet. Das nehme ich an, denn ich glaube, daß dieser Faschismus der Gesinnung, wie so mancher andere, erst durch die Bedrohung von Machtmonopolen und Privilegien auf den Plan gerufen wird.

4

»›Unverständlich sind uns die Jungen‹
Wird von uns Alten beständig gesungen.
Meinerseits möcht' ich's damit halten:
›Unverständlich sind mir die Alten‹.«
(Theodor Fontane, 1819-1898)

Wieso sind es gerade junge Menschen, zwischen 15 und 22, ohne Lebenserfahrung und ohne höhere Bildung (es sind nur wenige Studenten dabei), die auf die Gefahren und Probleme so heftig reagieren, während die Alten besonnen, vernünftig und blind bleiben? Darauf gibt es zwei Antworten, je nachdem, was man unter Vernunft versteht. Wenn zu wenig Wohnraum vorhanden ist, scheint es den einen vernünftig, halb kaputte, leere Häuser instandzusetzen und wieder zu bewohnen. Die vernünftigen Argumente der anderen, der »Alten« jedes Lebensalters, sind bekannt. Und doch bleibt die unbehagliche Frage bestehen, ob es angeht, den »Jungen« zuzutrauen, daß sie komplizierte Verhältnisse richtiger sehen . . .

Alle Kinder machen bis etwa zum Alter des Schulbeginns eine konfliktvolle innere Entwicklung durch, die sie in den folgenden Jahren für eine dauerhafte Anpassung an äußere, an die sozialen Verhältnisse empfänglich

macht, denen sie in Familie, Heim und Schule ausgesetzt sind. Die Psychoanalyse spricht von Latenzzeit, weil die inneren Kämpfe verstummt zu sein scheinen. Es ist, als ob die Unruhe und Neugier, die eigenständige Energie, die kleinere Kinder auszeichnen, einem mehr oder weniger vollständig gelingenden Sozialisationsprozeß Platz gemacht hätten. Wo diese Sozialisation mißlingt, muß man den Verhältnissen, dem »broken home«, dem Ungenügen der Erzieher die Schuld geben. Erst zur Zeit der Pubertät kommt Unruhe auf. Man spricht von Adoleszenzproblemen und hofft, daß so um zwanzig alles wieder zur Ruhe kommt. Mit dem Eintritt ins Berufsleben, mit der Überwindung der Flegeljahre und einer Identitätskrise könnten die unverständlichen, unverantwortlichen jungen Leute in die ruhige Bahn des erwachsenen Lebens einmünden. In vielen »primitiven« Gesellschaften wird dieser Entwicklungsschritt durch Initiationsrituale in die richtige Bahn gelenkt. Man inszeniert unter eingreifenden und oft körperlich qualvollen Ritualen den Tod des Kindes im Menschen, den Untergang seiner Abhängigkeit von Vater und Mutter und feiert die Wiedergeburt des sexuell reifen und sozial verantwortlichen Wesens. Diese besondere Fürsorge der Erwachsenenwelt erstreckt sich unter patriarchalen Verhältnissen vor allem auf die Jünglinge. In der Schweiz hat die Rekrutenschule mit ihren Ritualen und besonders in der emotionalen Bewertung, die sie in der Öffentlichkeit erfährt, viel von einem Initiationsritual. Doch auch Mädchen müssen, meist in weniger dramatischer Art, lernen, ihre früheren Triebziele und Liebesbindungen aufzugeben, um nun selber bereit zu sein, Frau und Mutter zu werden.

Was von außen wie eine unerwünschte, aber unvermeidliche Krise aussieht, die möglichst rasch und vollständig überwunden werden muß, ist indessen ein Entwicklungsschritt, der im Inneren Möglichkeiten und Energien freisetzt, die in jedem anderen Lebensalter fehlen. Die verinnerlichten Gebote und Verbote aus der Kindheit (Überich) verlieren – vorübergehend – ihre absolute Gültigkeit; die von den Eltern abgeleiteten Ideale und Vorbilder (Ich-Ideale) können recht frei gegen andere ausgetauscht werden; mit den neu erwachenden sexuellen Trieben (Pubertät) treten Wünsche auf, den engen Kreis vertrauter Liebeswahlen zu verlassen, neue Freundschaften und Lieben zu suchen. Das von den praktischen Abhängigkeiten und emotionalen Fesseln befreite Ich wird offener gegenüber den eigenen verdrängten Wünschen und entwickelt die Fähigkeit, die Umwelt mit neuen Augen anzusehen, die widersprüchlichsten und dunkelsten Verhältnisse zu durchschauen, um für sich selber zu besseren und lustvolleren Lösungen zu kommen. Viele Menschen glauben sich zu erinnern, daß sie später nie mehr so intelligent waren wie mit fünfzehn, sechzehn; bis das Leben alles wieder erlöschen ließ. Neben Perioden der Dumpfheit, Depression und Askese enthält jede Adoleszenz die Möglichkeit zur Kreativität, nicht nur weil alte,

innere Schranken wegfallen, sondern auch weil die mächtig erwachende Emotionalität die Energie zur Integration neuer Eindrücke mit den eigenen Wünschen und mit der sich erschließenden vielfältigen Welt hergibt. Der Psychoanalytiker Kurt Eissler (*Goethe, A Psychoanalytic Study 1775-1786*, Detroit 1963) meint, es lasse sich nachweisen, daß die schwierige Zeit der Adoleszenz das einzige Lebensalter ist, in dem der Mensch die Fähigkeit zu wirklicher Kreativität hat. Ein Genie wie Goethe habe die seltene und seltsame Fähigkeit gehabt, seine Pubertät immer wieder bis ins höchste Lebensalter zu wiederholen.

Neu ist diese Auffassung nicht. Seit jeher hat man der Jugend trotz aller Klagen über ihre Unvernunft bestimmte Eigenschaften zugeschrieben: Wachheit der Wahrnehmung, Ablehnung alles Bestehenden und Festgelegten, die Neigung, auf Rat nicht zu hören, den eigenen Bedürfnissen zu folgen und Unvernünftiges frech zu wagen. In den meisten Gruppen der Bewegung bemerkt man Ansätze, Neues zu erfinden, Humor und Phantasie, die kurz vorher noch ganz gefehlt haben. Ist diese Jugend eigentlich dumpf und düster oder eben doch begabt und voll Leben?

Kreativität kann sich nur entfalten, wenn etwas gestaltet werden kann. Die eng verplante Welt einer Stadt wie Zürich bietet dafür unendlich schlechte Bedingungen. Was unter Pädagogen der »Neue Sozialisationstyp« heißt, ist hier (und wohl auch anderswo) die Reaktion auf Verhältnisse, die keine Entfaltung gestatten. Kinder, deren individuelle Entwicklung durch unempathische Eltern nicht gefördert oder gar schwer beeinträchtigt worden ist, laufen Gefahr, in der Adoleszenz passiv und selbstbezogen zu werden, weder Anteilnahme noch Wißbegier zu entwickeln. Aber gerade auch die anderen, die in einem stürmischen Entwicklungsschritt den expansiven Drang der Adoleszenz am meisten spüren, prallen in unseren Verhältnissen auf Einschränkungen jeder Art, die ihnen unerträglich sind. Unter diesen Umständen ziehen auch sie sich, oft mit Hilfe von Drogen, auf sich selbst zurück und täuschen einen neuen Typ fehlgeschlagener Sozialisation vor. Solange es keine »Bewegung« gibt, finden die freigesetzten Kräfte keinen Raum. Daher das dumpfe Bedürfnis, der laut artikulierte Anspruch: An einem autonomen Ort, der frei wäre von den Zwängen und Einschränkungen, die für die Etablierten gelten, lasse es sich doch noch leben.

Daß der Druck, der viele Junge stumpf, dumpf und tatenlos werden läßt, nicht zur Folge hat, ihre – wie ich behaupte – scharfe Wahrnehmung komplizierter Verhältnisse und die realitätsgerechte Einschätzung gegenwärtiger und künftiger Gefahren auszulöschen, muß nicht verwundern. Die Schranken zwischen dem bewußten Denken, der intelligenten Verarbeitung einer Wahrnehmung und den unbewußten, von Gefühlen gesteuerten Prozessen sind in diesem Lebensalter durchlässiger, gleichsam aufgelockert. Auch Witz und Humor beruhen darauf, daß Verdrängtes zugänglich wird,

daß dem Ich »Gegenbesetzung« erspart wird. Genau wie Künstler und Poeten sehen und wissen Jugendliche mehr als Fachleute, Wissenschaftler und ähnliche imponierende Intelligenzen. Bei Sigmund Freud ist über diesen psychischen Vorgang zu lesen: »Der vorbewußte Gedanke wird für einen Moment der unbewußten Bearbeitung überlassen, und deren Ergebnis alsbald von der bewußten Wahrnehmung erfaßt« (»Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten«, GW Bd. 6, S. 189).
Was so jugendlich-künstlerisch-intuitiv wahrgenommen wird, ist allerdings sehr ernst, traurig, furchtbar, zum Verzweifeln. Daher kommt der tragische Unterton, der noch die witzigsten Proteste und frechsten Streiche begleitet. Sie sind jung, ungebunden durch Formeln, Gesetze und Strukturen und dabei doch wie traurige Clowns. Auch das wissen sie und haben schon vor einem Jahr auf die Mauern gesprayt: »Wir haben Grund genug zum Weinen auch ohne euer Tränengas«.

5

> »Der Mensch hat . . . die Fähigkeit . . ., den Dingen symbolische Bedeutung zu verleihen. Er kann, so scheint es, jeden beliebigen Gegenstand mit jeder denkbaren Bedeutung ausstatten.«
> (Harold Lincke, *Instinktverlust und Symbolbildung*, Berlin 1981)

Die tiefe Abneigung dagegen, sich selber eine organisatorische Struktur zu geben, hat der Bewegung ernsthafte Schwierigkeiten eingebracht. Zeitweise schien es, als würde sie geduldet, könnte einiges erreichen, wenn sie nur bereit wäre, eine Verhandlungsdelegation zu wählen und bindende Verträge abzuschließen. Der extreme Individualismus der Bewegung wirkt sympathisch, ist aber reichlich verwirrend. Man ist zwar irgendwie solidarisch miteinander; doch für Mitmachen oder Abspringen, für jede besondere »action« ist jeder nur sich selber verantwortlich. Das erinnert an das ursprüngliche anarchistische Prinzip; nur weiß kaum jemand aus der Bewegung, wer Bakunin war. Eher trifft die Erklärung zu, daß bei den Bewegten jede hierarchische Ordnung, jede ordnende und strafende Autorität Abscheu, geradezu Ekel hervorruft. Das, was in der Umwelt und fest verinnerlicht als zweite anerzogene Natur Dumpfheit und Unbewußtheit erzeugt, wollen wir nicht mehr. Es droht, uns wieder brav und tot zu machen, wenn wir es auch nur andeutungsweise zulassen. Berührungsangst vor dem, was man als Kontrollzwang in sich trägt und spürt. Nicht eine politische Entscheidung und schon gar nicht die Unfähigkeit, sich eine Organisation zu geben, sondern die emotionale Bedeutung, die ein bestimmtes Ordnungsgefüge zum Symbol erhebt, ist bestimmend für diese Weigerung.
Das AJZ mitten in der Stadt, autonom, ohne den Einfluß, Eingriff, Zugriff des Staates und der etablierten Arbeits- und Sachzwänge, hatte von

Anbeginn neben seiner praktischen eine symbolische Bedeutung. Im Lauf eines Jahres nahm der emotionale Gehalt des Bedeutungsträgers AJZ zu, der konkrete Gegenstand wurde daneben relativ weniger wichtig. Zum Beweis: Kürzlich hat die Vollversammlung die vorübergehende Schließung des endlich erkämpften AJZ beschlossen, aus Protest gegen Verhaftungen und Strafverfahren.

Der Mensch hat allein und ganz besonders in solidarischen Gruppen die Fähigkeit, jedem beliebigen Gegenstand eine bestimmte Bedeutung zu verleihen. Ein Stück Stoff kann nicht bloß ein Zeichen für Vaterland sein; als Fahne ist es zum Vaterland geworden. Ist die Wandlung zum Symbol einmal geschehen, bleibt es gleichsam naturwüchsig und für immer das, wozu es gemacht worden ist. Bei der Analyse politischer Ereignisse wird oft übersehen, daß der Schritt zum Symbol, an das sich Hoffnungen knüpfen und Leidenschaften heften, ein obligat emotionaler ist. Traditionen und Erfahrungen, Vorlieben oder Ideen sind nur Vorbedingungen. Nur ein ganz konkreter Gegenstand, der genügend heftige Emotionen hervorruft, der »besetzt« werden kann, ist geeignet, zum gesellschaftlich wirksamen Symbol transponiert zu werden.

In der kurzen Zeit von einem Jahr hat sich der Vorgang, die »Besetzung« eines Symbols, wie in einem Lehrstück oftmals wiederholt. Eine höchst aktive Arbeitsgruppe »Strafjustiz und Psychiatrie« mit Leuten, die in der Bewegung mit dabei waren, besteht seit mehreren Jahren, hat publiziert (u. a. im *Kursbuch 56*) und eine »Tonbildschau« produziert, über Untersuchungshaft, Knastbedingungen u. ä., worüber sich Hunderte junger Leute Sorgen machen mußten. Im Sommer 1980 wurde ein verurteilter Einbrecher, Walter Stürm, der mehrmals aus Gefängnissen ausgebrochen war, für Justiz und Strafvollzug zum Testfall dafür, ob man in den allenthalben neu eingerichteten Sicherheitstrakten zum Selbstmord oder zur Selbstaufgabe getrieben werde. Einige Juristen und Psychiater protestierten in Inseraten dagegen. Die Bewegung ließ das kalt. Erst im Herbst verschärften die Behörden ihren Kampf gegen das Grüppchen, das schon lange gegen die Isoliermethoden protestierte; die Verhaftung des Anwalts von Stürm machte Schlagzeilen. Als schließlich am 13. Dezember, gut sechs Monate nach Beginn der öffentlichen Debatte, eine Pressekonferenz vor der Strafanstalt stattfand, kam eine größere Handvoll Leute aus der Bewegung hin, machte Lärm, sprayte und ruinierte ein paar Videokameras. Aus den Fenstern des Gefängnisses hängten Strafgefangene ein Leintuch (darauf geschrieben: »Solidarität«) und machten am nächsten Tag eine kleinere Gefängnisrevolte. Seither ist der Kampf gegen Isolationshaft und Sicherheitstrakte dringendes Anliegen und Kampfstoff der Bewegung, ist aus ihr nicht mehr wegzudenken oder gar wegzukriegen.

In einem analogen Vorgang, so scheint es, haben sich endlich die diversen

Bewegungen in der Bundesrepublik, die Hausbesetzer, Alternativen, Grünen und andere gegen die Lagerung von Atomwaffen gewandt und sind dabei, sich zur Antiatomkriegsbewegung zusammenzutun. All die gefährlichen Lagerungen und Basen waren längst bekannt, und auch wohl, daß sie bedrohlicher sind als ein AK-Werk, das schließlich eher dadurch schadet, wie man es polizeilich beschützt und wenn es mal kaputtgeht. Dennoch gingen 100 000 nach Brokdorf und niemand zu den Silos und Abschußrampen. Bis endlich die große Politik und im *Stern* und *Spiegel* veröffentlichte Lagepläne der Sache wieder genug Gestalt gegeben haben. Jetzt kann man die verborgenen Apokalyptiker »besetzen« wie einen Kühlturm aus Beton. Je weniger theoretischen Ballast, Parteilinie und Organisation eine Bewegung hat, desto mehr ist sie auf Symbole angewiesen, die Gestalt haben, die Emotionen zu sinnvollen (oder sinnlosen) Handlungsabläufen organisieren.

6

»The harder they come the harder they fall.«
(Jimmy Cliff)

Mein Brief aus Grönland darf unvollständig bleiben. Ich schreibe keine Chronik und gebe keine Erklärung, teile nur einige Versuche mit, der Sache näherzukommen. Doch *einer* ernsten Frage darf ich wohl nicht ausweichen: Wie stehst du selber zur Gewalt, wie steht es um dein eigenes Unrechtsbewußtsein?

Ich kann nicht leugnen, daß ich bis heute darüber staune, wie wenig chronische Aggressivität die Brutalitäten der Polizei, eine unheimliche Justiz, die sich nicht mehr an ihre eigenen Regeln hält, und die bösen Töne der Bürger und der bürgerlichen Parteien bei den Jungen bisher erzeugt haben. Ihre spontane Gewalt war bisher nur gegen Sachen gerichtet, und selbst im Handgemenge sind sie zumeist merkwürdig schonlich mit Personen umgegangen. Das finde ich gut.

Ich kann nicht erklären, warum das so ist und wie es kommt, daß Witz, Humor und Happenings sogleich wieder die Szene beherrschen, sobald der Druck etwas nachläßt. Wenn ich mich recht erinnere, gehörten Humor und Phantasie in den sechziger Jahren doch eher zum Programm und spielten im Geschehen nur eine kleine Rolle. Ich vermute, daß diesmal die Abwendung von äußerem Zwang und der Versuch, Gefühle von innen her zuzulassen, mediatorische Fähigkeiten freisetzen, die zwischen unbewußten triebhaften Wünschen, den dagegenstehenden Überichgeboten und den Einschränkungen einer harten Wirklichkeit vermitteln; solche Mittler sind, nach Sigmund Freud, gerade Witz, Humor und Phantasie. Das gleiche Phänomen glaubte ich im April in Berlin zu bemerken. Es könnte – das ist eine Spekulation, die ich nicht beweisen kann – die Bewegung der Jugend 1980/81 zu einer

Kulturbewegung zusammenfassen. Vielleicht, daß hier in Zürich noch eine kulturspezifische Hemmung nach außen gerichteter physischer Aggressivität, ein Ergebnis der traditionellen Sozialisation, hinzukommt.
Doch zurück zur Gewalt. Bezüglich der Zerstörung von Dingen, der Delikte gegen Sauberkeit und saubermännische Einrichtungen ist in der Bewegung wirklich kein Unrechtsbewußtsein da, dem man einen hemmenden Einfluß zuschreiben könnte. Anlaß zur Gewalt gibt es hingegen genug. Anfang Juni fand man im Psychoanalytischen Seminar Zürich (Tellstraße) nach einer Diskussion mit Jörg Bopp die stimmige Formel: In der Bundesrepublik verhalten sich heute die Behörden so, als ob sie es vermeiden wollten, daß weitere Terroristen entstehen, in Zürich jedoch so, als ob es darauf ankäme, Terroristen zu produzieren.
Da ich zum Ausbleiben größerer Gewalttaten nicht viel zu sagen weiß, möchte ich wenigstens auf einige naheliegende Fragen eingehen: Gab es unter den Jungen nicht von Anfang an einen harten Kern? Sind unter ihnen nicht eine Anzahl besonders Harter, Zorniger, Rücksichtsloser? Werden sie nicht immer mehr, und entpuppen sie sich nicht als immer bösartiger?
Obzwar ich es nicht beweisen kann, glaube ich, daß von Anfang an mehr junge Frauen und Männer dabei waren, die Frustration, Zukunftsfurcht und Zorn nach außen richten konnten, als Überangepaßte, demütig zur Obrigkeit Blickende, auf Konsum Gierige, fleißig nach Karriere Strebende, oder was sonst für Typen. Wie befreiend ein Stein in eine Glasscheibe, ein roter Farbklecks auf den Bauch einer Statue oder eine Benzinflasche ins parkende Auto eines Untersuchungsrichters wirken kann, brauche ich nicht zu erklären. Es hieß schon vor Zeiten: »Der Stein bestimmt das Bewußtsein.«
Hingegen mag es verwundern, daß junge Leute, die ihre Gegenwart als schwer beeinträchtigt und ihre Zukunft als ernsthaft bedroht erleben, sich einmal so genüßlich, dann wieder so verzweifelt gebärden und anderseits immer hartnäckiger und provozierender gegen die Regierenden und alle Etablierten losgehen. Eine solche Psychologie ist leicht nachzuvollziehen. Man stelle sich vor, der Arzt habe bei jemandem ein unheilbares Leiden festgestellt, das bald zum Tod führt. Die Medizin ist machtlos dagegen. Der Kranke auch. Der eine wird sich depressiv in sein Schicksal fügen, den täglichen Trott fortsetzen. Ein anderer wird den Arzt um Morphium bitten, sich in die Benebelung durch Drogen flüchten. Ein dritter wird sich sagen: Jetzt möcht' ich noch leben, die scheußliche Arbeit sein lassen, tun, was ich möchte – »happyness now«. Eine Wut auf das Schicksal, ein Aufbegehren würde jeder einmal spüren. Wo wäre die Instanz, der Gegenstand, den man zerschmettern könnte? So mancher würde hin und her schwanken zwischen Resignation und fröhlicher Verleugnung, zwischen Flucht und Zorn. Doch nehmen wir an, der Kranke erführe, daß man in dem Spital dort Mittel hat,

sein Leiden zu heilen, es aber nicht einmal versucht. Ich glaube, daß er nicht ruhen würde, dieses wohletablierte Spital mit allen Kräften zu berennen, auch wenn er die Ärzte nie zwingen wird, ihm so zu helfen, wie er es braucht.

7

»Ethnologe: ›Wenn das Volk mit seinem König nicht mehr zufrieden ist, ihn nicht mehr will: kann man ihn dann absetzen?‹
Ahoussi: ›Das eigentlich nicht. Es geht niemand mehr an seinen Hof. Dort sitzt er allein. Ein König, zu dem niemand mehr geht. Was kann er tun? Er ist kein König mehr!‹«
(Interview P. P. mit Ahoussi de Bernard, Dorfchef von Bébou und König von Alangouan; März 1966)

Viele, nicht nur die Achtundsechziger, stört es, daß die Bewegung nicht politisch ist und sich nicht artikuliert; daß sie keine Theorie hat und kein Ziel zu haben scheint oder zu viele Ziele, fast so viele, wie daran teilnehmen. Die einen wollen es jetzt schön haben, ein anderes Leben, mehr Gefühl; andere wollen aussteigen, man soll sie in Ruhe lassen, billige Wohnungen, eine Subkultur in Zürich, wie es in Berlin eine gibt.
Die Könige der Agni sind absolute Herrscher. Es ist kein Verfahren vorgesehen und keine Macht vorhanden, den König abzusetzen. Seine Entthronung (siehe Motto) ist jedoch ein eminent politischer Vorgang: man ignoriert ihn. Wir können uns schwer vorstellen, daß man an der Gesellschaft, an Sachzwängen und Regeln in seiner Stadt nicht mehr teilnimmt. Jeder muß Steuern zahlen. Außer er hat nichts. Jeder muß Beruf und Arbeit haben. Es sei denn, er jobt nur hie und da.
Seit ich die Agni kenne, kann ich mir vorstellen, wie Machtlose einen Despoten entmachten. Bis er es merkt, daß er nicht mehr König ist. Seit ich die Bewegung beobachte, kann ich sehen, daß man aufhören kann, mitzumachen. Die Schweizer Bankgesellschaft (eine der drei Großbanken) hat es früh bemerkt und schon im letzten Herbst einen Kredit von 160 000 Franken bereitgestellt, damit die Jungen ihr AJZ kriegen. Da gehen doch nur wenige hinein. Die anderen werden dann schon wieder mitmachen. Die Behörden wollen es noch nicht merken. Sie versuchen, die Leutchen auszuschließen – einzelne Asoziale sind vorgesehen – oder einzuschließen. Die Gefängnisse haben reichlich Platz. Wissen die Herrschenden, daß keiner mehr König ist, wenn niemand mehr an den Hof kommt? Ist die Bewegung so unpolitisch, wie man klagt?

A: „Laut Statistik werden bei Anzeigen im Schnitt nur die ersten zwei Zeilen gelesen."

B: „Dann müssen wir unsere Unterhaltung ja schon wieder beenden."

A: „Dabei hatten wir doch noch ein wichtiges Thema."

B: „Genau, wir wollten uns über Trans Atlantik unterhalten."

A: „Sie meinen diese neue Zeitschrift mit der unglaublichen Menge von Buchstaben auf jeder Seite?"

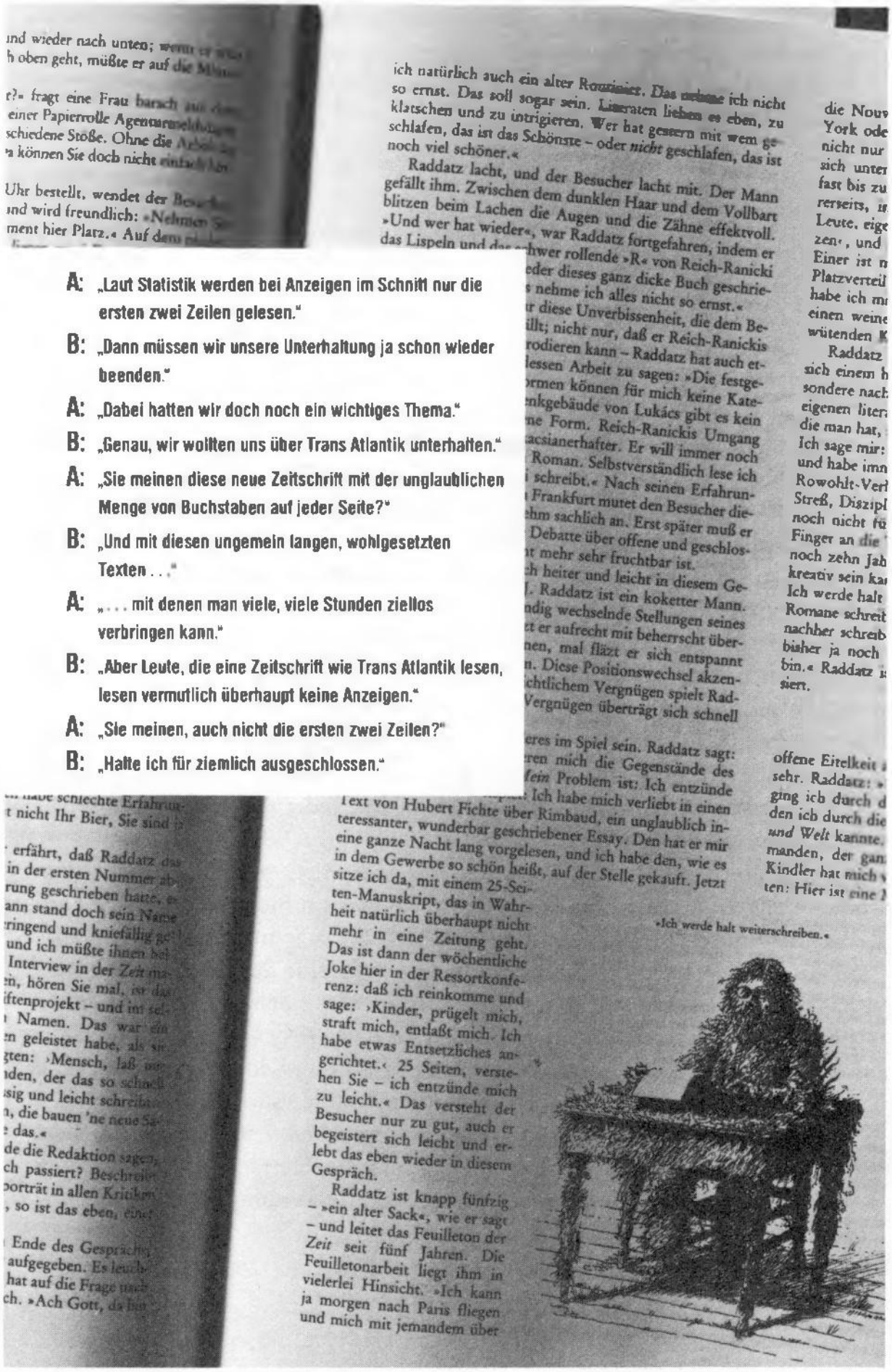
B: „Und mit diesen ungemein langen, wohlgesetzten Texten . . ."

A: „. . . mit denen man viele, viele Stunden ziellos verbringen kann."

B: „Aber Leute, die eine Zeitschrift wie Trans Atlantik lesen, lesen vermutlich überhaupt keine Anzeigen."

A: „Sie meinen, auch nicht die ersten zwei Zeilen?"

B: „Halte ich für ziemlich ausgeschlossen."



TRANS ATLANTIK Eine Zeitschrift für das literarische Deutschland. Mit Beiträgen von Vittoria Alliata, Lothar Baier, Bruno Bandulet, Franca Basaglia, Hans-Georg Behr, Bruce Chatwin, Sebastian Cobler, Hans Magnus Enzensberger, Lars Gustafsson, Pauline Kael, György Konrád, Karl Markus Michel, Gaston Salvatore, Jörg Schröder, Lea Vergine, Gore Vidal und anderen. Im Buch- und Zeitschriftenhandel Acht Mark. TRANS ATLANTIK Monat für Monat, kostet genau DM 102,- jährlich (incl. Zustellung). Postkarte genügt. An Trans Atlantik, Sternwartstr. 4, 8 München 80, Tel. 98 49 11 TRANS ATLANTIK

Matthias Horx
Alte Utopie und neue Wut
Frankfurter Szenen

1

Die Kaffeemaschine in den Räumen einer Frankfurter Stadt- und Alternativzeitung steht selten still. Pro Tag werden hier fünf bis sieben Liter des braunen Saftes getrunken; das sind, grob gerechnet, 1800 Liter im Jahr. Daß es die Marke eines deutschen Kaffeekonzerns ist, bietet Anlaß für Auseinandersetzungen. Der Kaffee aus Nicaragua, sagen einige, schmecke »wie Hund«.

Das Getränk wird für die nicht selten verkaterten Redakteure gebraucht, die in den Mittagsstunden hineinschauen, ebenso für die nächtelangen Gewaltakte, in denen die Zeitung fertiggestellt wird. In den vier Jahren, seitdem die Zeitung existiert, hat sich an der Produktionsweise nicht viel geändert. Die heimelige Chaotik eines Projektes der Frankfurter Szene läßt Artikelplanung erst im letzten Moment zu, wenn die meisten Kollektivmitglieder sich schon in die Kneipen abgesetzt haben. Dann müssen die Setzer und Layouter – mit Hilfe des Kaffees – Nachtschichten einlegen. Die Wörter »journalistische Qualität« oder »Professionalisierung« sind Reizwörter, an denen sich stundenlange Debatten entzünden: Dies soll eine Zeitung in der Bewegung, von und für die Bewegung sein. Aber wenn die Buchhaltung nicht inzwischen auf professionelle Methoden der Branche umgestiegen wäre, hätte das Projekt schon lange Konkurs anmelden müssen.

Nach fast einhelliger Meinung befindet sich die Zeitung, trotz halbwegs ausgeglichener Bilanzen und obwohl sie inzwischen in der Lage ist, sechs Gruppenmitglieder mit dem in Frankfurt üblichen Alternativlohn von 1000 Mark zu ernähren, in der Krise. Fritz, der Setzer, will in einigen Monaten ganz aufhören, Frederike will mit ihrem Kind aufs Land ziehen und läßt sich nur noch selten blicken. Zwei Photographen machen inzwischen fast nur noch Bilder für die *Frankfurter Rundschau*, und Frank ist bei einem linksliberalen Verlag untergekommen.

Redaktionssitzungen finden kaum noch statt, man produziert statt dessen mit routinierter Improvisation, alle 14 Tage eine Nummer. Irgendwie klebt man aneinander, und ab und zu gibt es auch jene mehr zufälligen Knüller aufgrund von »Beziehungen«, in deren Erwartung mancher bürgerliche Redakteur monatelang Zeilen füllt.

Das klingt wie die übliche Krisensymptomatik eines durchschnittlichen

»Alternativprojektes«, das zwischen den anscheinend endlosen Widersprüchen von politischen Ansprüchen, ökonomischen Anforderungen, Mangel an Kapital und individuellen Lebensperspektiven hin- und herfällt. Aber sollte man nicht erwarten, daß angesichts dessen, was sich heute »neue Jugendrevolte« nennt, eine »Bewegungszeitung« florieren müßte? Schließlich hat sie seit Jahren den »Putz auf der Straße« immer wieder erhofft und gefordert. Seit einem Jahr existiert diese Welle nun in allen großen Städten der Bundesrepublik, verstärkt durch eine ausdauernde Ökologie- und eine entstehende Friedensbewegung. Jede Menge Stoff, sollte man meinen, aber die Gruppe kann damit offensichtlich nicht viel anfangen, eher wird sie davon immer tiefer in die Krise getrieben.

Als vor einem Jahr in Frankfurt zum erstenmal seit fünf Jahren wieder ein Haus besetzt wurde, traten die Brüche schon zutage. Die Besetzer unternahmen nämlich keinerlei Versuche, die Bevölkerung in der Nachbarschaft für sich zu gewinnen, ihre Flugblätter waren eher unleserlich, es wimmelte in ihnen von unklaren Kraftsprüchen gegen die Polizei und den Rest der Welt. Nachdem in der Umgebung des eroberten Hauses allzu deutlich Automaten geknackt und Baubuden einer U-Bahn-Haltestelle angezündet worden waren, räumte die Polizei. Die Solidarisierungs-Aufforderungen der Besetzer und die Beteuerung, daß der Kampf gegen Spekulanten und Schweine jetzt erst recht weitergehe, wurden von der Stadtzeitung in einem bissigen Kommentar kritisiert: Hinter solchen Parolen verberge sich ein untaktisches, ja völlig unpolitisches Verhalten, im chaotischen Verlauf der Besetzung habe sich gezeigt, daß man sich dabei nicht im geringsten um die öffentliche Meinung gekümmert habe. Von nun an waren die Fronten klar: Für die Aktivisten gehörte die Zeitung zum Lager des Gegners; die Redaktion stand etwas hilflos vor der Erkenntnis, daß ihre Basis nicht mehr so war, wie sie sein sollte.

Gleich darauf folgte die »Punk-Debatte«. Die Punks hatten ein Kulturzentrum erobert, in dem die linke Szene Frankfurts sich jahrelang getroffen hatte. Die neuen Impulse machten sich Luft in Schlägereien und gegenseitiger »Anmache«. Für die Punks war das Kollektiv des Zentrums ein »Rausschmeißer-Verein«, der ihnen den Platz für ihre Musik und Lebensweise vorenthielt. Die »Linken« und »Hippies«, erklärten sie, verfügen über Besitz und »alternativen Anspruch«, während die Punks über nichts anderes verfügen als eine feindliche Umwelt. Das Zentrums-Kollektiv wiederum sah die Zukunft seines mit viel Eigenarbeit und Beharrlichkeit erkämpften Projektes durch Verkehrsformen bedroht, die nicht die seinen waren und die auf das Mobiliar keine Rücksicht nahmen. Es saß zum Schluß mit zerbrochenen Fensterscheiben und den Anzeigen der Anwohner da – als ob das Ordnungsamt nicht schon genug Schwierigkeiten gemacht hätte. Durch eine neue Minderheit war der Konsens, der solche Einrichtungen

trug, in Frage gestellt worden und ein neuer »Klassenkonflikt« aufgebrochen.
Wie haben sich diese Auseinandersetzungen auf das Klima und die inneren Strukturen der Zeitung ausgewirkt? Während die einen dazu übergingen, aus dem Zeitungsmachen eine Berufsperspektive herauszudestillieren, versuchten andere in der Gruppe, die kulturelle und emotionale Ästhetik der neuen Bewegung in das Blatt einfließen zu lassen. Der eine Teil der Gruppe begann Ende der 70er Jahre allmählich, aus den Wohngemeinschaften auszuziehen, Kinder zu kriegen und sich nach der Solidität eines Berufes zu sehnen, der ihnen mehr ermöglichen sollte als den vierzehntägigen Streß für wenig Geld, der die Zeitung antrieb. Der andere Teil sah in dem »unpolitischen« und »untaktischen« Verhalten, das sich auf der Straße entwickelte, eher die Chance für eine Verjüngungskur der Frankfurter linksradikalen Szene, die schließlich immer nur erklären konnte, aber gänzlich handlungsunfähig wurde. Während die ersteren die mangelnde politische Diskussion innerhalb des Kollektivs einklagten, die fehlende inhaltliche und informative Präzision des Blattes bemängelten und auf verbindlicher und qualifizierter redaktioneller Arbeit bestanden, argumentierten die »Experimentatoren« genau umgekehrt: Eine linke »Sinn-Zeitung« sei überflüssig, theoretische Debatten hätten sich längst totgelaufen, die Zeitung solle endlich damit aufhören, jedes Ereignis in ein linksradikales Weltbild einordnen zu wollen. Es gehe vielmehr darum, einen Stil von »Deliranz« zu entwickeln, in dem die Langeweile des linken »Geseires« zugunsten unmittelbarer Kreativität aufgehoben wird. Die von der »Sinn-Fraktion« geforderte Professionalisierung stehe einem solchen kreativen Prozeß nur im Wege.
Die beiden Fraktionen, hier nur verkürzt dargestellt, paralysieren sich im Alltag der Zeitung gegenseitig. Da wird um Seiten gekämpft, mancher Schreiber findet seinen mühsam erarbeiteten Text von Punk-Layout verhunzt, während sich die »Kreativen« von den Ressorts Kultur und Politik umzingelt fühlen. Da es kaum eingegrenzte Kompetenzen gibt, haben diejenigen, die am meisten Kaffee trinken, auch den meisten Einfluß auf Entscheidungen – eine Arbeitsform, die von den »Professionalisierern« immer mehr kritisiert wird. Beide Fraktionen berufen sich auf »früher« – damals war die Gruppe noch ein Kollektiv, und dieses Kollektiv war ein Bestandteil der linken Kultur Frankfurts, in der die Zeitung die Rolle eines Schrittmachers für Diskussionen spielte.
Es ist weniger das Alter, vielmehr dieses »Früher«, an dem sich die Zugehörigkeit zu der einen oder anderen Gruppe entscheidet. Zu den »Professionalisten« zählen in erster Linie diejenigen, die seit Jahren die Lebensweise der Frankfurter Szene mitprägten, eine Lebensweise, die den Radikalismus der antiautoritären Bewegung im Alltag umzusetzen versuchte. Dieses Konglomerat von Projekten, Wohngemeinschaften und informel-

len Zusammenhängen lebte lange Zeit aus dem Mythos einer Einheit von Gegenkultur und Militanz auf der Straße, der sich in Frankfurt besonders stark entwickelt hat. Für die »Jüngeren« war diese Kultur lediglich eine Art Klüngel-Familie, ein politisches Über-Ich, dessen allmählichen Zerfall sie umso intensiver wahrnahmen. Heute entdecken sie bei sich eine Radikalität, die von den Älteren immer in Anspruch genommen wurde – zum Schluß allerdings mehr am Tresen als anderswo. Für die Älteren hingegen beginnt eine Phase, in der die Lebensform des »Radikalismus« ihre Soll-Seiten enthüllt: Nicht alles, was da gelebt wurde, ist auch bewältigt worden. Vieles, was als Dissens gegenüber den herrschenden Verhältnissen artikuliert wurde, ließ sich keineswegs zum Konsens eines Lebens machen, in dem man mehr als ein paar intensiv gelebte Jahre verharren konnte. Aus Radikalität wurde nicht selten Stress; viele Sackgassen haben sich da aufgetan, und das »Wir wollen Alles« der Sponti-Ära klingt heute eher wie eine größenwahnsinnige Anmaßung.

2

Mit dem Kaffee hat es noch eine andere Bewandtnis: Er ist Anlaufstelle für eine soziale Schicht, die von einigen bösartig »Zombies« oder »Kaputtnicks« genannt wird; in Frankfurter Projekten heißen sie meistens zärtlich »Kaffeewärmer«. Die Rede ist hier von den sozialen Problemfällen, die von jedem Ort, wo es keine Einlaßkontrolle und keinen Rauswerfer gibt, magnetisch angezogen werden: Menschen, für die keine sozialen Verwahrungsinstitutionen gebaut wurden, die durch das Netz der sozialen Sicherungen hindurchgefallen sind oder gar nicht erst in seine Reichweite kamen, Treibgut in den Städten. Jedes Jahr werden es ein paar mehr. Und manchmal sind die Grenzen zwischen Normalität und Kaffeewärmerei fließend.
Da ist etwa der »Typ mit der Sonnenbrille« (Namen erfährt man selten). Er sitzt den ganzen Tag in einer linken Buchhandlung, eine verspiegelte Brille auf der Nase, so daß man seine Augen nicht sehen kann. Nach vielen, vielen Tassen Kaffee fängt er an zu reden. Er redet, zum Beispiel, mit einem Buch, lobt seine vorbildlichen Seiten und seine Klugheit, obwohl er es nicht gelesen hat, streichelt es ein wenig und beginnt dann, es zu zerreißen und zu beschimpfen. Der Typ mit der Sonnenbrille wird geduldet, solange er keine Frauen belästigt und die Gäste nicht allzusehr anschnorrt. Er war eigentlich schon immer da, und ganz Eingeweihte meinen, ihn »damals« schon auf SDS-Veranstaltungen gesehen zu haben. In letzter Zeit allerdings wird die Zahl der teuren Bücher, die seinen Zorn auf sich laden, etwas zu groß. So wird ihm vorsichtig angedeutet, daß ein Standortwechsel nichts schaden kann. Schließlich gibt es noch andere Projekte.
Zu der Riege der eingefleischten Kaffeewärmer gehören auch eine ältere

Frau, offenbar Alkoholikerin, die mit vielen Plastiktüten durch die linke Kulturwelt zieht, ein junger Paranoiker – vielleicht 16 –, der sich von sämtlichen Geheimdiensten der Hemisphäre verfolgt weiß und ständig auf der Suche nach Abhörgeräten ist, ferner einer, der vorgibt, Präsident einer SDS-Auslandsorganisation zu sein und über fünf Millionen Studenten zu verfügen, die er jederzeit zu Demonstrationen auf die Straße rufen könne, wenn er nur wolle, sowie einige sehr stille und traurige Wesen, von denen niemand Genaues weiß, die sich aber schon mal inmitten eines vollbesetzten Cafés die Füße in einer Waschschüssel waschen. Und bis vor einiger Zeit gab es auch Maxe. Maxe hieß allgemein »Terror-Maxe« und war nicht ganz so harmlos. Außerdem war er linksradikaler Vergangenheit verbunden. Deshalb konnte man ihn nicht so einfach rausschmeißen. Um das zu erklären, bedarf es einer kleinen Rückblende.

1969 begannen einige Aktivisten der zerfallenden Studentenbewegung auf der Suche nach dem revolutionären Subjekt die Heimkinder zu entdecken. Man zog in die Heime, zeigte dort Pornofilme (zwecks sexueller Aufklärung) und agitierte. Die Jugendlichen waren froh, daß sich jemand um sie kümmerte. Auf die Aufforderung der »Lederjacken-Genossen«, kollektiv abzuhauen, reagierten sie schneller als erwartet: Im Herbst '69 standen an die 60 Heimjugendliche vor den Türen der Frankfurter Wohngemeinschaften.

Einer von ihnen war besagter Maxe. Er machte sich auf einigen Demonstrationen einen guten Namen, er entsprach so recht dem Bild des politisierten und militanten Subproletariers. Die Genossinnen weihten ihn in die Geheimnisse der freien Liebe ein. Bald darauf verschwand aber des öfteren Geld aus den Haushaltskassen. Die neue revolutionäre Schicht kümmerte sich nicht sehr um solidarische Verhaltensformen oder Sicherheits-Kriterien, schleppte ab und zu einen komplett aus der Wand gerissenen Zigarettenautomaten ins Haus, fuhr mit schnellen Wagen herum, die irgendwo am Straßenrand stehengelassen wurden, und reagierte in Konflikten auch den Genossen gegenüber mit Fäusten. Die Folge war ein Umherziehen von Wohngemeinschaft zu Wohngemeinschaft, schließlich ein endgültiger Rausschmiß. Einige Jugendliche gingen ins Heim zurück, andere landeten an der Fixe, im Knast oder im Grab, ganz wenige schafften die Kurve zum zweiten Bildungsweg. Maxe aber versuchte, den Rausschmiß heimzuzahlen, und dabei kamen ihm die Schwätzer-Linken gerade recht. Die hatten zwar gelernt zu diskutieren, er aber trug den jahrelangen Haß der Heimerziehung in sich, die Erfahrung, geschlagen zu werden und selbst zu schlagen.

Wenn Maxe nüchtern war, blieb er sanft, schüchtern und umgänglich. Aber bereits nach zwei Bier verwandelte er sich in eine Haßmaschine, die seine Opfer nicht nur schlagen, sondern auch quälen wollte. So veranstaltete er unter anderem »Geiselnahmen«: Sobald er ein bekanntes Gesicht allein antraf, hielt er den Genossen stundenlang in leeren Wohnungen oder

Kneipen fest und brachte ihn mit der Drohung, ihn »totzumachen«, dazu, Platten aufzulegen, Bier zu servieren oder »spannende Geschichten« zu erzählen. Jeder, der in eine solche Situation geriet, wußte, daß Maxe sich hier Zuwendung mit Gewalt erzwingen wollte. Sein altes Heimverhalten also. Was Maxe aber nicht daran hinderte, blaue Augen und ausgeschlagene Zähne zu produzieren.
Eine andere Spezialität war sein »Wohngemeinschaftsgespräch«. Er meldete sich auf Zimmerangebote, machte nüchtern und nett am Telefon einen Termin aus, zu dem er betrunken erschien, die Tür eintrat, Schränke umwarf, die Anwesenden bedrohte und dann verschwand. Nach solchen Ausfällen sackte er in sich zusammen, weinte sich bei den wenigen verbliebenen Freunden aus, bekannte, er sei ein schlechter Mensch, zu nichts nütze, und wolle sich auf der Stelle umbringen. Er schaffte es immer, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.
Niemand weiß, was aus Maxe geworden ist. Ende der 70er Jahre verliert sich seine Spur durch die Frankfurter Szene. Man mied ihn zuletzt, oder drohte frühzeitig mit der Polizei, denn anders war ihm kaum beizukommen.
Die Geschichte klingt hoffnungslos, aber sie ist es wert, erzählt zu werden. Nicht nur, weil darin die peinliche Vergangenheit politischer Funktionalisierungen vorkommt, die im Zeichen revolutionärer Klassensuche für die Betroffenen vieles nur schlimmer machte – und, ganz nebenbei, nicht wenige der Protagonisten in den bewaffneten Kampf trieb. Dies könnte man zum großen Teil auch den Behörden anlasten, die den Heimjugendlichen weder innerhalb noch außerhalb der Heime irgendwelche Zugeständnisse machen wollten und damit eine ausweglose Lage schufen.
Auffällig ist vor allem, wie heute die Verherrlichung von »Marginalisierung« in die Politik der verschlossenen Türen umschlägt. Ganze Wohngemeinschaften haben sich über die Frage zerstritten, ob man den Tramper, den jemand mitgebracht hatte und der sich nach zwei Wochen als lebensunfähiger Fixer herausstellte, den Behörden übergeben sollte oder nicht. Im Sonnenschein anti-sozialarbeiterischer Vorstellungen spielte die linke Kultur lange Zeit eine Pufferrolle für die Outdrops, gegenüber den Sozialinstitutionen. Das Scheitern daran ist vergessen worden. Man hat aufgehört, darüber nachzudenken, wie man den »gefallenen Engeln« helfen kann, ohne sich permanent selbst zu überfordern.

3

Woher kenne ich diesen Blick? Vom Mitglied einer religiösen Sekte, das mich vor Jahren fast mit Gewalt von der Allmacht seines Gurus überzeugen wollte? Von einem Freund, der damals LSD genommen hatte und sich von bösen Mächten verfolgt fühlte?

Das Mädchen, das da vor mir steht und auf mich einredet, ist keine 13 Jahre alt. Ihr Gesicht ist bleich, die Augen starr, weit aufgerissen. »Wir werden fertiggemacht«, sagt sie, »wenn das so weitergeht, werden wir verrecken.« Hinter ihr, auf einer grauen Decke, liegen zwei Jungen, die sich umarmen. Sie haben eine merkwürdig verrenkte Haltung, so als wären sie tot. »Hungerstreik der Indianerkommune«, steht auf einem Pappkarton, und »Freiheit für Ulli«.

Wer ist Ulli, was ist das für ein Hungerstreik, frage ich das Mädchen und beginne, mich zu erinnern: Die Indianerkommune, das sind die Jugendlichen, die auf vielen Veranstaltungen der »Grünen« aufgetreten sind. Sie stellten Forderungen, die in das Grundsatzprogramm aufgenommen werden sollten: Freie Sexualität für Jugendliche und Kinder, zwischen Kindern und Erwachsenen; freie Entscheidung des Zeitpunktes, wann man von zu Hause abhauen will; keine Kriminalisierung von Trebegängern. Ihre Auftritte waren immer von einer gewissen Peinlichkeit und Lähmung begleitet. Man hätte sie gerne von der Bühne geholt, eine Diskussion war schwer möglich, es gab Streit und Rangeleien.

»Alle sind Schweine«, sagt das Mädchen, »die Typen von der *TAZ* und von der Frankfurter Stadtzeitung auch. Richtige Faschisten sind das, nix Alternatives. Unsere Artikel ham se abgelehnt. Und den Ulli ham se verhaftet, weil er angeblich mit 'nem Jungen geschlafen hat. Die Bullen haben Aussagen gegen ihn erpreßt. Aber uns hilft niemand mehr.«

So geht es eine ganze Weile. Endlich, nachdem sich in meinem Magen schon ein Knoten gebildet hat, drückt sie mir ein Flugblatt in die Hand und will etwas Geld. Ich bin erleichtert und mache mich aus dem Staub. Aber mir geht die Situation nicht aus dem Kopf.

Gegen die Aussichtslosigkeit der Heime und der prügelnden Familienväter entstanden vor einigen Jahren »Kinderkollektive», die, meist zusammengehalten von radikalisierten Sozial- und Jugendarbeitern, in Wohngemeinschaften zu leben und gemeinsam mit den Widrigkeiten von Schule, Lehre und Jugendamt fertigzuwerden versuchten. Aus diesen Versuchen ist auch die Indianerkommune Nürnberg hervorgegangen. Sie verfügt über ein eigenes Haus und eigene Werkstätten; hier sollen handwerkliche Lernprozesse selbst organisiert und ein minimaler Lebensunterhalt selbst verdient werden. Aber von den Behörden schikaniert, von den Bürgern nicht selten in die Gaskammer gewünscht und von den Linken gemieden, entwickelten die Indianer, deren Alter von 12 bis 28 reicht, im Lauf der letzten Jahre einen regelrecht paranoiden Bezug zur Außenwelt: Jeder ist für sie zum Feind geworden, und jeder, der ihnen begegnet, spürt eine Hoffnungslosigkeit, die Angst macht.

Anfang April '81 wurde einer der beiden Erwachsenen der Gruppe nach einer Hausdurchsuchung, die die Räume der Kommune als Trümmerhaufen

hinterließ, wegen Verdachts auf Unzucht mit Minderjährigen verhaftet. Laut Polizei und Staatsanwaltschaft existieren in dieser Sache mehrere Zeugenaussagen von ehemaligen oder vorübergehenden »Indianern«. Für die Indianer selbst ist diese Verhaftung Teil einer Kampagne gegen sie, die Zeugenaussagen sind mit Drohungen oder Versprechungen erpreßt worden, und Ulli ist unschuldig. Das mag in diesem Fall auch stimmen, und man müßte Kriminologe sein, um es nachzuprüfen. Die Isolation der Indianer hat aber andere Gründe. Warum wurde die Forderung nach freier Sexualität zwischen Kindern und Erwachsenen so oft und so penetrant in aller Öffentlichkeit wiederholt? Die Propagierung eines Straftatbestandes, der dermaßen mit öffentlichen Vorurteilen belegt ist wie der Paragraph zur Päderastie und Pädophilie, mußte die Behörden ja geradezu einladen, ein »Gegenprojekt« wie das der Indianer zu kriminalisieren und zu zerschlagen. Und bei vielen Linken, die mit jenen lautstarken Forderungen konfrontiert wurden, entwickelte sich der Verdacht, daß da womöglich die Älteren der Gruppe handfeste sexuelle Bedürfnisse, die, um es vorsichtig auszudrücken, nicht ganz unproblematisch sind, zur politischen Kernforderung erhoben. Seit den Veröffentlichungen von Peter Schult hat sich darüber zwar eine öffentliche Debatte entwickelt, aber die Widersprüche in der Diskussion wurden von den Indianern schlichtweg ignoriert.

Trotzdem – und darum kommen wir nicht herum – klagen die Indianer zu Recht eine Moral ein, die sich mit den bedrohten Minderheiten solidarisieren muß. Entsprach nicht ihr Modell, ihr Experiment längst vergessenen Utopien der frühen antiautoritären Phase? Ich kann mich noch an ein Märchen erinnern, das in den damaligen Untergrundzeitschriften erschien. Es handelte vom ersten Sex zwischen zwei vierzehnjährigen Jugendlichen und schilderte eine urkommunistische Stammesgesellschaft in Indien, in der Kinder ihren autonomen Bereich hatten. So mancher Linke hat sich durch diese Erzählung heimlich seine sexuellen Phantasien beflügeln lassen. Aber die Geschichte spielte im Dschungel, nicht in der Bundesrepublik.

Hätten wir also – rechtzeitig – den Indianern gegenüber unsere Bedenken ausdrücken sollen? Hätten wir sagen sollen: Hört mal, ist ein schöner Traum, den ihr da propagiert, haben wir auch mal gewollt. Aber wenn wir ehrlich sind, empfehlen wir euch, weiter zur Schule zu gehen, feste Bezugspersonen zu suchen und vor allem: Trompetet eure Radikalität nicht so heraus. Im Umgang mit den Behörden, den Bürgern, der Außenwelt überhaupt braucht man nämlich auch eine Taktik und eine Strategie. Diese Gesellschaft wird euch umso radikaler verfolgen, je radikaler ihr euch gebt.

Das wäre ehrlich und »realistisch« gewesen. Aber wer hätte so reagiert? Man hätte sich damit in die Front der Sozialarbeiter, der Reformisten, vielleicht sogar der »Bullen« eingereiht, von denen die Indianer die Schnauze voll hatten.

4

Ein Gespräch in einer befreundeten Wohngemeinschaft: Hier wohnen überwiegend Mitglieder der Zeitungsgruppe. Frederike hat Schwierigkeiten mit ihrer Tochter Esther. Innerhalb von Minuten entwickelt sich eine Diskussion über das Realitätsprinzip. Darf, soll, kann Esther mit ihren 14 Jahren nächtelang von zu Hause wegbleiben, und das, ohne ihrer Mutter Bescheid zu sagen? Neulich wollte sie die Pille haben. Daß dieses Präparat schädlich ist, wissen inzwischen auch die Männer am Tisch, die sich aus gesundheitlichen Gründen vehement dagegen aussprechen. Esther schwänzt zunehmend die Schule, verkehrt in besetzten Häusern, ist mit den Punks unterwegs, neulich wäre sie um ein Haar auf einer Demonstration zusammengeschlagen worden. In der intimen Runde kann sogar über Sauberkeitsprobleme gesprochen werden: Esther wäscht sich nie, nicht einmal, wenn man ihr sagt, daß sie stinkt. Ein wilder Streit entbrennt: Der eine Teil der Runde behauptet, dies sei eine vorübergehende Periode, und Esther müsse ungestört ihre Trips ausleben. Frederike und einige andere sind sich da nicht sicher. Sie haben das Gefühl, daß Esther »total durchhängt«, daß sich an ihr Charaktereigenschaften zeigen, die jenes vielbelächelte Bild des »narzißtischen Typus« noch in den Schatten stellen, und, was noch wichtiger ist, daß es Esther bei ihren Abenteuern nicht gut geht, daß sie sich geradezu nach Orientierungspunkten sehnt. Frederike hat ein schlechtes Gewissen, weil sie sich unfähig fühlt, solche Orientierungen anzubieten.

Ähnliche Diskussionen haben meine Eltern vor zwölf Jahren über mich geführt. Aber hier fällt auf, daß der Ton sehr schnell von der Sorge zur Belustigung und wieder zurück wechselt. Anekdoten werden erzählt, was Esther alles schon für verrückte Sachen gemacht hat und wo sie sich gewehrt hat gegen die Anmaßungen Erwachsener. Ein gewisser Stolz ist der Mutter trotz aller Sorgen anzumerken: Ihre Esther ist ebenso ausgeflippt, wie sie es selbst einmal war. Aber was, wenn dieses Ausgeflipptsein zum Prinzip wird? Frederike hat stets auf die Mittel der Autorität verzichtet, und heute spürt sie manchmal, daß ihr etwas fehlt. Auch die Mittel der Pädagogik sind sehr brüchig geworden – die Kinder durchschauen sie sofort. Frederike hat alle Sorgen, mit denen sich bürgerliche Eltern herumschlagen – die Drogen, die Schule, die Zukunft. Das einzige, worauf sie sich in Krisenmomenten verlassen kann, ist, wie sie sagt, ihr »Draht« zu Esther. Manchmal zweifelt sie daran, ob dieser Draht halten wird. Einige Kinder von Bekannten sind anscheinend schon in die Mühle der Justiz, der Drogen oder der Perspektivlosigkeit geraten.

Die Intensität von Frederikes unmittelbarer Beziehung zu Esther ist trotz aller Versuche, Rollenmustern nicht zu entsprechen, von der Stärke der Mutter-Kind-Beziehung abhängig. An der Erkenntnis, zwar antiautoritäre Utopien im Kopf zu haben, aber dennoch eine Mutter zu sein, hat Frederike

Institut e.V. Bibliothek

lange gearbeitet. Das war nicht leicht. In der Zeit, als Esther den Kinderladen besuchte, war die Elterngruppe der Versuch, mit Hilfe von Gruppendynamik kollektiv den Elternrollen zu entkommen. Die Kinder dagegen waren in erster Linie soziale Projektionsobjekte: Man richtete auf sie sämtliche Erwartungen von »individueller Autonomie«, die man sich selber zu erkämpfen hoffte. Die bezahlten Bezugspersonen wurden alle zwei Wochen vor ein völlig neues, selbstverständlich ebenso revolutionäres Verhaltensmodell gestellt, das die Nicht-Pädagogik pädagogisch umsetzen sollte. Die Kinder verhielten sich mit der Zeit immer widersprüchlicher, was den Kampf der sich gegenseitig erneuernden Theorien unter den Erwachsenen nur noch verstärkte.

Zwei Elternpaare stiegen damals, nach zwei Jahren Kinderladen, von einem Tag auf den anderen aus dem Projekt aus. Sie schulten ihre Kinder in ein ganz normales Internat ein, zogen wieder in die gemeinsame elterliche Wohnung und verfaßten ein Papier, das sie der Restgruppe als Begründung ihres Aussteigens zur Diskussion überließen – ohne zu dieser Diskussion zu erscheinen. Wenn das die »neue Welt« sei, in der Kinder frei und selbstbewußt aufwachsen sollten, so argumentierten sie, dann könnten sie darauf verzichten. Sie hätten ein Recht auf die Sicherheit und Verbindlichkeit ihrer Ehen, die sie in der Gruppe von früh bis spät in den Dreck gezogen fühlten. Das ganze Projekt sei letzten Endes unverantwortlich gegenüber den Kindern, die sich – ein Standardargument – in der normalen Schule, der normalen Welt nicht mehr zurechtfinden würden. Außerdem hätten sich die Kinder in diesen wirren Zeiten in nichts anderes verwandelt als in »Monster, die keine Grenze mehr kennen und anstatt frei und selbstbewußt mit einem Wort ›asozial‹ geworden sind«.

Als Frederike eines der beiden Elternpaare Jahre später besuchte, fand sie einen karrierebewußten Mann, eine brave Hausfrau und ein streng erzogenes Kind vor – und die gähnende Öde der Kleinfamilie. Solche Schwenks mögen Ausnahmen darstellen, sie zeigen trotzdem einen kleinen Ausschnitt aus dem Umgang mit unserem eigenen Radikalismus. So offensiv radikale Freiheitsvorstellungen auf die Kinder übertragen und öffentlich propagiert wurden, so heimlich und leise erfolgte in den meisten Fällen der Rückzug von der Front.

Unsere Kinder sind vielleicht auch Opfer jenes spezifisch deutschen Generationenkonfliktes geworden, der mit ungeheurem Zorn nach den familiären Wurzeln des Faschismus fragte. Der autoritäre Charakter, den wir dort aufstöberten, schien eine Antwort zu geben, die wir nur mit dem absoluten Gegenteil wiedergutmachen konnten. Bei der Suche nach dem »ganz neuen« Menschen gerieten unsere Kinder ins Experimentierfeld. Das ging so weit, daß wir die Kindheit gänzlich abschaffen wollten und die Kinder zu »Erwachsenen« hochstilisierten, die das reine, unverdorbene

Moment der Freiheit entwickeln, wenn man sie nur machen läßt. Es ging damals nicht nur um falsche Moral, sondern um überhaupt keine Moral. Heute haben wir eine, ohne zu wissen, wie wir sie vermitteln sollen: Begriffe wie Lernen, Respekt und Ordnung gehören nicht mehr nur ins Wörterbuch des Unmenschen.
Überlebt haben die Projekte antiautoritärer Kindererziehung nur, wenn sie in reformerische Modelle umgeformt werden konnten. Trotz aller Bedenken ist heute die Walldorfschule eine gefragtere Perspektive als die wenigen Versuche von »freien Schulen« in der Bundesrepublik. Die radikalistischen Modelle waren und sind weniger Alternativen zum bestehenden Erziehungssystem als Hohlräume, in denen sich Unsicherheiten austoben.
So nehmen die linken Eltern von heute manche Formen der »neuen Jugendbewegung« eher als zusätzliche Verunsicherung für ihre Kinder wahr. Während sie gerade nach neuen Wegen zwischen den gescheiterten Modellen der Vergangenheit und den modernen Lernfabriken suchen, nach Alternativen also, die Lernen und Wissensvermittlung ernstnehmen, ohne in autoritäre Gefilde zurückzuführen, erscheint eine Kultur auf der Bildfläche, die den Gestus der Radikalität und der Revolte aktueller und sprachloser ausdrückt als jemals zuvor.

5

»Es ist schon irgendwie faszinierend«, sagt ein Freund von mir und deutet über das Gelände, »aber wenn ich mir vorstelle, hier wohnen zu müssen . . .«
Nied ist ein Frankfurter Vorort. Ein altes Eisenbahn-Areal ist hier seit mehreren Monaten besetzt, ein Gelände mit Tausenden von Quadratmetern, mit einem verwilderten Dschungel, in dem schöne alte Villen stehen, die zwar ramponiert, aber in der Bausubstanz noch gut erhalten sind. Weiter hinten verfallene Hallen, hier wurden während und nach zwei Weltkriegen Dampflokomotiven repariert. Rostige Kräne hängen von der Decke, überall verzweigte Keller, ein ideales Abenteuerfeld für Kinder. Scherben und Schutt und kaum eine heilgebliebene Fensterscheibe. Aus den Mauerritzen wuchert Löwenzahn. Unwillkürlich assoziiert man einen Schwarzweiß-Film aus der Nachkriegszeit, Trümmerfrauen, Schwarzmarkt, Luftbrücke.
Hier ist die Beton-Urbanisierung nicht hingekommen. Kein Spekulant wollte einen Büroturm bauen, und so steht das Gelände seit 15 Jahren leer. Heute wehen die bunten Fahnen von hundert Besetzern auf den Villen, und am Wochenende drängen sich Tausende von Besuchern. Aber der Schein einer geglückten Instandbesetzung trügt.
In Nied draußen sitzt man auf dem, was der Fortschritt übriggelassen hat. Es gibt viele Ideen. Schon laufen Ziegen und Hühner über das Gelände, kleine

Gärten werden angelegt, in den zerstörten Hallen tobt New Wave, dort wären auch Kunstaktionen möglich: Ein Straßentheater könnte problemlos auf meterhohen Stelzen spielen, man könnte Monumentalplastiken bauen, Windmühlen errichten, Biogasanlagen betreiben, ja sogar Landwirtschaft wäre möglich. Die Verwilderung könnte zu einem Dschungel der Möglichkeiten werden.

Auf Flugblättern appellieren die Bewohner des Freistaates an die Frankfurter Szene, an die Projekte und Gruppen der Stadt, sich an dem Experiment zu beteiligen. Aber diese lassen sich von den Appellen, »mit uns hier zu leben, zu lieben und zu arbeiten«, wenig beeindrucken – sie kommen nur an Wochenenden und benützen den Freistaat als alternativen Park und Spielplatz für die Kinder. Die Besetzer verstehen dies nicht ganz: Schließlich gibt es in Frankfurt 40 000 Wohnungssuchende, Tausende suchen Räume für Werkstätten – hier hätten sie alles umsonst und obendrein in einem politisierten Milieu. Woher diese Passivität kommt, weiß keiner so recht zu sagen. Vielleicht daher, daß Frankfurt seinen Häuserkampf schon hinter sich hat. Damals hat sich eine Erfahrung durchgesetzt: Das Besetzen von Häusern taugt zu allem Möglichen, nur nicht zum Wohnen. Es ist ein Fulltime-Job: Tägliche Plenums-Diskussionen, der Kampf um elementare Lebensgüter wie Wasser, Strom und Wärme, die ständige Angst vor der Polizei, die einem das mühsam Renovierte mitten in der Nacht kaputtmachen kann. Zum Wohnen aber braucht man Ruhe, ein gesichertes Terrain, die Möglichkeit zum Alltag. Trotzdem fühlt man sich mit den Besetzern verbunden: Es ist abzusehen, daß in den Städten bald kein Platz mehr sein wird für »Leute wie uns«, wenn den Plänen der Radikalsanierer nicht von einer breiten Bewegung eine Abfuhr erteilt wird. Dies sieht man durchaus ein: Besetzt werden muß – aber das sollen lieber andere machen.

Diejenigen, die es machen, haben es umso schwerer, je mehr sie in diese Stellvertreterrolle gedrängt werden. So richtet sich die Besetzung nicht nur gegen die Wohnungsnot, sondern auch gegen die Stagnation der alternativen Kultur in der Stadt, der man Anpassung und Resignation vorwirft. Man propagiert einen entgegengesetzten Maximalismus von Freiheit – im Rückgriff auf das Selbstverständnis antiautoritärer und anti-sozialarbeiterischer Tradition. Daß solche Vorstellungen bei der Frankfurter Linken auf wachsendes Mißtrauen stoßen, führen die Nieder auf die Kopflastigkeit der »Alten« zurück: Die »Professoren von damals« hätten wirklich radikale Modelle niemals gelebt, sondern nur Seminare abgehalten und schließlich »Schiß vor der Freiheit« bekommen.

Im »Freistaat Nied«, wie die Besetzer ihr Gelände nennen, ist auch die Tochter von Frederike zu finden. Für die Kaffeewärmer ist das Gelände der einzige Ort, an dem sie nicht mit irgendwelchen Ordnungsansprüchen konfrontiert werden, und für jugendliche Trebegänger bietet es einen

vorläufigen Schutz vor Eltern, Polizei und Jugendamt. So werden die Besetzer mit einer Vielzahl von sozialen Problemen konfrontiert, und viel von der Energie, die für die Instandbesetzung nötig wäre, wird davon absorbiert. Ein Stress-Syndrom breitet sich aus.

Eine Besetzerin: »Es gibt unzählige Risse und Löcher in der Mauer, durch die einen das Chaos und das ungeformte Nichts anfallen, der wilde Stoff, dem unsere Träume Gestalt geben könnten. Viel öfter noch als vor den alten Zwängen fliehe ich vor dieser Leere, der gegenüber ich zu ohnmächtiger Winzigkeit zusammenschmelze. Ich fühle mich total überfordert, das ist die eine Seite des Alltags im Freiland. ›Ewiges Rumgehänge, lustloses, frustriertes Rumhängen, aggressive und andere Ausflipps, Abfüllen, Zukiffen, Abhauen, Ausweichen, Kraftakte . . . Die einen schließen sich fast in ihre Häuser ein, die anderen treten die Türen ein oder walzen sie platt (symbolisch gesprochen)‹.« (*Pflasterstrand* Nr. 107)

Über die Schwierigkeiten in den internen Verhältnissen weiß inzwischen auch die Polizei Bescheid, die sich auf eine Langzeittaktik eingerichtet hat. Von den umliegenden Bewohnern des Stadtteils erfahren die Besetzer größtenteils Sympathie, die *Frankfurter Rundschau* fragt hartnäckig nach den Fehlern der Stadtpolitik in der Vergangenheit, und die Öffentlichkeit ist auf der Suche nach dem alternativen Leben. So schlüge eine Räumung negativ zu Buche. Aber es geht auch anders: Die Polizei rechnet mit der äußeren Isolierung und der inneren Zerrüttung im »Freistaat«. Da hat sie Erfahrungen: Vor einem Jahr wurde in Frankfurt bereits ein Haus freiwillig geräumt – die Besetzer konnten des alltäglichen Kleinkriegs und der Flut von Kaffeewärmern nicht mehr Herr werden. Sobald eine Besetzung aus den Schlagzeilen verschwunden ist, schlägt das euphorische Kampfgefühl anscheinend in innere Querelen um. Die völlig unterschiedlichen Besetzergruppen – von den Punks über »echte Alternative« bis zu den knallharten »Antifas« – beginnen sich zu streiten. Die Folge ist meist, daß sich Aggressionen anderweitig Ausdruck verschaffen: in Einbrüchen, Schlägereien oder »Putzaktionen«, die schnell auf ihre Urheber zurückführbar sind und einen guten Grund für die Räumung hergeben.

Diese Erwartung einer fatalen Radikalisierung machen sich auch schon die Frankfurter Szene-Bewohner zu eigen. Anfangs wurde hier die Besetzung euphorisch begrüßt, inzwischen wird sie eher mißtrauisch totgesagt. Als vor einigen Wochen zwischen Jugendlichen aus dem Stadtteil und den Besetzern eine brutale Schlägerei stattfand, wurde dies als Anfang vom Ende interpretiert. In den Distanzierungsgründen spürt man deutlich die Veränderung des Lebenswandels: Was man an den Niedern nicht mehr versteht, ist ihre Armut und ihr naives Festhalten an einer schwammigen Kommune-Vorstellung, deren Nicht-Übereinstimmung mit der Realität in jedem Winkel des Geländes spürbar ist. Zynismus macht sich breit: Man unterstellt den

Niedern, sie suchten nur noch einen möglichst spektakulären Abgang. Wenn man einen Zaun um das ganze Gelände zöge, so hörte ich kürzlich in einer vollständig nüchternen Unterhaltung, dann müßte man nur noch sämtliche Punks, Outdrops und Penner dort hinausbringen, und die christdemokratische Ordnungspolitik der Stadt wäre ihre Störenfriede los. Dies sind Gedanken, die man den Herrschenden zutraut, die aber aus linken Köpfen kommen. Im zynischen Weltbild sind die Grenzen zwischen Freiland, Ghetto, Slum und KZ anscheinend schon verwischt.
Die Besetzer kämpfen so an zwei Fronten: Sie haben sich mit dem ramponierten Mythos des Radikalismus auseinanderzusetzen, mit dessen Resten sie tagtäglich konfrontiert werden. Und sie haben einem Bild von Jugendrevolte zu entsprechen, das sowohl von der Linken wie von den Medien gefordert wird. Für die Linken ist das »geglückte soziale Experiment« Bedingung für Solidarisierung und Unterstützung. Mit den alten Fehlern und Schwierigkeiten möchte man nicht mehr konfrontiert werden, die »Jüngeren« sollen von den eigenen Illusionen gelernt haben und einen Realitätssinn entwickeln, der die Sackgassen vermeidet.
Linke und Medien sind sich einig: Die Jugendkultur soll Konflikte harmonisieren können, denen die Gesellschaft ratlos gegenübersteht.

(Das besetzte Gelände in Nied wurde Ende Juli 1981 in einer Blitzaktion geräumt und sofort abgerissen. Drei der Festgenommenen saßen unter der Beschuldigung, zum »schwarzen Block« zu gehören, wochenlang im Gefängnis. Widerstand oder Protest gegen die Räumung gab es nur aufgrund eines peinlichen Formfehlers der Obrigkeit: Die Abbruchfirma bekam nicht vom Eigentümer den Abrißauftrag, sondern vom Polizeipräsidenten.)

6

Kaum ein Tag vergeht, an dem nicht in den Medien die »junge Generation mit ihren Hoffnungen, Wünschen und Ängsten zu Wort kommt«. Es scheint, als hätten sich Heerscharen von Publizisten und Soziologen auf den Weg gemacht, die verlorenen Kinder zu suchen. Das Bild, das sie zeichnen, ist durchaus ehrenvoll: Verantwortungsbewußte, kreative und soziale Kräfte sind dort am Werk, es kann keine Rede davon sein, daß die Jugendlichen keine Pflichten kennen. Im Gegenteil: Eigenarbeit und Bescheidenheit werden großgeschrieben, aus dem heruntergekommensten Trümmerhaufen machen die Instandbesetzer mitunter eine Kuschelhöhle. »Trau ruhig denen unter dreißig«, fordert *Die Zeit,* und jene unglücklichen Ausrutscher, die in Form zerbrochener Fensterscheiben zu besichtigen sind, können diese moralische Aufbauleistung kaum schmälern. Anderer Ansicht sind allenfalls einige altbewährt reaktionäre Blätter.
Der Verdacht liegt nahe, daß wir heute in einer Gesellschaft leben, die dieses heile Bild der Revolte braucht, weil sie auf der Suche nach einem verlorengegangenen Konsens ist. Vor nichts scheint die Angst größer zu sein

als vor der Perspektive einer Agonie des sozialen und politischen Lebens. Das sozialdemokratische Märchen überlebt nur noch im Durchhaltewillen einiger älterer Herren, und die Perspektive der Christdemokraten bleibt vorerst eine fade Suppe, allenfalls eine Notlösung. Das Wertsystem der Fortschrittsgesellschaft hat sich in einen Trümmerhaufen verwandelt, und nun betrachtet man fasziniert die seltsamen Blüten, die sich zwischen den Ritzen entwickeln. Am Ende gibt es überhaupt kein Problem, denn die Lösung ist schon in Sicht: in Gestalt einer Lebensform, die heute das leistet, was die ältere Generation nach 1945 schaffte. Aus den allseits zum Himmel stinkenden Müllhaufen wird eine alternative Wiese. Diejenigen, die sich am Wiederaufbau nicht beteiligen wollen, haben im »Dialog« nichts zu suchen. Da gibt es andere Methoden. Den Knast zum Beispiel.

Was sich in Wirklichkeit abspielt, hat mit diesen bunten Fassaden, diesen griffigen Mythen vielleicht wenig zu tun. Natürlich gibt es diesen Medientypus von Jugendlichen, aber er ist eher in den Kleinstädten, in christlichen Zusammenhängen oder in der Ökologiebewegung zu Hause, in Bereichen also, die bereits vor den Eruptionen der Jahrzehntwende bestanden. Nüchtern betrachtet findet in den großen Städten eher etwas statt, was man die »soziale Amerikanisierung« der Bundesrepublik nennen könnte: ein Prozeß von zunehmend unfreiwilliger Marginalisierung, der sich einige Reminiszenzen der antiautoritären und Sponti-Bewegung zu eigen macht. Doch der eigentliche Adressat dieser »Revolteformen« – der Reformismus – ist vorerst unbekannt verzogen, und so fehlt den städtischen Subkulturen immer mehr das Hinterland. Für die radikale Linke der 70er Jahre war ein solches Hinterland in Form von Universitäten, einigen Reform-Institutionen oder relativ gutgehenden Projekten vorhanden. Dorthin konnte man sich von der Front des Kampfes zurückziehen, wenn sich die individuelle Lebensperspektive oder die Wetterlage auf der Straße änderte. Die Existenz eines breiten Feldes zwischen radikalen Experimenten und erträglichen Jobs ermöglichte soziale Lernprozesse, man konnte radikale Modelle ausprobieren, ohne beim Scheitern dieses oder jenes Versuchs mit leeren Händen und ohne Perspektive dazustehen.

Viele alternde radikale Linke blicken deshalb mit gemischten Gefühlen auf die »Bewegung der Jüngeren«. Nicht nur aus schlechtem Gewissen darüber, sich dem Gewurschtel in den unteren Rängen in Richtung auf längerfristige Perspektiven entzogen zu haben, sondern auch in der Erkenntnis, daß »radikalistische« Utopien sich heute mit wesentlich härteren sozialen Bedingungen konfrontiert sehen. Und mit der Ahnung, daß der Schritt von der fröhlichen und militanten Utopie zur Perspektive einer realen Verelendung oder Verzweiflung immer kürzer werden könnte.

Bücher zur Sache

Stefan Aust/
Sabine Rosenbladt

Hausbesetzer

Wofür sie kämpfen, wie sie leben und wie sie leben wollen.
250 Seiten, DM 14,80

Sie nennen sich „Instandbesetzer". Ihr Slogan lautet: „Lieber Instandbesetzen als Kaputtbesitzen". Sie nehmen sich, was ihnen die Wohlstandsgesellschaft vorenthält: eine Wohnung zum Wohnen und zum Leben. Die illegalen Aktionen haben die Wohnungsmisere zum politischen Thema gemacht. Klirrende Schaufenster haben die Politiker aufgeweckt.

Was sind die Gründe der 'neuen' Wohnungsnot? Wer verdient am Wohnungsmarkt, und wer saniert sich durch Altbausanierung? Und warum lassen Jugendliche sich das plötzlich nicht mehr gefallen? Wollen Hausbesetzer nur eine Wohnung oder wollen sie mehr? Und wie reagiert der Staat darauf, in Berlin und Nürnberg und anderswo? Das Buch versucht, Antworten zu geben.

Von Stefan Aust in der Reihe „Bücher zur Sache" außerdem:

Brokdorf

Symbol einer politischen Wende. Mit einer Einführung von Klaus Traube, 256 Seiten, DM 14,80

Hoffmann und Campe

HANSER
HANSF
HANS
HA
H

Mythologien des Abenteuers im Alltag

Das Abenteuer gleich um die Ecke

Von Pascal Bruckner/Alain Finkielkraut
Kleines Handbuch der Alltagsüberlebenskunst
Hanser

Ca. 304 S., Br. ca. DM 29,80.

In einer Gesellschaft von Pflichtversicherten entgeht niemand mehr dem Zwang zur Anpassung ans Mittelmaß. Im täglichen Einerlei der Alltagshetze sehnen wir uns deshalb nach der lustvollen Unterbrechung der Monotonie, dem Blitzschlag des Abenteuers. Das aber erwartet uns, wenn überhaupt, bestenfalls um die Ecke und nicht mehr am Ende der Welt.

Frech und witzig beschreiben die Autoren Herrn Jedermann auf der Jagd nach dem Außergewöhnlichen im Asphaltdschungel der Städte.

Rainer B. Jogschies
Zwei Täter

Die Tat: Brokdorf am 28. Februar 1981. Schwerer Landfriedensbruch; gemeinschaftlich begangen mit dem Ziel, das private Baugelände der Nordwestdeutschen Kraftwerke-Union und der Hamburgischen Electricitätswerke vorübergehend zu besetzen und in eine Wiese zurückzuverwandeln.
Es wurde militanter Widerstand gegen die das Eigentum schützenden staatlichen Organe ausgeübt. Weitere Ordnungswidrigkeiten stellen die Teilnahme an einer verbotenen Demonstration sowie verkehrsbehinderndes Parken auf einer Umgehungsstraße nahe Itzehoe dar.

Die Gewalttäter

Arne ist achtundzwanzig Jahre, groß, sportliche Figur, dunkles Haar mit einer altmodischen Prinz-Eisenherz-Frisur.
Albert ist achtunddreißig, ebenfalls groß und durchtrainiert und glücklich verheiratet.
Wer als Linker in Hamburg krank ist, besucht seine ständig überfüllte Praxis.
Albert ist ein Arzt für's Volk. Ein Bürger mit vielen Gesichtern: tags treusorgender Familienvater, nachts publizistisch tätig, Freitag abends unter Freunden inbrünstiger Musikant und samstags vielleicht gewalttätiger Demonstrant.
Arne ist Alberts Patient. In einer Bürgerinitiative streiten sie gemeinsam für eine kernenergiefreie Zukunft.
Die hier geschilderten Personen und Ereignisse sind wahr. Namen und Charaktere sind so weit wie nötig geändert.

Gewalt ist alt

Der 68er Typ: Albert erlebt die Studentenrebellion während seiner Offiziersausbildung bei der Bundeswehr.
»Durch das Studium der *Zeit* hab ich versucht, mir Positionen zu meiner Offiziersschulung zu erarbeiten. Ich fühlte, daß ich etwas gegen diese Art der Bevormundung und obrigkeitsstaatlichen Hierarchie hatte.«

Alberts jüngerer Bruder Karl studiert in Hamburg, engagiert sich heftig im SDS.
»Ich war plötzlich mit meinen liberalen Ansichten in der rückständigeren Position, kam mir beinahe altväterlich vor gegenüber Karl. Vieles an seinem Tun wie anders wohnen und liebevoller leben erschien mir aber zugleich sehr wichtig.«
Albert studiert nach seiner Bundeswehrzeit in Flensburg und München Medizin.
»Ich war sehr stark idealistisch geprägt und suchte, wie ich den Menschen helfen kann. Ganz generell stellte sich das damals so dar: Es gab eine aktuelle Parteilichkeit für die, die von Polizisten geprügelt wurden, die ihre Meinung nicht äußern durften oder die vom Arzt ihrer langen Haare wegen nicht behandelt wurden.«
Mit der Zeit wird er immer verzweifelter über das beobachtete und erlebte Unrecht, und »nur mit ein bißchen Glück, nicht etwa aus Überlegung« hat er nicht zu »anderen Formen des Widerstands« gegriffen. RAF und Bewegung Zweiter Juni sind für den Pazifisten Albert lange Jahre Vorbild.
»Doch wer eine gewaltfreie Gesellschaft anstrebt, kann nicht Gewalt als Mittel heiligen. Mir schien damals in Hamburg die ›Proletarische Front‹, ein Zusammenschluß undogmatischer Linker, am ehesten als Organisation geeignet, das, was mir theoretisch diffus im Kopf vorschwebte, zu verbinden mit einer politischen Arbeit am Arbeitsplatz oder im Stadtteil, direkt mit den Unterdrückten vor Ort gemeinsam.
Die Frage der Gewalt entscheide ich bis heute sehr spontan. Am liebsten drücke ich mich vor Situationen, in denen sie sich stellt. Aber dann werde ich sehr spontan gewalttätig, haue auch hier im Stadtteil einem Bullen in die Fresse.«
Albert hat »nur zweimal zweifelsfrei Gewalt organisiert«. Als im Hamburger Arbeiterviertel St. Georg ein Haus besetzt werden soll, legt er vorher Stromleitungen und Feldtelefon. Später organisiert er Trupps, die die Polizei gewaltsam von den unerfahrenen, teils jugendlichen Besetzern fernhalten. Das andere Mal ist ihm im Herbst 1978 in Brokdorf »einfach klar, daß der Bauplatz besetzt werden muß«.
Eine »allgemeine Antwort zur Frage der Gewalt« kennt er nicht. »Vom Kopf her ist das ein falsches Problem. Es ist nur in der Praxis zu lösen.«
Albert baut mit seinen neugewonnenen Genossen von der »proletarischen Front« Anfang der siebziger Jahre eine Stadtteilgruppe im Hamburger Arbeitervorort Wilhelmsburg auf. »Anstehende Themen waren drohende Arbeitslosigkeit in der Gummi-Industrie, einem Hauptarbeitgeber in Harburg, die großflächige Innenstadtsanierung mit der Vernichtung billigen Wohnraums, die große Zahl der gesellschaftlich isolierten Gastarbeiter aus Portugal und ein staatliches wie ein KZ geführtes Ausländerwohnheim, das

wir auch kurzfristig einmal besetzt haben.« Danach durften die ausländischen Kollegen auch nach 22 Uhr das Licht in ihren Zimmern anbehalten.
Die »Rigidität« in der Stadtteilgruppe, der Kampf zwischen »Provinzhäuptlingen« um die rechte Meinung, die Organisationsgrundsatzdebatten und die statische Einteilung in »Kämpfer« und »Nichtkämpfer« führen schließlich zum Bruch. Albert wird Reformismus angekreidet.
»Das waren die falschen Diskussionen.«
Alberts Ehefrau Roswitha, frisch examinierte Volks- und Realschullehrerin, engagiert sich in ihrer Klasse. 1974 bildet sich unter ihren Schülern und deren Freunden eine neue Stadtteilgruppe heraus, in die Albert fast wie ein Vater hineinwächst.
Beruflich kommt er gut voran. Seine Praxis ist zwar noch hoch verschuldet, aber er versteht sich ausgezeichnet mit seinen Patienten. Andere Behandlungsformen schweben Albert vor. Die Medizin soll näher an die Krankheitsursachen herankommen, statt Symptome abzustellen.
Albert arbeitet gelegentlich in einer Anti-AKW-Bürgerinitiative mit. Sein berufliches Engagement wird geachtet.
»Politisch habe ich aber keinen unbegrenzten Kredit wie früher. Ich hab mir damals in der Stadtteilgruppe keine großen Gedanken darüber gemacht, welche Autorität ich als Älterer habe. Allerdings hatten wir es auch nur einmal sehr direkt mit Gewalt zu tun. Wir wollten unbedingt in einer katholischen Kirchengemeinde ein Weinlese-Fest mitfeiern. Der Pastor verwehrte Rosy den Eintritt, indem er sie an den Haaren zerrte. Da hab ich ihm die Zigarette ins Maul gehauen. Zwei Judoka waren als Ordner eingesetzt und stürzten also auf mich los. Die Jugendlichen fielen sofort über die Kerle her, bis die abließen.
Ich hab nicht überlegt, ob ich die Gruppe durch mein Verhalten der Gefahr aussetzen darf. Ich fand es spontan richtig.«
In der Bürgerinitiative wird Alberts Erfahrungsvorsprung nicht genutzt. Zwar hat er seine technischen und taktischen Kenntnisse zur Demonstrationsvorbereitung angeboten, um etwa mit Funk und Störsender vor dem Polizeiaufgebot besser gewappnet zu sein. Doch seine Vorschläge wurden hintangestellt.

Gewalt ist neu

Der Typ achtziger Jahre: Arne kommt aus dem Ruhrpott.
»Meine Mutter hatte TBC, war oft auf Kur und so. Mein Vater war damals noch Hauer, im Bergwerk, weißt du. Der hatte nicht viel Zeit für mich und meinen Bruder. War eine irre kaputte Familie. Die beiden hatten sich auseinandergelebt. Immer nur Ärger zu Haus. Konnte ich gar nicht verkraften, bin dann öfter abgehaun.

Ich bin eigentlich in Internaten erzogen worden. Mit sechzehn kam ich sogar noch ins Erziehungsheim. Das war schlimmer als Knast. Da gab's keine Zeitung, kein Fernsehen, nix. Nur was auf die Fresse bei kritischen Auseinandersetzungen.
Hab mich in der ganzen BRD rumgetrieben, als ich da abgehaun war, von Festival zu Festival. Bis ich 69 bei so einem Ausläufer des SDS in Göttingen gelandet bin. Die wollten mich legalisieren, hatte ja keine Papiere beim Abhaun. Aber das Jugendamt hat mich gleich ins Heim zurückgeschickt.
Anpolitisiert worden bin ich erst, als das mit dem Knast kam. Ich hatte wegen Drogen ohne Vorstrafe fünfeinhalb Monate zur Bewährung gekriegt. Doch die ist widerrufen worden, ohne daß mir das mal schriftlich mitgeteilt worden wäre. Ich hatte einen festen Wohnsitz, bin aber von der Baustelle weg verhaftet worden und in den Bau gekommen.«
Bei der Bundeswehr ergeht es Arne nicht besser. Der junge Grenadier soll zum Scharfschützen ausgebildet werden. Dabei hat er doch den Kriegsdienst verweigert und ist ohne gerichtlichen Entscheid eingezogen worden.
»Gleich abends beim Einkleiden hab ich nichts durchgehen lassen. Drei Monate Bau gab es, weil ich mich auf gar nichts eingelassen hab, keinen Befehl befolgt. Aber ich hab mich dann bereden lassen und doch noch schießen gelernt – auf Scheiben. ›Wieso schießt der denn nicht auf Pappkameraden wie wir?‹ haben die Kameraden gemosert.
Überhaupt hab ich mir nichts gefallen lassen und gegen den Militarismus agitiert. Nach sechs Monaten haben sie mich schließlich entlassen. Heute würde ich sofort voll mitmachen. Da kann man begrenzt was lernen.«
Arne ist jetzt zehn Jahre »draußen«. Er ist vor dem Volksschulabschluß von der Schule geflogen, und auch die Einzelhandelskaufmannslehre ging ihm daneben. In diesen Tagen hat er seine Schlosserprüfung bestanden.
»Als ich nach dem Heim kurze Zeit zu Haus in Detmold gewohnt hab, war ich in der ›Liga gegen den Imperialismus‹. Unser Ortsverband war sehr verschrien, weil wir so unsere eigenen Auffassungen hatten, war'n eben auch etliche Malocher dabei gewesen.
Ansonsten hab ich den ganzen Führerkram mitgemacht, diese irre K-Gruppen-Disziplin. Ich hab es erlebt, wie Genossen verschlissen wurden. Das geht nicht gegen Führung im allgemeinen. Die erkenn ich an, wenn Sachverstand da ist. Wir kommen nur voran, wenn andere Leute mehr erfahren haben als wir.«
Arnes Gewalt ist neu. Zwar fühlt er sich den Idealen und Etappenzielen des Historischen Materialismus verpflichtet, doch daran denkt er nicht, wenn er Steine oder Molotow-Cocktails wirft.

Gewalt ist Prolo

Albert hat eher zufällig über die Jugendzentrumsbewegung Kontakt zu Rockern gefunden. Sie fanden die theoretischen Erwägungen der »Proletarischen Front« zum »jungen revolutionären Massenarbeiter« sehr interessant und wollten über Alberts »Modelle von Beziehungen und Wohnen« mehr erfahren.

»Die direkte, deutliche Art, miteinander umzugehen, auch die Körpersprache – notfalls dem andern durch Schläge zu zeigen, wo man steht und was man meint –, das fand ich damals klarer und ehrlicher als manches theoretische Geseire und emotionsloses Leute-im-Stich-lassen. Da war Solidarität wirklich echt. Wenn's in der Gruppe irgendwie nicht mehr richtig ging, dann wurde das ausgetragen. Aber man war nicht gemein und hinterhältig oder theoretisch abgefahren.«

Es entwickelt sich zwischen Albert und den Rockern sehr schnell eine tiefe persönliche Freundschaft. Die »Proletarische Front« ist schon fast vergessen, die Stadtteilgruppe kommt in der »Jugendzentrumsfrage« nicht mehr voran.

»Mittlerweile sind die Rocker teils verheiratet, haben umgeschult, sind Erzieher geworden, der ›Häuptling‹ ist in den Landbau gegangen, macht in Makrobiotik.«

Gewalt ist vorne

Arne ist »nicht unumstritten in der BI«, wie er selber zögernd einräumt. Er versucht seine »Vorstellungen über Anti-AKW-Aktionen, auch gewaltsame« in der Bürgerinitiative gegen teils heftigen Widerstand durchzusetzen. In anderen Städten oder Initiativen informiert er sich, diskutiert, plant mit, versucht zu koordinieren. Doch daheim in Hamburg sind viele Schritte aus dem Diskussionsprozeß »nicht mehr voll rüberzubringen«. Es herrscht Unverständnis, wenn Arne von den Vorbereitungen für gewaltsame Auseinandersetzungen berichtet und seine Freunde dafür gewinnen möchte.

So isoliert sich Arne mitunter, ohne es zu wollen. Als er bei einer Gorleben-Demonstration spontan hilft, einen Strommast umzustürzen (»Gucken: geht es? Klar. Also rauf und Seil zum Umreißen angebracht!«), heißt es bei der Nachbesprechung in der heimischen Bürgerinitiative beinahe vorwurfsvoll: Warum gerade du?

»Ich hab weniger Ängste, ich hab nix zu verlieren. Nicht wie die Lehrer bei uns in der BI. Materiell hab ich nichts zu verlieren und auch der Knast macht mir keine Angst. Ich finde die Auseinandersetzung um Gewalt in meiner Bürgerinitiative gut. Vielleicht bin ich da eine treibende Kraft, ein wenig führend.«

Seit zwei Jahren arbeitet Arne in der Bürgerinitiative mit. Das persönliche Vertrauen gegenüber dem gewitzten Außenseiter ist gefestigt, man weiß um Arnes andere Ansichten. Das Erlernen der Gewalt vollzieht sich gemeinsam trotz harter Auseinandersetzungen um Friedfertigkeit. Die Polizei arbeitet daran mit.
»Ich kann mich *nicht* in Gewalt verwirklichen. Es ist ein notwendiges Übel. In anderen Ländern wie zum Beispiel Holland wird von Politikern eher mal nachgegeben, wenn die sich einer Massenbewegung gegenüber sehen. Hier wird schneller reingehauen von der Polizei. Und härter.«
Es wird in der Bürgerinitiative akzeptiert, daß Arne vorprescht und Gewalt anwendet, als Einzelgänger weitergeht. Blinder Aktionismus und schädlicher Spontaneismus waren nur anfängliche Vorwürfe. Heute wird manches von anderen Bürgerinitiativenmitgliedern bereits nachvollzogen, andere begreifen besser, worum es Arne geht, wieder andere anerkennen die Integrität seiner Person.
»Meine Bürgerinitiative hörte in Brokdorf für mich am Bauzaun auf, weil ich da noch eine andere Sache organisiert hatte. Aus bestimmten Gründen kann ich dir das nicht erzählen. In der BI finden sie zum Beispiel abstrakt Sabotageakte gut. Aber machen würden das die meisten nicht. Wenn die Leute selbst gefordert sind, mehr tun sollen als klatschen, da sperren sie sich plötzlich.«

Albert hat ein umfassendes Verständnis für Arne. Aus der Geschichte der »anderen Arbeiterbewegung«, der Unorganisierten und Unqualifizierten, weiß er, »daß die Widerstandsformen natürlich mit der gesellschaftlichen Stellung radikaler werden. Ein DKPler kann heute eben nur in der Gewerkschaft ›kämpfen‹. Der dequalifizierte Massenarbeiter findet schon leichter den Weg zum Bauzaun.«
Doch auch der Arzt Albert findet ihn. »*Nicht als Arzt. Ich werde da als Kämpfer gebraucht.* Das kann ich, und andere sind noch nicht soweit, die sollen dann ihrer Qualifikation entsprechend den Sani machen. Das ist gut so. Natürlich, wenn ich einen Bullen ernstlich verletze oder einen vor mir liegen sehe, kümmere ich mich um den.«
Albert ist immer vorne zu finden. In der ersten Reihe. Dabei möchte er den Staatsapparat viel lieber »überraschen«, als in der Brokdorfer Einöde »ins Leere zu laufen. Es wäre intelligenter gewesen, lange vor der Demo zuzuschlagen. Die technischen Mittel und auch die Organisation eines solchen Schlages hatten sich bei den vorangegangenen Demos eingespielt. Andererseits darf man nicht an der Massenbewegung vorbeigehen oder zu sehr voranstürmen. Als wir vor Jahren noch recht zahm mit der Anti-Atom-Aufklärung begannen, sind wir mitleidig belächelt worden. Heute ist die Bewegung sehr breit, und langsam wächst das Verständnis, daß es

nunmehr nur gewaltsam vorangeht. Doch da liegt dann das Problem. Wie technokratisch wird von den Bullen für einen solchen Kampf gerüstet und wie sehr haben wir uns mit unserem Know how dem schon angepaßt – es geht ja um verschiedene Ziele. Manchmal denke ich, daß ein verlorener Kampf, blutige Nase und gähnende Leere im Magen wichtiger sind als ein ›Sieg‹, vielleicht die Bauplatzbesetzung, über die wir uns dann nicht mehr so recht freuen, weil es Tote gegeben hat.«

Gewalt ist militärisch

Albert wie Arne haben ihre Erfahrung mit militärischem Drill und Denken: der eine ließ sich zum Offizier ausbilden, um andere zu formen. Der andere war zwei Drittel seines bisherigen Lebens kaserniert.
Albert ärgert es, unvorbereitet und schlecht ausgerüstet gegen einen militärisch gerüsteten Gegner anzutreten, der sich längst auf den Bürgerkrieg eingerichtet hat.
»Sind wir nun eigentlich Subjekt oder Objekt der gewaltsamen Auseinandersetzungen? Wie sollte sich der notwendige Polizeiapparat rechtfertigen lassen, der doch eigentlich die Friedfertigen einschüchtern soll, denn uns macht er ja keine Angst? Die Bullen müssen auch bei gewaltfreien Aktionen kräftig dreinhauen. Was die sichern, ist ja nicht irgendein abstraktes Rechtsgut wie Eigentum, sondern die gesellschaftliche Bedrohung durch die Atomkraft, das Inkaufnehmen millionenfachen Todes wegen der Rendite und ein paar Politikerpöstchen. Die Bullen prügeln dir den Widerstand, gleich welcher Form, aus dem Kopf. Wir zeigen, da ist trotzdem ein Weg.«
Arne teilt solche Überlegungen Alberts. Am Bauplatz verhält er sich genauso souverän wie der gelernte Offizier.
»Ich geh immer gleich nach vorne, gucke, wo die Schwerpunkte der Bullen liegen, was die so vorhaben könnten. Meistens komm ich über die Flanken, weil sie da am ehesten zu packen sind. In Brokdorf war das großer Mist: da kamen alle frontal, und die Bullen konnten uns vor sich hertreiben und zusammenprügeln. Da dreht sich beim Abhauen doch keiner mehr um und hilft einem, der am Boden liegt. Wenn du aber gleichzeitig einen Angriff über die Flanken organisierst, kannst du die Fliehenden unterstützen, ihren Rückzug verlangsamen oder gar stoppen.«
Wenn irgendwo ein Krieg ausbricht, schaut Arne sich zu Hause zuerst einmal die Landkarte an. Er versucht dann »einzuschätzen, wo es ungefähr längs geht, welchen Verlauf das nimmt, wo die Grenzen sind, wo der Frontverlauf ist – eben wie Engels, der hat das auch viel gemacht«.

Gewalt ist irrational

Arne: »Die Auseinandersetzungen haben gegenüber dem, was man erreichen will, das Übergewicht erhalten. Die Gefahrenmomente, die jetzt im Gegensatz zu früher auf junge Leute zukommen, machen das Ganze unheimlich irrational. Und es wird noch krassere Formen annehmen. Als 1979 in Brokdorf zum ersten Mal Mollies eingesetzt wurden, hab ich das befürwortet – wir haben lange in der Bürgerinitiative darüber diskutiert. Ich war der Meinung, daß es ein vertretbares Maß gab, sie beispielsweise in einer Gefahrensituation als Abwehr einzusetzen oder als Angriff gegen Wasserwerfer. Da sollte kein Krieg draus werden. Beim Zurückziehen zum Beispiel wollten wir die Bullen beim Nachsetzen bremsen, um uns neu formieren zu können. Deshalb wurden auf der Brokdorf-Demo am 28. 2. 1981 auch so massiv Mollies mitgenommen. Es sind ja höchstens zehn Prozent von dem eingesetzt worden, was wir alles da hatten. Wenn wir alles eingesetzt hätten, ich sag das mal überspitzt, wäre die Schwelle zum Krieg dagewesen.
Brokdorf 1981 war die militärisch am besten vorbereitete Demo. Aber zugleich war keine vorhergehende so schlecht geplant: es gab jede Menge Einsatzmaterial, das in diesem Umfang bisher nie auf eine Demonstration mitgenommen wurde. Wir hatten zum Beispiel eine ganze Batterie Feuerlöscher mit. Wenn die Bullen angegriffen hätten, und zwanzig oder dreißig Mann hantieren dann damit rum, hätten die nix mehr gesehen. Und wenn dann noch aus der zweiten Reihe Steine kommen, hätten wir die zurückgetrieben. Aber das haben wir nicht gemacht, weil wir nicht alles vorher diskutiert hatten. Organisatorisch stimmte es wohl, aber wie man sich vor Ort nun wirklich politisch verhalten sollte, war unklar: was sagt das über uns aus, wenn wir uns in einer bestimmten Weise wehren.«
Arne hat das Gefühl, als »klarer Verlierer« nach Hamburg zurückgekehrt zu sein. »Wir haben das Faustpfand Stadt aus der Hand gegeben. Wir hätten im Februar 1981 schon wegen des Wetters und des verdammten Weges in den Städten bleiben sollen. Dann hätten in Brokdorf über zehntausend Bullen bibbernd im Frost gestanden und nix zu tun gehabt. So schnell wären die auch nicht wieder nach Frankfurt, Berlin und Hamburg abtransportiert worden. Da wär ein Tohuwabohu in der Stadt gewesen.«
Für ›Radio Brokdorf‹ hat Arnes Bürgerinitiative die Musik aufgenommen. »Musikalisch sind wir alle recht gut drauf.«

Gewalt ist tödlich

Arne: »Ich würde mich nie mit Bullen auseinandersetzen. Aber die haben ihren Befehl. Und ich weiß, ich muß da durch. Da ist keine unterschwellige Aggression. Ich war in Brokdorf dort, wo sie den Bullen im Graben gekescht

hatten. Ich stand so ziemlich daneben. Ich fand das wahnsinnig, wie die Leute reagiert haben. So: ›Macht den tot‹ gerufen. Ich hab da manchen Prügel angedroht, wenn sie den alle machen wollten. Oder auch Sachen, daß Leute anfangen, Steine zu werfen über einen Graben, während sich unsere Leute auf der anderen Seite zurückziehen und die Bullen auf sie zukommen. Da war doch überhaupt nicht garantiert, daß nicht die eigenen Leute getroffen werden.
Das ist der Unterschied bei mir. Gewalt ist nicht rational, aber zielgerichtet. Ich will nicht alles zerstören, auf Deubel komm raus, sondern – notfalls auch mit Waffen – ein Ziel erreichen. Aber da darf es so wenig Schaden wie möglich geben.
Ich war auch bei der Demo am Sonderparteitag dabei, wo sie den einen Bullen fast alle gemacht haben. Die haben nur reingetreten. Und das geht mir gegen den Strich: einmal, weil ich weiß, was das heißt, fertiggemacht zu werden. Und weil ich meine, daß man jedem Menschen auch irgendwie einen Ausweg lassen muß. Der soll besser behandelt werden, als die es mit uns machen. Höchstens kann man den lächerlich machen. Klar, ich würd dem ein paar Watschen geben, was hinter die Löffel hauen, das ist auch in Ordnung. Aber ansonsten vielleicht die Hosen klauen, soll der mit Colt und Unterhose zur Truppe zurückkehren. Das reicht aber.«

Gewalt ist Emanzipation

Arne erzählt gelöst und lachend von einer Jugend, die jedem anderen Angstträume bereitet hätte.
»Ich konnte früher nie lachen. Die Situation und die Erniedrigung haben mich fertig gemacht. Da hab ich mal in einer Kneipe gesessen, und die Wirtin sagt: Trink nicht so viel. Und ich sag: aber ich will doch auch mal lachen.
Ich war früher irre zurückhaltend. Die anderen haben sich Geschichten erzählt und gelacht. Und ich saß da und hatte nix: was soll ich von den ganzen Heimen erzählen und wie ich was auf die Fresse gekriegt hab, verstehst du? Bei den Frauen ist das vielleicht genauso: die sitzen zu Hause und hüten irgendwas. Von was sollen die begeistert erzählen, als was sollen die sich eigentlich vorkommen? Da schlummert noch eine irre Kraft. Wenn Frauen mal plötzlich anders gefordert werden, wie zum Beispiel in El Salvador, werden sie sich behaupten, mutiger als mancher Mann wahrscheinlich.«
Widerstand leisten, endlich einmal nicht der Geprügelte sein, zurückschlagen – für Arne ist es Identität: »Für mich ist das selbstverständlich: nicht immer nur einstecken müssen, sondern auch austeilen.«
Albert will auch nicht den Rücken krumm machen. »Natürlich denke ich an

die Kinder und Roswitha, wenn ich in vorderster Front kämpfe. Aber eigentlich tue ich es ja auch nur für sie, für ihre Zukunft. Die Hausbesetzung damals in St. Georg hatte den Nachteil, daß sich niemand recht heimisch fühlen konnte und wollte in dem Haus. Unsere Gewalt war deswegen sinnlos, weil das Ziel nicht unseren Bedürfnissen entsprach. Bei heutigen Hausbesetzungen ist das anders. Auch bei den AKW's merke ich allmählich, daß es um mehr geht, als nur den Bauplatz zu besetzen. Heute kämpfe ich für mich.«

Was Albert und Arne verbindet, sind sehr persönliche Erfahrungen mit der Gewalt, die sie grundsätzlich ablehnen.

Albert denkt über seine frühere Stadtteilgruppe nach: »Ich habe selten so ein Gefühl der Genugtuung gehabt wie nach der Schlägerei mit den Judoka. Meinen ausgekugelten Arm mußte ich mir selber einrenken. Alle haben mich angestarrt und leise bewundert. Niemand war böse wegen der Schlägerei, die ich mit ausgelöst hatte, niemand schadenfroh wegen der kleinen Blessuren, die manche davongetragen hatten. Alle fühlten sich gemeinsam unheimlich stark.«

Gewalt ist

Arne sieht die Gewalt vor lauter Träumen nicht. »Die Frage der Gewalt spielt keine Rolle, sondern die Frage des Lebens. Wenn man aus sich rauskommt, ist das wichtig. Achtzehn Jahre haben die versucht, mich kaputtzumachen. Das ist nun die Kehrseite: jetzt läuft's anders rum. Jetzt will ich leben, will auch was davon abhaben. Und vor allen Dingen: die Beleidigungen und Unterdrückungen von früher sind nicht mehr drin. Aber irgendwie ist das alles wie eine Wunde: die heilt zwar zu, aber eine Narbe bleibt zu sehen.«

Gewalt ist. Wie dieser soziale und demokratische Rechtsstaat ist.

Gewalt ist eine Antwort auf ungestellte Fragen. Arne: »Wo es kälter ist, da kommen die Blätter nicht raus. Das kannst du in der Natur beobachten. Man kann das Aufspringen einer Knospe als Gewalt bezeichnen, weil sich da was befreit und mit Macht rauskommt. Und das muß so sein. Auch einen Vulkanausbruch oder ein Erdbeben kann man Gewalt nennen. Aber man kann auch sagen, daß sich da etwas freisetzt, was zur eigenen Entwicklung notwendig und fähig ist.«

Wolfgang Spindler
Bist du dabei in Brokdorf?

»Hey! said my name is called disturbance«
Rolling Stones, 1969

1
Mach mal die Augen zu. Denk dir einen amerikanischen GI, der irgendwo in der Nähe von Mannheim die Chromteile einer Atom-Rakete putzt. Das Ding steht da, jetzt. Deine Unterschrift unter dem »Krefelder Appell« verstaubt in irgendeiner Bürokratenschublade.

2
Ich bin 23. Eigentlich geht es mir gut. Ich habe einen Job, verdiene das nötige Geld, wohne und esse passabel. Hamburg ist eine Stadt, in der Berufstätigen das Leben recht einfach gemacht wird. Doch es gibt plötzlich diese ideologischen Probleme. Rundherum werden die Leute nervöser. Lutz Reinecke, der gutverdienende Geschäftsführer von »Zweitausendeins«, notiert unter der Datumszeile seiner Briefe neuerdings: »Radioaktivität 14 mikro-rem./h«. Das war der Wert für Hamburg am 2. Juli 1981.
Seit Monaten berichtet die *Frankfurter Rundschau* fast täglich über Hausbesetzungen. Die Wochenblätter bringen regelmäßig Titelgeschichten zur Atom- und Jugendfrage. Auch bei gelegentlichen Streifzügen durch die Kleinanzeigenseiten der Szeneblätter stößt man immer häufiger auf Sperrgut. Normalerweise sucht dort jemand einen anderen. Oder eine andere Lebensweise. Leute, die mit aufs Land ziehen. Oder einen billigen VW und einen Schreibtisch. Oder ein Zimmer in einer WG. Heute annonciert Angelika aus Frankfurt im *Pflasterstrand:* »Ich möchte m. meiner Angst v. nem Atomkrieg nicht alleine bleiben. Was machst du m. dieser Angst? Verdrängst du sie? Ich finde es besser, wenn wir darüber reden würden. Was meinst du dazu? T. 561180.« Preis dieser Kleinanzeige: sechs Mark. Für drei Mark wird in derselben Ausgabe gewitzelt: »Wir sind f. jeden Krawall gut. Vorbestellungen bitte rechtzeitig u. in Druckbuchstaben an B. Setzer, Indercity-Gelände, Oeserstr. 113.«

3
Rückblende nach Frankfurt, 1975, »Anti-Repressions-Kongreß« des Sozialistischen Büros: Knapp 40 000 marschieren unter strahlender Sonne gegen ein »Klima« an. Vom »Überwintern in finsteren Zeiten« spricht Klaus Vack, Vater der Intellektuellen-Organisation. Schwitzende Straßenbarden singen

Lieder gegen die »Kälte« in der bundesrepublikanischen Politik. Es ist die Zeit der Berufsverbote, des Paragraphen 88a, die Zeit, wie es heißt, der »Einschüchterung«; Wolf Biermanns Lied mit der Zeile »Du, laß dich nicht verbittern« kursiert in der Linken als Hit. Die Bevölkerung hängt ungeniert in den Fenstern und guckt neugierig nach unten. Als Kongreß-Symbol haben die Veranstalter sich eine Eule mit geballter Faust ausgedacht, und dieses etwas verschmitzt dreinblickende Tierchen flattert auf vielen Fahnen. Die Losung »Solidarisieren, Mitmarschieren« beeindruckt die Mitbürger in den Fenstern nicht. Wir 40 000 bleiben also unter uns. Kongreß statt Rebellion.
Die Einschätzung: Von einer sozialistischen Wende in der Bundesrepublik sind wir zwar weit entfernt, dennoch ist die Linke nicht nutzlos. Ihr obliege, wo die SPD sich zum Vorreiter der politischen Repression gemacht habe, der Kampf um die bürgerlichen Freiheitsrechte. Faschismus ist trotz aller Berufs- und sonstiger Verbote nicht auszumachen, innere Emigration, in die sich viele getrieben fühlten, daher eines Linken unwürdig, man solle in »finsteren Zeiten« mindestens für ansehnliches Wetter kämpfen.
Aber was heißt »kämpfen«? Nochmal mit zusammengebissenen Zähnen SPD wählen?

4
Sommer 1981 in Hamburg. Es ist extrem heiß. Die Punks laufen in voller Montur über die Straßen und durch die Parks. Keiner hat Interesse an einem Sonnenbad. Ibiza-Bräune ist Verrat. Keiner treibt Sport. Ramones-Fans haben sich, wie Joey, den irritierenden Belüftungsschlitz über dem Knie in ihre Jeans geschnitten. Aufkleber auf der Lederjacke: »Wir ham keinen Bock auf diesen Staat.« Ein Song: »Wir sind die Türken von morgen.« Das Bankett der Bettler: Etwas frische Luft, eine Ecke im Park, ein paar Schallplatten, Dope. Karriereaussichten: annähernd null. Die Mietpreise in den Großstädten: fast unerschwinglich. Sinn: wenig. No Future. Während die Reptilien aus der Linken von '68 noch Flugblätter mit der Überschrift »Schluß mit dem Polizeiterror!« verteilen, zeigen die neuen Rebellen der Staatsmacht nur die kalte Schulter. In einer Hamburger Punk-Kneipe steht hin und wieder ein Mädchen mit Igelfrisur; sie trägt eine ihr viel zu große Lederjacke; hinten drauf steht: »Schieß doch, Bulle.«
Die neuen Rebellen, die keine Führer, keine Großkopfeten, keine Organisation haben, führen keinen Kampf mittels Fußnoten in akademischen Abhandlungen. Sie haben keine Theorie außer der, daß sich ja doch nichts ändert. Sie projizieren keine Illusion mehr auf den sozialdemokratischen Staat. Auf das taktische Manöver der SPD – Zuckerbrot Glotz, Peitsche Schmidt – gehen sie erst gar nicht ein. Sie wissen, daß die SPD nur zu einem symbolischen Kotau zwecks Machterhaltung bereit ist, nicht aber zu einer

Veränderung ihrer Regierungspolitik. Sie wären ja friedlich und selbstgenügsam, ließe man sie nur in Ruhe. Sie wissen, daß alles Papier geduldig ist, und sie haben ein ungebrochenes Verhältnis zur eigenen Ungeduld. Ihre eschatologische Weltanschauung, derzufolge es fünf vor zwölf und keine Zeit an sinnlose Diskussionen mit ignoranten Vertretern der Staatsmacht zu verschwenden ist, ist ein Produkt von Beobachtung und Erfahrung. Ihr Credo: Taten statt großer Worte.
»Es liegt ein Grauschleier über der Stadt, den meine Mutter noch nicht weggewaschen hat«, singt die Punkband Fehlfarben. Gegen den realen und sozialen Smog am Himmel der Großstädte braucht, wer Augen im Kopf hat, keine großartigen Analysen. Die Alltagserfahrung reicht. Ein Zürcher Aktivist: »Vielleicht wäre noch zu sagen, daß Zürich eine der höchsten Selbstmordraten auf der ganzen Welt hat. Und die Selbstmörder sind leider meistens Leute von uns – die wir kennen, die uns bewegen, wenn sie sterben. Deshalb bewegen wir uns vielleicht auch.«

5
Vielen Linken schleierhaft ist die Herkunft der Wut, die heute oft die politische Auseinandersetzung auf den Straßen kennzeichnet. Da Wut nur der wirklich hat, der nichts mehr zu verlieren hat, ist dieses Unverständnis nicht weiter verwunderlich. Die etablierte Linke hat etwas zu verlieren: ihren Status, ihren Besitz, ihren Hausfrieden (oder doch nur Burgfrieden?) mit dem »bürgerlichen Staat«. Die heute Steine werfen, haben zumindest das Gefühl, kaum noch etwas verlieren zu können. Wer einmal – aus Gründen, die man hoffentlich keinem Linken zu erklären braucht – die Hoffnung auf ein erfülltes Leben innerhalb der Schranken des kapitalistischen Systems aufgegeben hat (»Es gibt kein richtiges Leben im falschen«, Adorno), findet sich wieder in einer Diaspora, die spätestens seit ihrer wahlpolitischen Relevanz kein Gebiet mehr ist, in dem sich selbstgenügsam oder ungestört leben ließe. Das heißt, der Rückzug aus der Gesellschaft zum Zweck einer selbstgenügsam »alternativen« oder »punkigen« Lebensweise ist spätestens seit jenen Monaten unmöglich, als Peter Glotz und die Feuilletons anfingen, Aussteiger zurück in den gesellschaftlichen Diskurs zu zwingen. Die Steine schmeißen, haben also oft nicht einmal ihr Privatleben zu verlieren.

6
Hausbesetzungen mögen wie linke Politik par excellence wirken: Erstens stören sie einen wichtigen kapitalistischen Prozeß, den der Bodenspekulation; zweitens sozialisieren sie Privateigentum; drittens sind sie ein kollektiver Akt und nur als solcher denkbar; viertens sind sie schöpferische Aktionen im sozialen wie handwerklichen Sinn; und fünftens – sie sind plausible Taten im Hinblick auf die ebenfalls wohnraumnot-geplagte

Bevölkerung (in Gelsenkirchen haben inzwischen sogar Rentner ein Haus besetzt). Mehr noch: Bei Hausbesetzungen werden sogar die halbgaren linken Parolen der siebziger Jahre in die Tat umgesetzt, die forderten, Aktionen sollten »dezentral«, aus »direkter Betroffenheit« stattfinden, keine Stellvertreterpolitik, sondern Selbstorganisation. Hausbesetzungen erscheinen also wie linke Aktionen aus dem Bilderbuch, nur: Die da besetzen, haben größtenteils gar kein linkes Bewußtsein. Hausbesetzer sind keine Bürgerkinder, die im Seminar politisiert wurden, sondern meistens halbgebildete Dropouts, die oft sogar ein anti-linkes Bewußtsein haben. Zumindest die Abgrenzung gegenüber der Linken ist bei ihnen europaweit verbreitet.
Im deutschen Fernsehen, das es sich Ende letzten Jahres noch leistete, unausgewogen über die Züricher Jugendkrawalle zu berichten (Hannelore Kelling, Jochen Nuhn, »Jetzt ist's genug!«, ARD 8. 10. 80), definierte einer der jungen Rebellen den für ihn wichtigen Begriff Autonomie wie folgt: »Für uns bedeutet Autonomie: Gedankengut, Philosophie, Fertigkeit, Leben, Frische. Und das ist der grundsätzliche Unterschied, daß heute eben Bedürfnisse artikuliert werden, die nicht von Studenten oder Orthodoxen wie Marcuse stammen.« Marcuse ein Orthodoxer? Eine solche Kategorisierung zeugt von weniger als einem Minimum politischer Bildung, möchte man meinen. Oder aber: Sie zeugt von einem neuen historischen Zustand, in dem Marcuse tatsächlich schon orthodox ist. Wenn man die griffige Antwort eines anderen Züricher Avantgardisten auf die Frage nach dem politischen Standort seiner Bewegung hinzuzieht, dann spricht in der Tat einiges dafür, daß der Kram von '68 heute kalter Kaffee ist: »Wir sind nicht rechts, wir sind nicht links, wir sind wir selbst.« Also: keine linke Rebellion. Politisch ist sie nur in ihren Aktionsformen und deren Folgen, nicht aber in ihren Motivationen. Zumindest im tradierten Sinn der deutschen Nachkriegslinken motiviert sich eine politische Rebellion ja aus gesellschaftlichen Wertvorstellungen, aus einer reflektierten Moral, aus sozialutopischen Entwürfen. Die gibt es bei der aktuellen Rebellion kaum. Für sie ist die Gesellschaft ein Eldorado des antibürgerlichen Nihilismus, in dem sich, nach persönlichem Gusto, für oder gegen etwas provozieren läßt. Hin und wieder erscheinen die Ziele links.

7
Wenige Tage vor der letzten großen Brokdorf-Demonstration riefen mich Freunde aus anderen Städten in Hamburg an. Zum Beispiel M. aus Frankfurt: »Ich komme am Wochenende hoch. Bist du dabei, in Brokdorf?« Mein Nein provozierte helle Entrüstung: »Sag mal, was ist denn mit dir altem Politquatscher los? Das wird die größte Demo, die die Bundesrepublik je gesehen hat, und du bist nicht dabei?« M. ist 22. Die Demonstration in der Februar-Kälte war die erste, an der er teilnahm. Die Aussicht auf etwas

»action«, auf ein Kontrasterlebnis trieb ihn, der damals arbeitslos war, auf die Autobahn. Er hatte gerade nichts besseres zu tun. Auch E. aus Köln, 21, hatte zuvor noch an keiner Demonstration teilgenommen. »Hör mal, da in Brokdorf geht's diesmal um die Machtfrage!« konstatierte sie wie selbstverständlich am Telefon. Ich mußte erst schlucken. Spinnst du? »Nein ehrlich, da geht's diesmal um die Machtfrage in Sachen Atomkraft. Was machst du denn am Wochenende?« »Ich kläre meine Beziehung«, gab ich ironisch zurück.

Was wohl stimmte. Aber befriedigend wirkte meine privatististische Ausflucht auf E. nicht. Sie hatte, wie M., plötzlich das Gefühl, daß man diesmal in Brokdorf nicht fehlen dürfe. Diffus war sie schon immer gegen Atomkraft, denn sie glaubt Freunden mehr als Politikern.

Meine »Beziehung«, deren Klärung anstand, kam in der Nacht vor der Brokdorf-Demonstration mit dem Auto aus dem Ski-Urlaub in Nord-Italien. Die nächtliche Heimfahrt machte sie und die beiden mitreisenden Freunde zu unfreiwilligen Teilnehmern der Demonstration, von der sie nicht einmal etwas wußten. Die Autobahnen der Bundesrepublik waren aus Anlaß der bevorstehenden »Schlacht um Brokdorf« mit Polizeikontrollen geradezu gespickt. Staus ohne Ende waren die Folge, mehr als einmal ragten MP-Läufe durch die heruntergekurbelten Seitenfenster, zweimal mußten die drei arglosen Urlaubsheimkehrer in ihrem Ford Taunus 17 M, Baujahr 1968, einem »Bullenwagen« über nächtliche Landstraßen zur Intensiv-Kontrolle im Revier folgen. »Wir waren schon total müde, und ich hatte beim zweiten Mal eine Sau-Wut«, erzählte Michaela, »was meinst du, wie ich die Bullen angemacht habe.« Als wieder mal so etwas drohte – ein weiterer Stau kündigte es an –, hatten die nächtlichen Autobahnbenutzer das faschistoide Geländespiel der Polizei satt. Die Ausfahrten rechts waren allesamt gesperrt, die auf der linken Fahrbahn, gen Süden, allerdings nicht. Mittelleitplanken sind mit ein paar Dutzend Leuten im Hauruck zu beseitigen, also gedacht, getan: »Freie Bürger fordern freie Fahrt.« In der Presse erscheint so etwas unter »Vandalismus«.

8

Die Militanz der aktuellen Rebellion geht einher mit einem Sarkasmus, gegen den die Analysen der Apo und die Demokratie-Parolen der Neuen Linken sich wie brave Kommentare zum gesellschaftlichen Geschehen ausnehmen. Stilmittel ist die Pervertierung herrschenden Denkens in Parolen. *Spiegel*-Reporter Jürgen Leinemann hat am Aufspüren solcher Sarkasmen offenbar diebische Freude gefunden. Aus Volker Hauffs Wahlkampfvisite bei den Berliner Alternativen notierte er folgende Begebenheit:

»Fragen, so scheint es, hat Hauff keine. Endlich fällt ihm (. . .) dann aber doch was ein: warum sich die Alternativen eigentlich bisher nicht an der Verkehrserziehung beteiligt hätten? Das wäre

doch ein Beitrag, oder? – Nach der ersten Verblüffung gehen ein paar ganz vorsichtig auf das Thema ein. Will der sie vielleicht verarschen? Aber Hauff will (. . .) das ernsthaft diskutieren, schließlich gibt es im Jahr 13 000 Verkehrstote. Da blitzt dann kurz alternativer Ärger auf: ›Denen könnt ihr ja auf den Grabstein schreiben: Hallo Partner, danke schön.‹«

Solcher Spott beißt. Auch die Punk-Parole »Zurück zum Beton!« in Anlehnung an Rousseau entlarvt herrschende Ideologie trefflich. Daß darüber gelegentlich auch Grüne oder Linke geschockt sind, zeigt nur, wo sich die Rebellen aufhalten – jenseits von Gut und Böse. »Geschmacklos« fand einer meiner älteren Genossen zum Beispiel auch den Songtitel »Holidays In Cambodia«.

Der radikale Teil der Rebellen kennt keine Grenzen des guten Geschmacks und folglich auch keine Tabus. Doch der Sarkasmus ist vital, hinter ihm steckt immer Lebenshunger. Die Westberliner Rockband Interzone beschrieb ihr »Programm« 1980 auf einem Flugblatt:

»Interzone hat jetzt eine ›Single‹ gemacht. Ohne Plattenfirma. Im Übungskeller aufgenommen. Sie heißt: ›Kinderlieder aus Beton‹. Sie ist eingepackt, genau so, wie Heroinpäckchen abgepackt werden. Aus Kostengründen mußte darauf verzichtet werden, die Zahlen 1 & 2 auf dem Label mit Kokain auszulegen. Aber es ist auch so ganz schön ähnlich geworden. Heroin ist gut gegen Schmerzen. Beton ist gut, um Schmerzen zu bereiten. Man kann mit beidem ziemlich viel Geld machen. Für ein Häuschen im Grünen und damit das Baby nicht zu darben braucht. Manche Leute machen Architektur oder Datenspeicherung oder Drogenberatung. Interzone macht Kinderlieder aus Beton.«

Das so angekündigte Lied schildert, in nervösem Falsett, den Alltag eines Kindes heroinsüchtiger Eltern. Es ist ein Lied aus dem Erfahrungsmilieu der Nach-Apo-Zeit: Es gibt heute Eltern, die Dropouts sind; Heroin ist oft der Stoff, aus dem ihre Träume sind.

Daß Kaputtheit als ästhetisches Motiv in solcher Radikalität kulturfähig wurde, hat seine Geschichte im britischen Punkrock, der zu einem guten Teil auch eine Gegenbewegung gegen das inzwischen entstandene linke Sozialarbeiter- und Pädagogen-Establishment war. Nicht nur die Provokation des Tragens von Hakenkreuzen mußte links als »eigentlich ja rebellisch« verdaut werden. Machten die Rolling Stones in den sechziger Jahren noch mit der »Melody Maker«-Anzeige »Fröhliche Weihnachten wünschen wir all den verhungernden Frisören und ihren Familien« Furore, so rotzte anno 1976 Johnny Rotten von der Punkband Sex Pistols Studentenbewegten ins Gesicht: »You're too old, and your hair is too long.« Die da so herumfrotzelten, waren eine neue Generation von Underdogs. Oft keine Proletarier, sondern desillusionierte Mittelstandsjugendliche. Sie hatten keine politischen Konzepte für Reformen, sondern Wut. Wut auf Sozialphrasen und verlogene Karriereangebote, Wut auf falsche Romantik und eine neue Zimperlichkeit, die auch Ausdruck fand in einer körperlosen Rockmusik. Die frühe Midlife-Crisis der langsam älter werdenden Rockheroen, ihr oft unausstehlicher Weltschmerz und ihr wachsendes bildungsbürgerliches

Gehabe waren keine Antwort auf den Lebenshunger pubertierender Jugendlicher. Der Sensibilitätskult wich einer neuen altersspezifischen Aggressivität. Die Punks sprachen wieder eine deutliche anti-autoritäre, beleidigende Sprache. Seit Jahren war der Sex Pistols-Hit »God Save The Queen« der erste, der im britischen Rundfunk wieder zensiert wurde: Er enthielt keine schlaue, metaphorische Gesellschaftskritik, sondern eine ehrenrührige Attacke auf die Königin. Die Punkband The Clash posierte für Promotionfotos gar im nordirischen Belfast – mit Maschinengewehr in der Hand.
Die neue Underdog-Ästhetik aus Großbritannien paßte auch zum Lebensgefühl vieler deutscher Jugendlicher, denen Sozialstaats-Illusionen im Zuge von Bildungsreform und Numerus Clausus gründlich abhanden kamen. Konfrontiert mit scheinbar progressiven, doch sinnleeren Unterrichtsinhalten und reaktionären Lehrern, die sich jetzt bestens hinter den angeblich unüberwindbaren »Sachzwängen« der Oberstufenreform verschanzen konnten, fanden sich viele in einem Ghetto der gefesselten Triebe wieder. Im Ganzen hatten die »progressiven« Rahmenrichtlinien für den Unterricht nur ein spürbares Ziel: Schon pubertierende Jugendliche sollten mit ihnen zu »kritischen«, aber gesitteten Vernunftwesen gemacht werden. Die Hinterfragungsmoral progressiver Pädagogen platzte störend in die Alltagswirklichkeit von Jugendlichen, die erst noch ihren Erfahrungshunger stillen wollten. Dies ist die Wurzel der heutigen »Theorie-Feindlichkeit«: Wer aufgeklärte Vernunft als Störmanöver gegen das eigene Leben kennenlernt, wird ihr auch auf Dauer nicht sehr viel abgewinnen können.
In Hamburg reagierten Schüler gegen einen auf Biologismen reduzierten Sexualkunde-Unterricht, indem sie sich vor dem Bürgermeister nackt auszogen; in ihrer Schülerzeitung stand: »Schmust massenhaft auf Klassenfesten, auf Fluren, im Treppenhaus, werft Euch in die Büsche im Stadtpark und versucht, dem verdammten Schulalltag dadurch ein bißchen zu entfliehen, durchbrecht auf Klassenreisen die Schranken, und laßt Euch nicht einschüchtern.« Wer in den Institutionen um ein bißchen Leben bettelt und es nicht bekommt, holt es sich eben. Eine Züricher Jugendzentrums-Aktivistin: »Es ist ja nicht so, wie manche es sehen wollen: wir hätten nur Pflastersteine als Argument. Wir haben *auch* Pflastersteine als Argument. Wir haben ganz bestimmt noch sehr viel mehr Sachen als Argument. Aber ganz sicher erst dann, wenn wir dazu gezwungen werden.«

9

Wo Steine fliegen, ist die Linke von '68 inzwischen oft mit Pappi-Sprüchen zur Stelle. Ein Bekannter von mir, Lehrer, von der Ideologie her links, kommentierte die Berliner Krawalle um die Rathaus-Bannmeile mit: »Das kann ich nicht mehr gut finden.« Er stieß sich vor allem an der Plünderung des Supermarktes. Freilich, er gehört zu den Unterzeichnern des »Krefelder

Appells«, er liest die *Neue* und bemüht sich beim Thema Faschismus besonders um seine Schüler. Er macht sich nachträglich auch Sorgen um die Sitzengebliebenen in seiner Klasse. Doch »solche Plünderungen« erinnerten ihn an einen Vorfall in seiner Klasse: Bei einem Aufenthalt in der Jugendherberge war ihm aufgefallen, daß die Schüler »klauten wie die Raben«. Vorwiegend in Supermärkten. Therapie, als Ersatz für einen Abbruch der Klassenfahrt: Die ganze Klasse arbeitet einen Nachmittag lang im Supermarkt und spendet das Geld einer gemeinnützigen Organisation. »Danach«, äußerte der Lehrer stolz, »hörte die Klauerei sofort auf.«
Mich erinnerte das an einen Kriminalpolizisten, der die Welt nicht mehr verstand. Er hatte ein 19-jähriges Mädchen vorgeladen, Verdacht: Diebstahl. Sie gab auch zu, daß sie geklaut hatte, fand aber gar nichts schlimm daran: Ein gewisser Prozentsatz Diebesbeute sei bei Warenhäusern und deren Versicherungen sowieso im Kostenkalkül eingesetzt, man schädige beim Klauen also nur irgendeinen Riesenkonzern. Der Kriminalbeamte war der Verzweiflung nahe: »So ein intelligentes Mädchen«, jammerte er, »Abitur, aber kein Eigentumsbewußtsein.« Anders ausgedrückt: Intelligenz, aber keine affirmative Vernunft.

10

Mir kommt es vor, als seien die militanten Street Fighting Men von heute, die Steine auf Rekruten schmeißen und Supermärkte plündern, nur radikalisierte Sensibilisten. Ihre auf Beton gesprühten RAF-Sympathien – mittlerweile schon wieder Gegenstand stigmatisierender Gerichtsverfahren – sind nur symbolisch; sie sind Bestandteil des Provokationsrituals, mit dem sie sich gegen Übergriffe der Gesellschaft wehren. Sie wollen, ganz sicher, Angst verbreiten, sich behaupten. Die wichtigste Züricher Untergrundzeitung hieß *Stilett*. Doch die grausamen Phantasien, mit denen dort der Straßenkampf um ein besseres Leben in Zürich angeheizt wurde (einen Straßenbahnkontrolleur sollte man an der Oberleitung aufhängen, Bodenkontakt herstellen und zusehen, »wie er langsam verglüht«), können nicht darüber hinwegtäuschen, daß es der Bewegung um etwas ganz anderes geht. In Freiburg, jener beschaulichen Stadt, aus der das Fanal für den bundesdeutschen Häuserkampf kam, haben nur zwei Diskotheken länger als bis Mitternacht geöffnet; in der einen wird jeden Tag punkt 24 Uhr in burschenschaftlicher Manier der alte Drafi-Deutscher-Hit gegröhlt: »Marmor, Stein und Eisen bricht, aber unsre Liebe nicht . . .«

John Hannah
Vielleicht liegt's nur an Langeweile

Am Anfang ging's ja noch, als die Leute nur ihre Hände und Füße benutzten und die Geräusche, die du nachts in der Dunkelheit hörtest, nur das dumpfe Schlagen von Fäusten waren, die keinen tollen Schaden anrichteten – ein paar Verstauchungen, blaue Flecken und das eine oder andere Veilchen am nächsten Morgen. Das war nicht weiter schlimm, aber so blieb's nicht. Die Dinge entwickelten sich weiter, das liegt in der Natur der Sache. Heute herrscht die hoch-technisierte Aggression: Rasierklingen, Klappmesser, Vorschlaghämmer und Ketten, sogar abgesägte Schrotflinten und Mollies sind in Gebrauch. Die ganze Sache ist total außer Kontrolle geraten. Alles ging anscheinend los in den fünfziger Jahren, als die damals Jungen versuchten, so was wie eine eigene Mentalität gegen die Alten zu entwikkeln.

Die Pioniere auf diesem Gebiet scheinen die Teddy-Boys gewesen zu sein. Mit ihnen kam die Sache ins Rollen, mit ihren langen Jacken und Samtkrägen, ihren Kreppsohlen, öligen Tollen und Entenärschen. Mit »Liebe« auf die Knöchel der linken Hand tätowiert, und »Haß« auf der Hand, die du brauchst, um diesen ordentlichen Arschlöchern eins in die Fresse zu hauen. Nach einiger Zeit war der Rock'n Roll tot, und die Teds verschwanden in der Versenkung. England träumte ruhig und beschaulich vor sich hin vom Ruhm vergangener Tage, bis die sechziger Jahre anfingen, und damit ging's dann echt los. Mit den Mods und den Rockern zum Beispiel. Die fackelten nicht lange, sie waren hundertprozentige Gangmitglieder, sie aßen, schliefen, atmeten ihre Gang und hatten eine Solidarität, die in unserer zersplitterten Gesellschaft eine Seltenheit ist – wenn die Mods auf ihre Vespas und Lambrettas stiegen, die Rocker ihre Nortons und Triumphs starteten und wie teutonische Krieger in Schlachtordnung in den Kampf fuhren.

Ihre Schlachten fanden statt an den Stränden des gutbürgerlichen Margate, des abgetakelten Brighton, in Eastbourne, dieser pudelverseuchten Stadt, oder auf dem Elefantenfriedhof von Bournemouth. Sie fühlten sich sicher unheimlich stark damals, diese Art Kämpfe waren relativ neu, und hinter den spitzen Schuhen und den Motorradstiefeln mit Stahlkappen war ein noch wenig bekannter Sinn versteckt. Das war, bevor die Leute gelangweilt wurden mit immer wiederkehrenden reißerischen Artikeln über Gangs von

Teenagern, die Amok liefen, in Massen festgenommen wurden und dann Polizeistationen in Brand steckten. Mitte der sechziger Jahre waren das noch große Neuigkeiten, bevor man sich an Schreie in der Dunkelheit gewöhnte. Im nachhinein ist es spannend, darüber zu spekulieren, wann der Umschlag kam, von wann ab die Gewalt nicht mehr ein formalisiertes Ritual hatte, sondern total zufällig sich Luft machte, unberechenbar wurde: Die Kämpfe zwischen Mods und Rockern spiegelten noch internationale Konflikte wider, wenn auch sehr verzerrt. Es gab rigide, eindeutige Machtstrukturen, und jeder hielt fest zu seiner Gruppe. Auch waren die Kämpfe in der Regel vorher arrangiert – Mods und Rocker konnten sich ohne Probleme in der gleichen Kneipe in den Kampfpausen einen ansaufen.

Als nächstes kamen die Hippies. Die haben wahrscheinlich nie kapiert, was sie für ein Glück hatten, gerade zu dieser Zeit in Erscheinung zu treten, in einer Art Ruhe vor dem Sturm, bevor die Skins und die Greasers von weiß der Kuckuck woher auftauchten. Die Hippies konnten ihren braunen Reis essen, ihr Grass und ihre Bärte wachsen lassen und wurden im großen und ganzen nicht gestört, außer von denen, die ihnen mit rechtlichen Mitteln ans Leder wollten.

Dann wurde es richtig kompliziert. Die Mods waren einwandfrei die direkten Nachfolger der Teddy-Boys, mit ihrer Begeisterung für perfekte Klamotten, ihrem Geschmack, was die Musik betrifft, einfach in allem. Die Rocker waren die direkten Nachfolger der Motorradbanden aus den fünfziger Jahren, die sich gespalten hatten in »Hell's Angels« auf der einen Seite – für die ganz Fanatischen – und die Rocker, so 'ne Art zweite Wahl, auf der anderen Seite. Die Hippies passen da nicht hinein, sie sind auch keine hauseigene englische Erfindung. Nach den Hippies kamen die Skins und die Greasers, und da wird's, wie gesagt, unübersichtlich. Die Greasers sind klar, sie sind Nachfolger der Motorradgangs und der Rocker, mit ihren abgewetzten Jeans, alten Lederklamotten, Ketten und Motorradstiefeln – einziger Unterschied: sie fuhren meist japanische (igitt) Motorräder. Es sind die Skins, die mich ins Schleudern bringen, sie scheinen aus keiner Gruppe zu kommen, sie sind 1972 einfach plötzlich da. Sie haben ein paar typische Kennzeichen der Mod-Kultur – ihre Uniformen zum Beispiel aus den Dr. Martins-Stiefeln (schwere Schnürstiefel mit Stahlkappen), Hosenträgern, Röhrenhosen aus changierendem Synthetik und Ben Shermans (Hemden mit gesteppter Rückenfalte) – sie mußten einfach immer perfekt angezogen sein, auch wenn sie in den Kampf zogen. Aber was die Musik angeht, da hatten sie keine besonderen Vorlieben, ganz anders als die Mods, und auch in der Wahl ihrer Opfer waren sie alles andere als wählerisch: gab's Pakistanis oder Langhaarige in der Gegend, hervorragend, Klasse, aber alte Frauen waren auch nicht schlecht. Diese Witzchen hießen »Ausländer verkloppen« oder »Langhaarige fertigmachen« oder »Omas prügeln«, je nach-

dem. Wer die Kloppe kriegte, war zufällig, und es gab reiche Auswahl an Opfern.
Ungefähr um diese Zeit kam ich dazu. Ich schätze, ich war damals ein Hippie, ich hatte lange Haare, trug einen Kaftan und nannte jeden »mein Freund«. Ich wohnte damals in einer kleinen Stadt in Nordengland, wunderschön, mit vielen Bergen und Seen drum herum. Eigentlich gab's da nichts zu tun außer die Landschaft zu betrachten und sich dabei naßregnen zu lassen, aber jedes Wochenende fielen Hunderte von Skins und Greasers ein, und denen waren die Wasserfälle scheißegal. Alles, was die wollten, war: sich besaufen, Streit anfangen, alles in Klump hauen und die Nacht im Knast zubringen, 20 Mann pro Zelle. Das war das Ende für uns Hippies, alle unsere Ideen von Frieden und Liebe gingen den Bach runter. Jedesmal, wenn wir rausgingen, waren wir bis an die Zähne bewaffnet mit Ketten, Rasierklingen, Klappmessern und Vorschlaghämmern. Wenn's naß war, mußte man aufpassen, wo man langging, weil wir mit unserem Klempnerladen in dem weichen Boden einsackten bis zur Taille. Viel genützt hat es uns auch nicht, wir waren praktisch immer in der Minderheit. Auf zehn Skins kam einer von uns. Wir hatten ein etwas schwieriges Bündnis mit den Greasers, aber auch das brachte es nicht, sie waren nur unsere Fußtruppe. Die erste Skinhead-Welle dauerte nur etwa 18 Monate, aber für mich war das lange genug.
1974 zog ich nach London, gerade rechtzeitig, um den Anfang der »richtigen Gewalt« mitzukriegen, die seitdem nicht mehr aufgehört hat. Ich war damals naiv genug, in West-London zu wohnen, in Notting Hill, etwa zwei Jahre bevor das schwarze Ghetto zerstört wurde. Das löste zwar einige Probleme, schaffte aber auch jede Menge neue. Es kämpfte einfach jeder gegen jeden: Rastas gegen alle; Westinder gegen Schwarzafrikaner und alle Weißen; alle Weißen gegen alle Schwarzen, Asiaten und alle anderen Weißen; die Iren gegen alle, aber nur wenn sie besoffen waren. Und die Fußballfans, na ja, von denen wollen wir gar nicht erst anfangen. Die einzigen, die sich raushielten, waren die Asiaten – die haben sich einfach die ganze Zeit versteckt. Vielleicht sind die schon in Poona gewarnt worden, wer weiß. Wenn ich nachts das Fenster aufmachte, hörte ich nur Schreie und Gebrüll, untermalt vom Geräusch splitternder Flaschen, und am schmuddligen Ende von Portobello Road gab's beim Morgenspaziergang immer Pfützen von Blut, ausgeschlagene Zähne und zusammengeschlagene Leute zu bewundern.
Für etwa ein Jahr wohnte ich in der Loftus Road in Shepherds Bush. Das war deshalb 'ne gute Adresse, weil da auch der Queens Park Ranger Club wohnte. Das hieß, daß alle 14 Tage 40 000 besoffene Fußballfans an meiner Haustür vorbeistolperten. Aus dem Fenster zu sehen gab dir das Gefühl, in der ersten Reihe zu sitzen und den Gladiatoren beim Einzug ins Colosseum zuzuschauen. Aufregend war's. Und ekelhaft. Das einzige Problem war, dauernd die Glasscheibe im Parterre auszuwechseln, was sauteuer wurde mit

der Zeit. Einmal rannte ein einsamer Spurs-Fan durch unsere Eingangstür bei dem Versuch, einer Gruppe Fans vom anderen Club zu entkommen. Wir saßen alle in der Küche, als er wie ein Blitz durch den Raum schoß, zur Hintertür raus und über die Gartenmauer. Er machte nicht mal Halt, um Hallo zu sagen.

Das eintönige Leben wurde bis 1978 ab und an belebt durch die alljährlichen Rassenkrawalle in Notting Hill, die den Namen »Karneval« trugen. 1976 drehten Tausende von Schwarzen durch und verwandelten die Gegend in ein Trümmerfeld, plünderten und brannten nieder, daß es eine Lust war. Im nächsten Jahr waren mehr Bullen als Schwarze unterwegs mit dem Erfolg, daß die Schwarzen sich bedroht fühlten und wieder durchdrehten, diesmal ging's gegen die Bullen mit Messern und Flaschen. Als der nächste Karneval kam, hatte sich die normale Gewalttätigkeit schon dermaßen gesteigert, daß keiner mehr richtig Notiz nahm von ein paar tausend randalierenden Schwarzen.

Und Gewaltverbrechen stiegen munter weiter. Ich hatte ein Schaubild ausgeschnitten, auf dem zu sehen war, daß die Zahl sich alle fünf Jahre verdoppelt, aber ich hab es verloren. Tut mir leid.

Was mir jetzt Sorgen macht, ist, daß Gewalt nicht nur nicht mehr auf bestimmte Orte begrenzt ist, sondern daß sie auch immer trickreicher wird. Früher war man einigermaßen sicher, solange man Plätze wie Millwall, Brixton, Neasden oder Notting Hill mied; heutzutage kann es dir genauso in Maida Vale oder Hampstead passieren, daß du fürchterlich die Jacke vollkriegst. Früher waren die normalen Waffen deine Hände und Füße, gelegentlich noch ein bißchen Messerstechen und Flaschenschmeißen; jetzt sinds Benzinbomben oder, als neuestes, eine scharfe Metallscheibe, die offensichtlich hervorragend geeignet ist, in Menschenmengen reingeschleudert zu werden.

Im Juni dieses Jahres wurden zwei alte Omas totgetrampelt von 40 Skins (sagt zumindest der *Guardian*, laut *Daily Mirror* waren's über 60). Vor fünf Jahren wären's nur etwa 15 oder 20 Skins gewesen, und die Opfer wären nur für den Rest ihres Lebens im Rollstuhl gelandet. Ebenfalls im Juni ließ eine Bande von Fußballverrückten einen Zug entgleisen, weil sie die Windschutzscheibe mit Vorschlaghämmern bearbeiteten. In der guten alten Zeit hätten sie nur die Sitze aufgeschlitzt.

Woher das alles kommt? Ich habe keine blasse Ahnung. Vielleicht liegt's am Fluor im Wasser, vielleicht an den Sonnenflecken oder an der Armee, wirklich, alles und nix kann der Grund sein. Vielleicht liegt's auch nur an Langeweile und Dummheit, wer weiß. Ich meine, gut erzogene Leute machen so was nicht, oder doch?

Aus dem Englischen von Doris Engelke

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Reto Hänny
Zürich, Anfang September
es 1079. DM 7.-

Politik der inneren Sicherheit
Hg. Erhard Blankenburg
es 1016. DM 10,-

Das kontrollierte Chaos:
Die Krise der Abrüstung
Redaktion Reiner Steinweg
es 1031. DM 10,-

Adolf Muschg
Literatur als Therapie?
Ein Exkurs über das Heilsame und das Unheilbare.
es 1065. DM 10,-

Georges Sorel
Über die Gewalt
Mit einem Nachwort von George Lichtheim
stw 360. DM 16,-

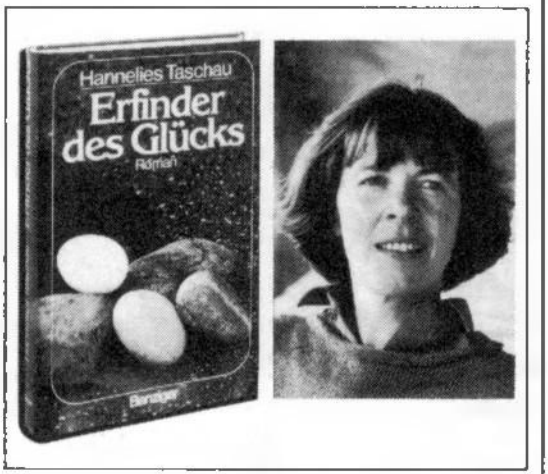
Komm schwarzer Panther, lach noch mal
Verständigungstexte über Drogen und Abhängigkeit
st 714. DM 10,-

Gespräche mit Marx und Engels
Herausgegeben von Hans Magnus Enzensberger
st 716. DM 16,-

In allen Buchhandlungen.
Den Taschenbuchprospekt können Sie anfordern beim
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Lindenstraße 29, 6 Frankfurt 1.

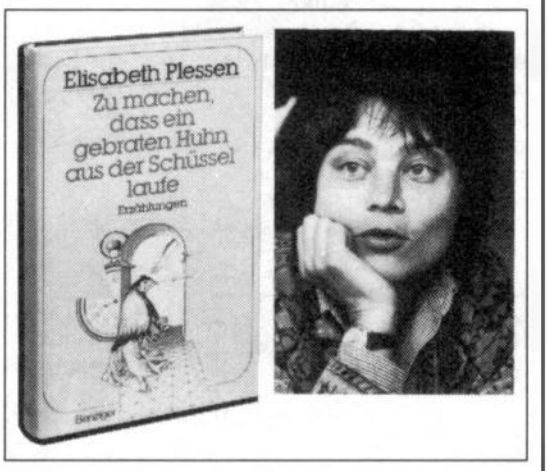
Literatur '81

Einer der wichtigsten literarischen Romane in diesem Herbst



Hannelies Taschau
Erfinder des Glücks
Roman. 222 S., geb. 26,80 (36342)
Ein eindrückliches und vielschichtiges Bild der Bundesrepublik der 70er Jahre.

Ein literarischer Hochgenuß



Elisabeth Plessen
Zu machen, daß ein gebraten Huhn aus der Schüssel laufe
Geschichten. 190 S., geb. 26,80 (36344)
Etwas wie Zauberei liegt über diesen Texten: Liebesgeschichten, Bildern aus der Kindheit, Begegnungen. Ein Geschenk für gute Freunde.

Benziger

Sammlung Luchterhand — Eine Auswahl für Kursbuch-Leser

Michael Schneider:
Den Kopf verkehrt aufgesetzt
oder
Die melancholische Linke
Aspekte
des Kulturzerfalls
in den siebziger Jahren
Band 324.
DM 16,80

Hier setzt sich einer, der bei der 68er Bewegung aktiv dabeigewesen ist, in scharfsinnigen Analysen auseinander mit dem ideologischen Bergrutsch der 70er Jahre, auch vornehm „Tendenzwende" genannt.

Rainer Nitsche /
Ulli Rothaus:
Offene Türen und andere Hindernisse
Erfahrungen einer selbstverwalteten Schule für Erwachsene
Mit Abbildungen.
Band 344. ca. DM 9,80
(erscheint: Okt. 1981)

Der erste Erfahrungsbericht aus der einzigen selbstverwalteten „Schule für Erwachsenenbildung" (SfE) in West-Berlin.

Peter Schneider:
Die Botschaft des Pferdekopfs
und andere Essais
aus einem friedlichen Jahrzehnt
Band 370. ca. DM 12,80
(erscheint Oktober 1981)
Peter Schneider, dessen Erzählung *Lenz* zu den bedeutendsten literarischen Texten aus der Studentenbewegung zählt, berichtet in seinen Essais von den Jahren danach als Beobachter und Handelnder. Der Prozeß gegen Marianne Herzog und Astrid Proll im Bürgerhaus Sindlingen, der Tod von Gudrun Ensslin und Andreas Baader in Stammheim betreffen ihn ebenso wie die Auseinandersetzung mit der Neuen Frauenbewegung.

Urs Jaeggi:
Was auf den Tisch kommt, wird gegessen
Band 343. DM 14,80
Offene Texte zum Ergänzen und Weiterspinnen; Widersprüchliches, Widerhaken gegen das Selbstverständliche und Herrschende. Es geht ums Sehen, Essen, ums Leben. „Wenn ICH steht, ist WIR gemeint."

Urs Jaeggi, Professor an der Freien Universität in West-Berlin. Ingeborg-Bachmann-Preis 1981.

Sammlung Luchterhand

Mona Winter
Künstliche Anwesenheiten

Im Zentrum bewegen sich ihre Körper. Gegen alle Unwegsamkeiten scheinen sie eine artistische Leichtfertigkeit an den Tag zu legen. Eine Leichtfertigkeit auch gegen alles Bedrohliche: zerstörte Städte, unfreie Gedanken, selbst gegen die Unerbittlichkeit der Arbeit.
Offensichtlicher als jemals zuvor haben die Jugendlichen ihren Körper. Aber wie und in welcher Form? Darüber kann ich nur spekulieren, weil ich von weitem nichts anderes als Umrisse erkenne. Denn die Entfernung, die mich von den Jugendlichen trennt, beansprucht meine Wahrnehmung. Ich mache mir ein Bild von ihnen, die ich ohnehin nur auf Bildern zu erkennen glaube. Hiermit schaffe ich ein künstliches Szenario, in dem allerdings nur ein Teil der Jugendlichen auftritt, nämlich der von mir wahrgenommene und derjenige, der meiner Schaulust freien Zugang gewährt.
Das gilt für die zerfetzten Typen in ähnlicher Weise wie für deren scheinbares Gegenteil, die modisch Präparierten, die Flaneure, die zwischen Boutique und Kneipe hin und her pendeln, immer auf der Suche nach Spiegeln, sich zu spiegeln, oder nach neuen Zeichen, die ihren momentanen Zustand bezeichnen. Sie bewegen sich voller Verachtung. Und da kaum jemand etwas mit ihnen anfangen kann, müssen sie selbst mit sich etwas anfangen. Vielleicht macht es ihnen deshalb Spaß, sich in Szene zu setzen? So haben sie eine Idee von sich, die sehr präzise in ihrer Stimmlage, Gestik und durch ihre Wünsche hindurch erscheint, eine zurechtgemachte Idee, mit der sich ihr Körper kleidet. Natürlich prägen auch Aufenthaltsorte und Umgebungen seine Beschaffenheit – das Kino, die Schule und die Rollschuhbahn – und geben ihm eine Maserung, die sich jedoch immer wieder an der Oberfläche zu verlaufen scheint.

Diese Maserung sind Spuren, denen ich folgen will, aber eben doch nur Spuren und keine Bestimmungen, keine Verweise. Einige von ihnen erkenne ich in dem Film »Flash Gordon«. Wie kaum ein anderer fordert er ungehemmt dazu auf, sich auf den Körper einzulassen, vor allem auf seine Wunsch-Bilder, seine Stofflichkeit, oder auf das, wofür man diese hält. Wie im Treibhaus können die Körper-Wunsch-Bilder hier gedeihen und liefern (auch oder gerade vor allem) den jugendlichen Flaneuren genügend Stoff für

ihre verträumten Selbstansichten und veranschaulichen zugleich die Mythen über eben jene Selbstansichten – in aller Abstraktion, aber sinnlich verständlich.
Die Geschichte selber ist abgenutzt, verbraucht. Wieder einmal geht es um die Besiegung dunkler, unvorhersehbarer Mächte des Weltenraums, um die Beherrschung archaischer Schicksalsmächte durch die praktische (Flash Gordon), wissenschaftliche (Dr. Zarkov) und emotionale (Dale) Kraft der Vernunft. Sie ist immer im Spiel, besonders erprobt in Horror- und Science-fiction-Filmen, und richtet den Handlungsverlauf so ab, daß beim Zuschauer keine Erkenntnisschwächen entstehen. Im Gegenteil. In dem von Handlungen befreiten Szenario darf er sich unvoreingenommen auf ästhetische Einfälle konzentrieren, die ihn in einen gewohnten Zustand versetzen. Ganz auf sich selber gestellt folgt er den einprägsamen Empfehlungen. Eine Vielzahl von Akteuren wendet alle erdenkliche Mühe auf, Ruhe zu finden. Gegen die Beschleunigung des Films und die Rastlosigkeit der an ihm erscheinenden Zeit treten sie in wechselnden Anordnungen auf, suchen eine verbindliche Nähe und verknüpfen sich schließlich zu beliebigen Körper-Mustern.
Der Weltraum des Flash Gordon ist absehbar geworden (anders als in »Odyssee 2000«, wo noch die Vorstellung von der Unendlichkeit existiert). Offensichtlich ist er noch zu haben. Von einer Phantasie, die sich aufgegeben hat, weil sie immer wieder von dem Schon-Vorhandenen eingeholt wird und müde geworden ist, den Ereignissen hinterherzulaufen. Die Abenteuerreise endet in einer stummen, phantastischen Landschaft, endet in einer Phantastik, die mit eigentümlicher Perfektion dem ornamentalen Aufmarsch der Figuren folgt, wie auch dem Dekor, an dem die Subjekte erfahrungslos abgleiten in einen Zustand, der sie füreinander unempfindlich macht, abgleiten in ikonographische Vorstellungen von oben und unten (Vogelmenschen, Baummenschen) und in eine Geometrie der Eigenschaften (gut, böse). Eidechsenmenschen und Erdgeister, schemenhafte, gesichtslose Gestalten deuten zwar auf unverbundene naturhafte Restbestände im Universum hin, aber da sie nicht aus der Rolle fallen, erweitern sie lediglich die Struktur des Musters.
Die Kostüme ihrerseits nehmen in buntem Wirrwarr, ohne historische Vorbelastungen, aber raumergreifend auf ihren Trägern Platz:
Vogelmenschen in faltenreichem Chiton, broncefarbene, behaarte Flügelerscheinungen, auf deren bärtigen Köpfen preußische Pickelhauben thronen, Vogelmenschen, welche nur in Formationen durch die Lüfte zischen oder sich nur in genau einstudierter Choreographie im planetarischen Szenario bewegen; Baummenschen in Trikot und Robin Hood-Verkleidung; Ming – als schlechthin bedrohliche Naturgewalt – umhüllt von Purpurmänteln und Mantelets mit steifen, aufgerichteten Krägen und dessen Gefolgsleute im

Baseball-Dress und Totenkopfmaske; zum Schluß noch Frauen in thailändischen Roben oder Negligés: Walhalla, das »Land des Lächelns« und vieles mehr . . .
Willkürliche oder zufällige Kombinationen von Masken, Accessoires und Kostümen, von Kostümen, die, einmal quer durch die Kostümgeschichte getrieben, in wechselnden Variationen den Körper zum Blickfang machen, ihn in einer Weise stilisieren, daß er kaum noch aus sich selber herauszugehen vermag, es sei denn er verbindet sich mit anderen Körpern zu Rosetten oder unregelmäßigen Ornamenten, oder er verschwindet vollends – beinahe freskenhaft – im Dekor.
Das Kostüm entfernt sich von dem, der es trägt. Wenig deutet noch auf eine Verbundenheit von beiden hin; die wechselnden, aufwendigen Aufmachungen dienen eher dazu, die Subjekte unkenntlich zu machen. Alle Figuren bewegen sich unentwegt im Schutz fiktiver Linien und Arrangements, das Szenario wächst allmählich mit Kulissen und Kostümträgern zu. Mit Kostümträgern, die sich zudem höchst selten berühren – und wenn, dann nur in kurzen, schnellen Kämpfen. Mit Kostümträgern, die sich vor allem kompositorisch ergänzen und nur dann aus ihrer Anordnung heraustreten, wenn sie sich auf interplanetarische Raumflüge begeben, um sich sphärisch in mehrdimensionale Farbräume aufzulösen. Von diesem Wechselspiel, nämlich der Gefahr der transzendentalen Auflösung der Subjekte (in ungelöste Fragen des Seins) und deren Disziplinierungen durch die Formen ihrer Präsentation, lebt nicht nur die Konstruktion des Films. Auch die jugendlichen Flaneure tragen ihre Fragen nach dem Warum und Wozu – ästhetisch – an sich selber aus, indem sie sich, ihren Körper kultivieren: gegen undurchsichtige Beweggründe, gegen unannehmbare Forderungen der Gesellschaft, gegen alles dies, was ihr kunstvolles, mühsam erworbenes Gleichgewicht außer Fassung bringen könnte: nämlich Bewegung, Verflüssigung und manchmal auch Selbstauflösung. Um nicht aus der Haut zu fahren, verbünden sie sich mit der zweiten Haut gegen die erste; legen eine enorme Beharrlichkeit an den Tag, um ungeregelte Wünsche und abschweifende Motorik einzufangen, und wenden jede erdenkliche Mühe darauf, sich nicht gehenzulassen, sondern halten sich zusammen: gegliedert, onduliert und bemalt. Weniger gilt es, Verbote und Instruktionen zu bekämpfen, als sich abzuschirmen gegen die Verplanung von Neigungen und Sehnsüchten, um sich in Räumen, in Körper-Räumen einzufinden, die – vielleicht als letzte Residuen – noch eingerichtet bzw. beschriftet werden können. Flash Gordon hält den Widerschein dieser Hoffnungen aufrecht. Auseinanderstrebende Sinnen-Reize, Erosionen der Lebenswelt finden – wenigstens der Idee nach – zu den Körpern zurück und werden für einen Augenblick ästhetisch gebannt: in statuarischer Strenge und emblematischen Gewändern.
Die willkürliche, aber auch sentimentale und lustvolle Kombination von

Requisiten, Kleider-Teilen, Schmuckstücken und deren Auflösung in Körper-Teile macht vieles deutlich: Abnutzungserscheinungen der Geschichte und das Spiel mit denselben, den Übergang von ungebändigten Erfahrungen zu der Willkür des Ornaments, zu einer Ästhetisierung des Körpers – und mittendrin die Jugendlichen, die sich selber zur Voraussetzung ihrer eigenen Erfahrungslosigkeit machen. Nicht begrifflich, nicht therapeutisierend – eine verständnislose Umwelt auf Verständigungsbereitschaft hin animierend – sondern eher, abgehoben, inszenierend. Ein möglicher, zukünftiger Zustand wird so vorweggenommen und in eine künstliche Form gebracht. Im New Wave hat diese Tendenz ihre musikalische Entsprechung.
David Bowie liebt sich synthetisch, als Artefakt, zu präsentieren. In »Der Mann der vom Himmel fiel« taucht er als Mensch-Mechanismus auf der Erde auf, um ein Wirtschaftsunternehmen zu gründen. Als Gestalt gewordene technische Versuchung ist er wesensmäßig oder geschlechtsspezifisch kaum mehr zu identifizieren, weshalb ihm hin und wieder androgyne Ausstrahlungen angedichtet werden. Verkörpert er auch das schlechthin Unmögliche, so ist er dennoch existent in der Phantasie, die das Undenkbare denkt: ein Dandy der Zukunft, eine künstliche Erscheinung und mehr als das. Irgendwann einmal beginnt sie zu atmen und kreist aus sich selber heraus.
In der Ästhetisierung ihrer Körper (des Genusses, der Mode, des Geschmacks) nehmen die Jugendlichen auch immer ein bißchen Utopie vorweg, kreisen bei allem radikalen Selbstbezug nicht ausschließlich um sich selber. In dem unduldsamen Subjektivismus, der den Körper zum (einzigen) Ereignis stilisiert, erscheint nämlich beides: sinnliche Zurückführung und Selbstaufgabe.
Dabeizusein, um sich abzuheben, auch dies ist ein Motiv, das trägt. Und wenn man sich abhebt: aufzupassen, daß der Abstand zwischen sich und den anderen nicht allzu groß wird, weil man nicht wirklich herausfallen will, eigentlich nur ideell, egal ob durch einen provozierenden Haarschnitt oder betonte Gleichgültigkeit. Solange man im Gespräch ist, ist man dabei.
Der Möglichkeit nach können sie die Geschichte, die sie auf sich selber gefangenhalten, wieder aus ihren Fesselungen lösen, der Möglichkeit nach . . .

Daß man die versteinerten Verhältnisse, wenn nicht zum Tanzen, so doch ein wenig in Bewegung bringen kann, zeigen andere Jugendliche. Die Zerfetzten.
Eigentlich sind sie das Letzte. Für sich selbst; vor allem für die anderen. Solange sie und die anderen darin übereinstimmen, können sie bei sich selber sein: abgesondert, vergessen, abgestellt. Aber auch angenommen von den Unbotmäßigkeiten der herannahenden Eiszeit.

Eine kurze Zeit tanzten sie mit unterdrücktem Widerwillen und forderten keinen auf, es ihnen gleich zu tun. Auch machte sie ihre aggressive Verschlossenheit unberührbar; unberührbar zumindest für jene Blicke, die nicht gelernt hatten, ihre Erwartungen über den Rand streifen zu lassen.

Sie schrecken nicht einmal vor sich selber zurück: Bandagierte Leiber, grell gefärbte Haarexplosionen, tätowierte Augen, Eisenkonstruktionen, die einzelne Gliedmaßen gefangennehmen, lackierte Münder ohne Himbeer-Sirup erobern hemmungslos ihren Körper, um ihn in einen künstlichen Kriegszustand zu versetzen. Plastikherzen, Eisenringe und Tüllfetzen dienen als Schmuckstücke. An den zersprengten Accessoires und zerrupften Teilen haftet noch ein Ereignis. Nach der Explosion kommen die Dinge nicht zur Ruhe. Auseinanderstrebend machen sie deutlich, daß sie einmal zusammenwaren, unter falschen Voraussetzungen. Jetzt, in der Differenz zu sich selbst, nehmen sie Gestalt an, beginnen sich als Torso zu formen. Sie geizen mit Rundungen, genauso wie die Typen, die sie tragen, Typen, die sich im Verzicht einrichten und dennoch darauf bauen, daß ihre Gegenwart, ihr unverrückbares Hier und Jetzt die Welt in die Luft schleudert. Indem sie darauf vergeblich warten, versetzen sie sich in einen künstlichen Spannungszustand, der sie selber auseinanderreißt: in »Sexpistols«, Gliederpuppen und Vollstreckungsorgane.

Und in dieser Spannung lebt auch ihre Zeit. Eine Zeit, die ihnen bedeutet, daß das Ende noch lange nicht in Sicht ist. Sonst würden sie nicht soviel Mühe aufwenden, sich mit End-Zeit-Symbolen zu schmücken: Nazi- und RAF-Plaketten, Scherben, Hundeketten, Rasierklingen, No Future. Mit einem Sammelsurium von Angriffswerkzeugen, denen die Spitze abgebrochen, denen die Angriffslust geraubt wurde. Mit Klamotten, die nur noch Andeutungen sind für das, was sie einmal waren und nun nicht mehr sind: Schlagwerkzeuge ohne Nutzen für die, gegen die sie immer angewandt wurden. Nicht nur deren Schlagkraft ist zerbrochen, ebenso der Zustand, der nach dieser folgt. Maßnahmen mußten scheitern, notwendig.

So signalisieren die Typen, daß es ihnen nichts ausmacht, neu anzufangen, allerdings vom Ende her; Propheten der Gosse, die bereit sind, es mit dem Ende aufzunehmen. Einem Ende, das den Dingen vielleicht eine andere Bedeutung verleiht, außerhalb eingeschliffener Wahrnehmungen. Zurück bleiben aufgerauhte, zerbrochene Attribute – Nieten am Revers, ausgefanste Strähnen, die als Teile eines gewesenen Ganzen, jetzt, da sie aggressiv nach außen gekehrt sind, eine eigentümliche Sachlichkeit annehmen. So sind die Dinge wieder zur Sache gekommen, denn sie verunglimpfen sich selbst. Als P(r)unk.

Sie tauchen in vielen Ausführungen auf. In Rüstungen, mit blanker Haut, schlampig und konfektioniert. Uneinheitlich wegen der Vibrationen ihrer

Sinne, vereinheitlicht durch die allseits spürbare Ablehnung von außen, verstummt und aufgebracht. Viele zu sein, einzeln zu erscheinen, dieses und anderes, schier unentwirrbare Widersprüche prägen ihr Äußeres. Das provoziert.
Manchmal spielen sich unbestimmbare Kämpfe auf ihren Gesichtern ab: Lachen, Flimmern, lautloses Reden. Eine vage Unruhe hält ihre Gesten in Bewegung – ein unaufhörliches Bewegungsgeriesel. Mag sein, daß sie in der Gruppe zur Ruhe kommen, hin und wieder. Jenseits der Gruppe den einzelnen nicht zu vergessen, daran ist ihnen vielleicht auch gelegen; aber ohne die Gruppe verrennt sich der einzelne, auch das ist bekannt. Auf einem schmalen Seil zu balancieren, das die Gesellschaft zwischen sich und ihnen gespannt hat, sich zurückzuziehen und dennoch dabei zu sein, sich zu verlieren ohne verlorenzugehen – dies alles erfordert eine Perspektive des Glücks, des Übermuts, auch der Skepsis. Verlangt selbstsüchtige Träume gegen die Beliebigkeiten der Zeit, Träume, die sperrig genug sind, sich gegen ungebetene Zuschauer abzuschirmen.
Einzig in den Fluchtbewegungen scheint die Absonderung zu gelingen, ansonsten ist die Korona ständig vom Zerfall bedroht. Anästhetisierende Einflüsse der Gesellschaft, kreisende Gewissensbisse und schnelle Marotten tun das ihrige, ihn zu beschleunigen, den Zerfall, der zugleich auch stigmatisiert. Denn in einer funktionstüchtigen Gemeinschaft ebnen Partnerschaftstüchtigkeit, Kontaktfähigkeit und Gruppenkompetenz die Wege ins Ungetrübte. Der einzelne existiert nur im Umgang mit anderen.
Vom Zerfall bedroht zu sein ist eines, sich ihm mit Haut und Haaren zu verschreiben etwas anderes. Mag der Unterschied von beidem – einer von Selbstaufgabe und Selbstinszenierung – auch nur in Nuancen bestehen, allein auf ihn kommt es an. Dem Vorhandenen sind wenig Perspektiven abzutrotzen, es scheint bequem zu sein, sich in der Katastrophe einzurichten. Deshalb auch ist in der Gesellschaft von Katastrophen die Rede, jedoch ohne daß sie zur Sprache kommen. Ebenso akzeptiert man eine schon geläufig gewordene Ästhetik des Unfalls (Autokarambolagen, Politikerphysiognomien, Wetterkarten) und macht sie zu einem selbstverständlichen Bestandteil der Alltagswahrnehmung, jenseits von Phobien und Widerständen. Self-fulfilling-prophecy. Vielleicht verstehen es die Jugendlichen, damit nicht nur fatalistisch umzugehen? Vielleicht nehmen sie den Unfall direkt, tauchen gleich selber in ihn ein und entwerfen daraus eine Scheinlandschaft, in der sie sich als deren Ebenbild bewegen: kunstvoll zersprengt. So geschehen in dem Film »Asphaltnacht«, der unentwegt von Unfällen handelt, die den beiden Protagonisten, Johnny und Angel, als Wegweiser dienen. Wohin? Zu immer neuen Unfällen, einen anderen Bestimmungsort kann es nicht geben.
In jenem Formumschlag von Selbstaufgabe zu Selbstinszenierung steckt ein Stück Zukunftsvision: fahle Gesichter im Widerschein von Beleuchtungsap-

paraturen. Wenn die Spots ausgehen, bleibt jeder für sich. Auch vom Alleinsein leben diese Selbstinszenierungen. Sie haben es nicht unbedingt darauf angelegt, sich ineinander zu spiegeln oder es dem anderen gleich zu tun, im Gegenteil; Mimesis bedeutet nicht viel in einer Gesellschaft, die sich selber bis zur Unkenntlichkeit derangiert. Vor-Bilder werden vergessen, einfach vergessen und nicht boykottiert. Und lösen sich in illusionistische Räume auf, bis sie unkenntlich werden, unkenntlich und unwirklich. Unwirklich in einer Wirklichkeit, die sich dem Relativen verschrieben hat – um jeden Preis – und die, standortlos geworden, noch hofft, einen Standort zu finden. Die schließlich immer noch auf die Macht des Wortes baut. Wenn schon nicht vor-bildlich, dann wenigstens diskursfähig zu sein, selbstverständliche, schnelle, freizügige Wahrheiten auszusprechen. Aufrüsten? Muß sein. Und ebenso die Kollekte für die Hungernden der Welt. Aber auch der Friedenswille nimmt bedenkliche Ausmaße an ... Metallen tönt ihre Sprache. Und nicht nur das – sie spinnt die Fäden der Ununterscheidbarkeit, webt ein undurchlässiges Netz der kommunikativen Kompetenz. Möglich, daß gerade jene Vereinnahmungen listige Befreiungsversuche provozieren. Was läge näher (oder weiter entfernt), als Sprach-Spiele zu entwerfen? Was läge näher, als gerade sie dem verpflichtenden Redefluß zu entwinden, sie zur Ikone zu machen, die Häuserwände ziert (»Spießt die Spießer auf«, »Gestern standen wir noch vor dem Abgrund, heute sind wir schon einen Schritt weiter« etc.)? Lautlose Intonationen. Was man auch immer von dieser Katastrophen-Poesie halten mag, sie setzt alles daran, der Sprache jenseits des Sprechens einen Sinn zu geben, sie wenn schon nicht anders, dann wenigstens ikonographisch zu beleben. Diese Bilder-Sprache entwindet sich dem Gerede und tritt aus der Alltagswahrnehmung heraus, ähnlich den frühen Comic-strips, die unbiegsame und gesetzmäßige Lebensvorstellungen, manchmal, in illustrierte Paradoxien auflösten.

»Legalize Erdbeereis« singt die New-Wave-Gruppe »Z«. Es fehlt der Sinn, es fehlt der Kontext. Dem reichhaltigen Reservoir der bürgerlichen Vorstellungswelt werden ein paar Parolen entrissen und zu Nonsens gemacht. Die »Talking heads« vergrößern auf einem Plattencover ihre Köpfe bis zur völligen Unkenntlichkeit, lösen sich freskenhaft auf und löschen Erinnerungen (an sich selber) aus. Was bleibt, sind metaphysische Impressionen. Auch dies ist ein Versuch, mit der eigenen zerrinnenden Geschichte umzugehen.

Provokationen sind auch ihr Geschäft, natürlich, etwas anderes jedoch ist es, daraus rechtsstaatliche Geschäfte zu machen. Lediglich auf die lächerliche Vermutung hin, daß Leute mit blauen oder grünen Haaren Schlägereien anzetteln könnten, werden diese in Vorbeugehaft gesteckt. So geschehen letztes Frühjahr in Frankfurt und anderswo. Ein äußerer Schein, eine diffuse Wahrnehmung reichen mittlerweile aus, um Leute zu kriminalisieren. Schon

ein abweichendes Erscheinungsbild bedeutet Verrat an der Herkunft der Väter. Jede Form von Maßlosigkeit – und wenn sie nur eine ästhetische sei – muß hemmungslos geahndet werden. Nach der Sprachfahndung folgt schließlich der Bildersturm.

Da nichts mehr Bestand hat, zerfallen auch die Bestände. Sonntagsausflüge, Idole und Mütter geraten in Bewegung und kommen in Fahrt. Ein Plattencover von »The Human League« läßt hochhackige Frauenbeine in höllisch spitzen Schuhen auf einer zersprungenen Glasplatte tanzen, unter der sich albinogefärbte, schreiende Babys tummeln. Besser läßt sich wohl kaum die Absage an die Zukunft visualisieren. Hier und vor allen Dingen jetzt soll sich das Lebensgefühl und Zeitempfinden verdichten. Was öfter zu dem Trugschluß verleitet – vereinzelt für die Akteure, wie meistens für ambitionierte Zuschauer mit ethnologischem Spürsinn –, es ginge auf diesem Trip durch den Müllhaufen der Geschichte völlig mit rechten Dingen zu, immer authentisch und ohne besorgniserregenden Schein. Ganz so, als hätte die kaputte Gesellschaft – in der Abgeschiedenheit von sich selber – noch ein paar ungeformte Subjekte konserviert, ungeschliffene, herausgekotzte, aber mit versöhnlichem Gestus.

Die, die gemeint sind, denken vielleicht doch eher daran, sich und die End-Zeit in Szene zu setzen, um den Punkt zu finden, von dem aus es für sie erst richtig losgehen kann. Ihr Schatten belebt zwar die Phantasie der Ereignisse, bewegt unentwegt einige Leute – im Wartezustand –, die darauf bauen, daß andere, spontanere das Konzept der Geschichte stellvertretend für sie selber in die Hand nehmen. Merkwürdig, wie schnell sich doch das Prinzip der Stellvertretung verkehrt! Schon dem aktiven Gebrauch liegt die passivische Bestimmung zugrunde. Rasierklingen und Ketten werden plötzlich mit eindeutigen unumgänglichen Bedeutungen versehen, Zustandsbeschreibungen (von Schlägereien, Abriß-Rock-Fêten) gehen geschwind in symbolische Handlungen über. Und als solche sind sie frei verfügbar für alle, die meinen, daran teilhaben zu können.

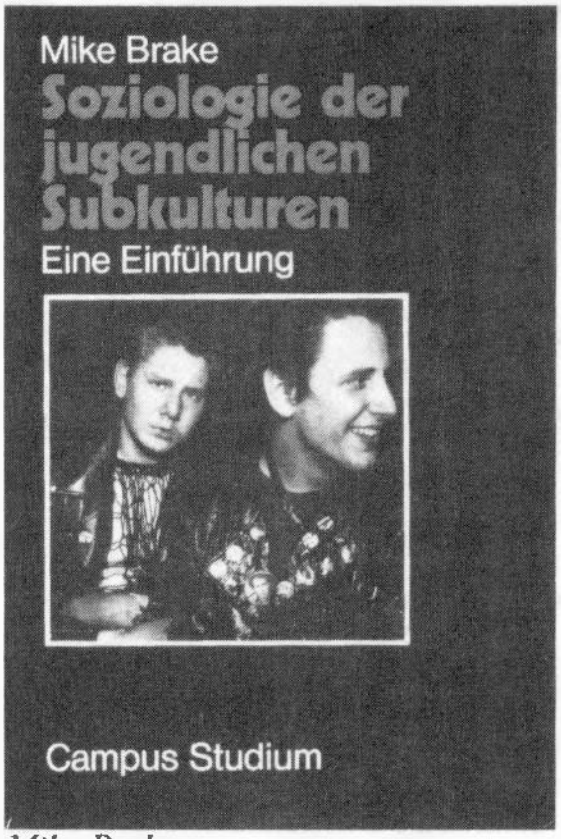
Ihr Zustand indes verpflichtet sich emphatisch dem Augenblick, der immer wieder mühsam der Zeit entrissen werden muß. Manchmal hektisch und angestrengt, ein anderes Mal launisch-improvisierend. Sie antizipieren das Schon-Erlebte und widerrufen das Noch-Nicht-Erlebte. Erstickter Atem, fahrige Gesten, künstliche Körperteile. Daß ihre Selbstinszenierungen auch erdachte sind, nicht nur intuitiv erlebte, machen gezieltere Aktionen (wie z. B. »Rock gegen Rechts«) deutlich. Ihr Denken jedoch erscheint vorrangig als ein ästhetisches Wissen, das natürlich auch vor Selbstmystifikationen nicht zurückschreckt (siehe »Talking heads«). Daß nämlich jenseits aller spontanen, unverrückbaren Beweggründe die End-Zeit idealisiert, ja zum Dekor stilisiert erscheint, daß ekstatische Abgesänge gesungen werden, um schnell der Zeit noch das Letzte zu entreißen, ist nicht zuletzt auch ein Motiv

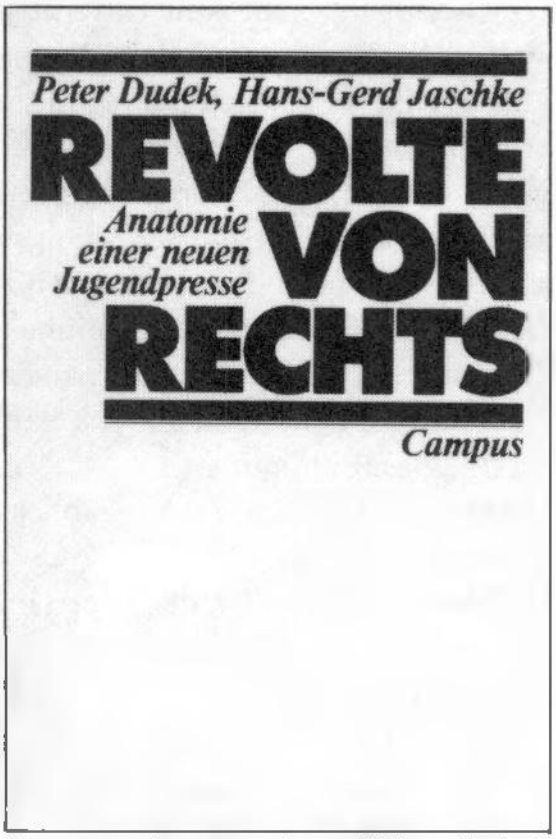
der Dekadenz, nicht weit entfernt von den Parolen eines Marinetti: »Wir wollen die Liebe zur Gefahr besingen, die Vertrautheit mit Energie und Verwegenheit . . . Wir erklären, daß sich die Herrlichkeit der Welt um eine neue Schönheit bereichert hat: die Schönheit der Geschwindigkeit . . .« Wenn man so auf Detonationen setzt, den Knall goutierend, verliert man nach und nach sein Unterscheidungsvermögen, und es ist plötzlich ganz egal, wer oder was getroffen wird, wie oder wo etwas zerreißt. Spiel und Gewalt verlieren sich aneinander: »Schönheit gibt es nur noch im Kampf.« Demnach bleibt nur noch eins: sich ganz nahe zu sein und sich (in der Nähe) tödlich zu verbrauchen. Und schließlich? Vereinzelung, ein Vor-Schein, der nichts und alles zugleich illuminiert.

Mit dem unverblümten Augenblick hat sich der Zeitgeist Zutritt zu ihrer Runde verschafft.

Und langsam beginnen die Typen nicht mehr das Letzte zu sein. Salonfähig geworden, zerreiben sie sich an den Abnutzungserscheinungen der Zeit. Einer Zeit, die immer ihren eigenen Abläufen hinterherläuft, Zeit-Erscheinungen produziert, die natürlich möglichst »echt« und folgerichtig sein sollen, wie diese unruhigen Jugendlichen. Jedoch mit diesen Zuschreibungen läßt sich schlecht leben, sobald sie nämlich ausgesprochen sind, formen sie Klischees und strafen sich selber Lügen.

Von der Renitenz und Unbeugsamkeit bleibt, öffentlich einsehbar zumindest, recht wenig zurück. Einzig der böse Blick will sich nicht eingemeinden lassen. Die Augen ruhen in mandelförmigen, elliptischen Ornamenten – weiß, schwarz oder blau. In den Umgrenzungen verschwindet das Lid, verflüchtigt sich die Augenbraue. Nur Iris und Pupille flackern unbeständig; unnachgiebig machen sie andere, vorbeieilende Augen auf sich aufmerksam, die sich vergeblich in ihnen zu spiegeln versuchen.





Mike Brake

Soziologie der jugendlichen Subkulturen

Eine Einführung

1981. Ca. 240 S., ca. DM 20,-

Wann immer die Teens und Twens 'auffällig' werden, reden die Erwachsenen schnell von Normabweichung, von Delinquenz - von kriminellem Verhalten.

In seinem Einführungsband, in dem sich soziologische Analyse und detaillierte Gegenstandsbeschreibung souverän ergänzen, tritt Mike Brake an gegen diese platte Denunziation. Wo die Gesellschaft mit ihren Widersprüchen nicht fertig wird, kann auch ihre Kultur nicht homogen sein. Die jugendlichen Subkulturen sind Signal und Prisma gesellschaftlich neuer Ausdrucksformen, durch die die Stimmigkeit der vorgegebenen Symbolwelt durchkreuzt wird. Sie stiften eine vorübergehende Identität, aus der heraus die Hoffnung wächst, mit den eigenen Schwierigkeiten besser fertigzuwerden. Brake plädiert für eine qualitative Betrachtung der Subkulturen. Er setzt sich mit allen gängigen Theorien zu Delinquenz und Subkultur auseinander, untersucht den Zusammenhang von jugendlichen Verhaltens- und öffentlichen Reaktionsweisen und schildert anschaulich die subkulturellen Ausprägungen der letzten 30 Jahre.

Peter Dudek, Hans-Gerd Jaschke

Revolte von Rechts

Anatomie einer neuen Jugendpresse

1981. 191 S., DM 18,-

Moderne rechtsradikale Ideologien von Jugendlichen für Jugendliche zielen in raffinierter Weise auf das ab, was viele Jugendliche heute bewegt: Umweltfragen, Arbeitslosigkeit, Schulangst. 35 Jahre nach der Befreiung vom Nazismus gibt es jugendliche Subkulturen und Protesthaltungen, die in einen neuen Rechtsextremismus abgleiten. Was steht dahinter, welche Deutungsangebote, Weltbilder und Gegenstandsbereiche liefern die rechtsradikalen Organisationen?

Projektgruppe 'Frankfurter Berg'

„Eigentlich hatten wir null Bock..."

Politische Jugendbildung im Stadtteil.

1981. 180 S., DM 19,80

Der Bericht ist ein ermutigendes Buch gegen professionelle Phantasielosigkeit geworden.

Campus Verlag, Schumannstraße 65, 6000 Frankfurt/Main

campus

Carl Ludwig Reichert
Aber der Sound war gut

Der kleinste gemeinsame Nenner oder wenn die Musik sich ändert, wanken die Mauern der Stadt, das hört man bis in die Provinz . . .

Züri brännt, München pennt, rettet Entenhausen.

Düren, 27. Juni 81. Die Villa. Der letzte Tag: Nach drei Jahren offener Kulturarbeit im Hundertfleckzentrum ist das ehemalige Fabrikantendomizil an eine Romani-Sippe verkauft worden, die den vorzeitigen Abzug der Bewohner durch die Androhung von Gewalt erzwungen hat. Die kleinstädtische Kulturbürokratie bewilligt schlechten Gewissens die Finanzierung einer Schlußveranstaltung. Radio Moon aus Hamburg macht Performance, Jo & Coco zaubern, Theatergruppen treten auf. Dieter Kühn liest, Musik kommt von Ultraschall, einer Dürener Punk-Gruppe und Trio Dullijöh. Obwohl Ultraschall den Raum im Erdgeschoß verdunkelt und mit Neonflackern arbeitet, entsteht keine rechte Pogo-Stimmung. Aber auch nicht die ritualisierte Aggression, die in fast jedem Großstadtkonzert läuft. London calling kommt nicht gut, wie man jetzt so schreibt, in *Gulli* 23 haben sie einen Text neben einem von Rimbaud:

»Du hast keine Lust, du hältst es nicht mehr aus
Die Arbeit kotzt dich schon seit langem an
Du siehst bald ein, daß es so nicht gehen kann
Du wirst gehetzt und sie machen dich ganz klein
Dann bist du kaputt und ziehst dir einen rein« usw.

Der von Rimbaud ist übrigens auch nicht »besser«, aber genauso »gut«. Kommentar Andy G., Performer: »Punk am Nachmittag, das geht halt nicht.« Die Anlage ist geliehen, muß gleich wieder zurückgebracht werden. Wir spielen über zwei Mini-Verstärker. Börnie haut auf alle greifbaren Trommeln. Es läuft überraschend gut, obwohl wir umarrangiert haben und neue Stücke dabei sind. Jan, der Punk, der das Fanzine gebracht hat, sagt später, daß die Musik schön war. Nachher haben Herbert und ich Hunger. Auf dem Weg durch die Veldener Straße kommen wir an einem Fabrikgelände vorbei, Neudeutsches dröhnt heraus. Vor einem Jahr spielten da noch welche Neil Young nach. Wir erfahren später von Anke, daß es sich um eine andere Kulturinitiative handelt, die dort ab und an Konzerte macht. Ich frage nach Zusammenarbeit, aber das läuft nicht so recht zwischen den freien Gruppen in Düren. Hauptsächlich Profilgeschichten.
Im April war mal ein Zoff-Festival: »am nachmittag sind alle echt gut drauf. in der fabrik ist noch nichts, weder eine anlage noch wissen wir, wo die bühne

sein soll und wie wir die fabrik umräumen, damit nicht wie immer vorne die gruppe spielt und ganz hinten die leute stehen. die videoleute vom film ›züri brännt‹ stellen fest, daß ihre anlage kaputt ist und gehen ohne ein wort . . .«
(gitta gans in *Gulli* 23)
Zurück in der Villa. Es ist gesteckt voll bis nachts um vier. Beim letzten Frühstück im kahlen Malraum besprechen wir, wie's weitergeht. Hundertfleck sowieso. Wir sind alle zuversichtlich, Dürener und Auswärtige, es wird sich ein neues Haus finden. Und die Aktion für das Rinnebachtal, das von den Straßenplanern zertrennt werden soll, wird auch laufen. Wir reden über mögliche Teilnehmer, machen einen groben Finanzplan, erfahren, daß die Bürgerinitiative und die Radfahrer selbständige Beiträge liefern werden; Zirkuszelt, Pendelbus, Klowagen kriegen wir auch. Norbert erzählt von Jugendlichen, die deftiges Theater im Eifel-Platt spielen; das alte Konzept vom Nachmittag für die BRDurchschnittsfamilie wird neuerlich erwogen, mal sehen, ob die Bauern Lust haben, selber was beizutragen, anstatt sich mit land-art internationaler Provenienz abzuplagen, wie letztesmal, als Professor Beuys . . .
Beate aus Koblenz, die dort zur Schule geht und mit ihrer Punk-Freundin in der Villa übernachtet hat, irgendwo im Untergeschoß, muß weg. Sie hat jetzt einen Button am Trenchcoat: »Never trust a Hippie«. Den hab ich vom Mansur gekriegt in Hamburg, der den Laden »Unterm Durchschnitt« übernommen hat, und hab versprochen, ihn weiterzuverschenken.

Was soll ein wacher Knabe in Simbach, der in der Industriestraße wohnt, anderes werden als der erste Punk dort? Was soll er anderes machen als Musik? Was soll er produzieren, wenn nicht eine Kassette im Eigenvertrieb oder ein Fanzine? Welche Musik soll er spielen, wenn nicht die neueste, also New Wave? Und wohin soll er gehen, wenn er aus Simbach raus will, wenn nicht aufs nächste Festival?
Dasselbe gilt für das wache Mädchen in Altötting, in Mühldorf, in Saarburg oder in Düren und für alle anderen wachen jungen Menschen auch.
Was soll er anderes hören als die neueste Musik. Was soll er anderes lesen als Comics, Science Fiction und Fanzines. Was soll er anderes sehen als nah und fern. Was soll er anderes riechen als die wandernden Giftwolken aus dem nächsten Chemiewerk.
Wofür soll er sein, wenn nicht für sich selber.
Wogegen soll er sein, wenn nicht gegen alles.
Wem schadet das?
Wem nützt das?
Was hat das für einen Sinn?

Es geht immer noch nicht allen gleich gut. Es geht aber immer mehr Leuten

immer noch schlechter. Man sagt: die guten Zeiten sind vorbei, und neidet sie denen, die sie gehabt haben sollen oder im Verdacht stehen, sie immer noch zu haben. Die ungefähr in derselben Lage sind, verstehen sich, können etwas zusammen machen.
Ein Standpunkt heutzutage heißt: Trau keinem unter 30 und keinem über 35, es sei denn, er ist Rentner.
Ein anderer Standpunkt heißt: Trau keinem über 13.
Ein weiterer: Trau keinem.

Ich hab noch einen Button behalten: Yippie!
Die Hamburger bleiben da und wollen mit den Dürenern zum Tal fahren, Standortbestimmung. Börnie sitzt schon im Flugzeug nach Amerika. Herbert und ich packen's zurück per Bahn nach München.
Erst Interrail hat's wirklich möglich gemacht: Auf der Hinfahrt zwei Vorarlberger, denen dort zu wenig los war, nach Westen, auf der Rückfahrt ist es ein Wiesbadener, der das Wochenende durch die Eifel gewanderstiefelt ist – nicht nur die Bundesbahn und die Landroverbesitzer trainieren fürs Überleben –, der Ursula K. Leguin liest und überhaupt viele Märchen, vor allem keltische, auch schon von James Joyce gehört hat, mir eine Inhaltsangabe von *Ulysses* und *Finnegans's Wake* rauskitzelt und bald nach Irland will. *At Swim Two Birds* ist Zugabe, Schlagzeug spielt er auch, Jazz, aber ohne Ambition. Der eine Vorarlberger blues die Mundharmonika, dies nur der Vollständigkeit halber.

»Das ganze Wesen der Jugendkultur, die wir alle erleben, kann selbstverständlich gar nicht auf den Nenner irgendeiner Ideologie gezwängt werden: Unbestreitbar finden wir hier überall das echte Suchen des Menschen der Rock-, Pop-, Hippie-, Folk-Generation nach dem wahren Sinn seines Daseins: . . .«

– den ich hier keineswegs verraten möchte. Weil ich Sergius Golowins *Magischer Gegenwart* mißtraue, deren Ideologie genauso krumm ist wie seine Sprache.
Dafür klau ich ihm zur Strafe eine Überschrift: Musik als Lebenselement. Punkt.

»›Zehn Jahre zurück‹ ist überhaupt ein Schlüsselmotiv für das Musikverständnis in der Provinz.« (Barbara Heinzius, *Sounds* Juni 81)
Ja nein. JAH doch.
Natürlich ist der Punk aus Simbach ein anderer als einer aus dem Milbenzentrum und der ein anderer als einer aus Hannover oder Berlin, und in London soll's ja kaum noch welchen geben.
Die Ost-West-Achse, das Nord-Süd-Gefälle, der subcultural lag. Es dauert lange, bis was Neues durchkommt in die Provinzen, aber die Leute sind auch gläubiger und halten zäher daran fest.

Wer sich die Haare grün färbt in, sagen wir mal, Töging, setzt mehr aufs Spiel als ein Sanyasin in Wien, aber möglicherweise weniger als einer wie ich in der Tracht auf dem Volksfestplatz. Es müßte auch in Saarburg noch zu erwarten sein, bis die ersten 77er auf die Welle umsteigen, die Abwärts aufwärts gespült hat. Bands wie Abwärts werden aber trotzdem erst kommen, wenn die geschäftliche Notwendigkeit es unbedingt erforderlich macht. Denn die Träume der meisten deutschen Musiker sind provinziellerweise auf die Metropolen gerichtet und nicht auf Veränderung im Land. Es waren Gruppen aus dem Ausland, die mancherorts den Stein ins Rollen brachten, natürlich nicht Siouxsie und natürlich nicht Patti Smith, sondern Henry Cow oder This Heat, Charge, Misty oder die Raincoats, die ca. 78 sogar in Polen spielten. Und vor und mit ihnen Embryo, Checkpoint Charlie, Hansaplast und Straßenjungs, in etwa dieser Reihenfolge. Wobei Wechselwirkungen wie persönliche Bekanntschaft, überregionale Zusammenarbeit (Rock in Opposition, Schneeball etc.) und Initiativen örtlicher Veranstalter entscheidend waren. Der Standpunkt: »Ich sitz in der Provinz und mach nichts, weil sich in der Provinz sowieso nichts tut« führt zum Zirkelschluß und ändert gar nichts. Das ist mancherorts trotzdem so und wird auch bleiben, anderswo anders und jedenfalls nicht erst seit der Neuen Welle und der 80er Revolte.

Provinz im Sinn von »hintendran« ist ein Zustand, der nicht geographisch festgeschrieben ist. So war es kaum Zufall, daß das erste relevante Konzert einer Avantgarde-Gruppe der 80er Jahre, This Heat aus London, nicht in München, sondern in Ampermoching, im ländlichen Gasthaus »Zur Post« stattfand; daß es in der Erdinger Gegend früher Punks gab als im »Millionendorf«; und daß auf die ersten Rundfunksendungen, in denen etwa die Residents auftauchten, ein stärkeres Echo aus dem Hinterland kam, als dem Posaunenrentner Spider Murphy recht sein konnte.

»Im aktiven Musikgeschehen bei unseren Provinz-Rockbands (oder Provinzrock-Bands) sieht's genau so schlimm aus; die zur Zeit bekannteste Band der Saarburg nahen Großstadt Trier heißt Elbereth (alle Tolkien-Fans werden jetzt ›aha‹ sagen) und macht Jazzrock.« Barbara Heinzius. Wobei Jazzrock hier synonym steht für »schlechte Musik« und in ein paar Jahren spätestens durch Punk und Neue Welle wird ersetzt werden müssen, wenn nicht qualitative Ansprüche ins Spiel kommen. Etwa der nach Vielfalt statt Einfalt, der wahrlich nicht der Provinz exklusiv zusteht.

Ich hab jetzt keine Lust, die Rockgeschichte herunterzubeten, um zu beweisen, daß der Einfluß in umgekehrter Richtung so selten nicht ist, es mag der Hinweis genügen, daß Captain Beefheart in der Mohave-Wüste lebt, Cabaret Voltaire aus Sheffield, Throbbing Gristle aus Schilda kommen, Mayo Thompson aus Texas stammt, die Residents – sie, die spätestens mit »Eskimo« die Verbindung zwischen Wüste und Packeis schalteten – aus der

Hölle, der Provinz des Himmels, und daß eines der wichtigeren Stücke von Edgar Varèse »Déserts« heißt.
Was das fürs Saarland, für Schwaben, die Friesen und die Bayern zu bedeuten haben könnte, zeichnet sich ab:
Provinz ist relativ, und Kultur ist, wenn man's trotzdem macht.
Preisfrage: Was war das provinziellere Ereignis – Rock gegen Rechts in Frankfurt oder Umsonst und Draußen?
Was unterscheidet den Jungkonsumer in der Metropole von dem auf dem Dorf? Angebot und Nachfrage? Und für welchen von beiden ist das Beste gut genug, um ihn aus der Idiotie des Alltags zu holen?

Hamburg. Abaton-Kino. »Züri brännt«: Überwiegend Studenten sind beeindruckt und genießen die herbe Studentenschelte im Film. Auftaucht ein Insert: »Nur Stämme werden überleben.« Zurück zum Beton oder aus grauer Städte Mauern: es scheint sich wieder einmal das aus der Mode gekommene Bewußtsein zu ändern.
In der *TAZ* erscheint ein rührender Appell: die 81er an die 68er. Der vielzitierte Dialog der Generationen soll zuerst einmal unter uns stattfinden. Die Innen- und Außenarchitekten der Machtstruktur bleiben draußen. Mit ihnen die rechten und die linken, die alten und die jungen Schläger. Sollte es möglich sein, daß wir uns diesmal unseren Tabus stellen?
Vorher, August 80. Die Schule in Franzheim. Zentrum des Widerstands gegen den Großflughafen im Erdinger Moos. Julius Schittenhelm und ich spielen vor etwa 40 Leuten. Unsere abwechselnd vorgetragenen Lieder lösen bald eine intensive Diskussion aus. Wie stehen wir zur Gewalt und Gegengewalt? Wir machen unsere Haltung klar: Aggression nein, Widerstand ja, Recht auf individuelle und kollektive Notwehr angesichts lebensbedrohender Maßnahmen. Steht sogar im GG. Wir weisen auf die Mechanik der Eskalation hin, plädieren für Flexibilität und Phantasie, nach dem Überleben heißt es leben, und zwar besser als vorher. Auch Bhagwan verkündet, es gäbe keine Zukunft. Wir sehen im gezielten Rückgriff auf Geschichte und Tradition, auf kulturelle Identität eine Quelle der Kraft für unseren Widerstand. Einer aus dem bayerischen Wald kann das nicht mehr so annehmen. Er wirft Pflastersteine präventiv, sagt er. Er war in Gorleben dabei, deshalb und seitdem und hoffnungslos. Ich kann ihn gut verstehen und versuche nicht, ihn zu belehren. Haben die Hopi jemals versucht, Geronimo zu kritisieren?

»Wir stehen wahrscheinlich an der Schwelle eines Zeitalters, wo religiöses Fühlen durch festen Zusammenhang mit den Werten . . . von Gruppen ausgedrückt wird. Verweltlichung religiöser Gefühle, ausgedrückt in politischer Aktion.« (Vine Deloria jr.)

Oder mit den Worten des Polizeipräsidenten von München:

Bayer. Staatsministerium des Innern
Odeonsplatz 3
8000 München 22

I C 2-2130-42/69 E 33 c-373-54/79 214/7594 249 07.11. 20.10.80

Beschwerde der Frau X. vom 22. 09. 80 über den ›Mathias-Kneißl-Keller‹, München, Nietzschestraße 7 b
Der sogenannte ›Mathias-Kneißl-Keller‹ im Anwesen Nietzschestraße 7 b ist seit Jahren Treffpunkt verschiedenster junger Leute. Es handelt sich bei ihnen um der politischen Linken nahestehende Gruppierungen sowie um unorientierte und vagabundierende Einzelgänger und Gruppen, die Gespräch und Unterhaltung unter Gleichgesinnten suchen, aber die kommerziellen Lokale meiden. Neuerdings haben sich zudem sogenannte ›Punker‹ dort eingenistet. Es sind dies jugendliche Anhänger primitivster Rockmusik. Ihre Weltanschauung besteht aus Verachtung der jetzigen Gesellschaft.
Die Punker, deren Ideologie nicht faßbar ist, sind Nachahmer einer subkulturellen Jugendbewegung aus den englischen Slums. Nach dem Motto ›Für nichts – gegen alles‹ lehnen sie jede Führung oder Selbstorganisation ab und lassen sich auch örtlich nicht binden . . .«
(aus: *Blatt* Nr. 200)

»Verallgemeinerungen unter dem Gesichtspunkt, wie gleich wir alle sind – alle Menschen –, sind heutzutage unnütz. Gültige Ansichten, eine neue Logik und verschiedene Ziele definieren uns. Was wir tun können, ist versuchen zu vermitteln, was für unser Gefühl das Selbstverständnis unserer Gruppe darstellt und welche Beziehungen wir zu anderen Gruppen haben. Einander als verschiedene Menschen zu verstehen, ist die wichtigste Sache überhaupt.« (Vine Deloria jr.)

Aber woher die Bereitschaft zum Bürgerkrieg im bayerischen Wald? In Franzheim findet tags darauf ein Haberfeldtreiben statt. Es ist nicht das erste. Und es geht schon lange nicht mehr um die Sittlichkeit dabei.
Zurück zum Beton, und wo bittschön geht's nach Haftlfing?
Vielleicht gar nirgends, sondern zuerst mal durch die Eiswüste der Provinz, immer eingedenk des Großen Adorno: »Real verlorene Tradition ist nicht ästhetisch zu surrogieren.« Ja, aber wenn verloren, warum verloren, wem zu Nutz und Unnutz, Fug und Unfug?
»Rechnung trägt dem nur ein Verhalten, das Tradition ins Bewußtsein hebt, ohne ihr sich zu beugen. Sie ist vor der Furie des Verschwindens zu behüten, wie ihrer nicht minder mythischen Autorität zu entreißen.« Dees hoda fei schee xagd. Recht hoda, der Adorno. Und Bloch hatte damals recht im *Kursbuch*, und Benjamin auch, Brecht hat recht, Artaud, Rimbaud und LIO erobern die Provinz. Schlemmer hat recht. Dada hat links, Hundertfleck hat nichts und will alles. Laing und Cooper kriegen immer mehr recht, Leary und Snyder leider vielleicht auch, R. A. Wilson bringt alles unter die Pyramide, Züri brännt, München pennt, wo bitte geht's nach Haftlfing oder: ich kauf mir lieber einen Tirolerhut und fahr nach Altötting.

1973. Der alte Stieglerkeller. Sparifankal kommt aus München und spielt für die Jugendzentrumsinitiative.
Altötting 1981. Der neue Stieglerkeller. Sparifankal kommt aus Illbach,

Landkreis Altötting, und spielt für die neue Jugendzentrumsinitiative. Der ehemalige Wirt vom Stieglerkeller ist auch da. Nach dem Konzert diskutieren die alten Initiativler mit dem jungradikalen Gemüse. Wir hören stellenweise entgeistert zu.
Ein Alter: »Wir sind damals auf die Straße gegangen, wir waren politisch, ihr seids bloß egozentrisch. Und wenn's wir schon nicht geschafft haben, schafft ihr das erst recht nicht. Schon wegen den Wallfahrern.«
Ein Junger: »Also, am besten kommen wir vielleicht mit dem Stadtrat zurecht, wenn wir anbieten, auch andere Randgruppen zu integrieren, die Alten beispielsweise oder die Behinderten.«
Der Umweg übers Altersheim führt noch lange am Thema vorbei. Die Ratlosigkeit nimmt zu, als der ehemalige Wirt darauf hinweist, daß die nicht-engagierten Jugendlichen sowieso gleich nach dem Konzert heimgegangen sind. Trotzdem, sie wollen sich weiter treffen und Argumente sammeln, die keinem wehtun sollen. Und wenn gar nichts hilft, kommt's vielleicht doch wieder einmal zu einer Demonstration, vorausgesetzt, es stört den Wallfahrtsbetrieb nicht oder den Hotelier Zur Post, Tandler heißt er.
Es ist ziemlich langweilig in Altötting.

»Frankenthal – klarer Fall«, Juni 81: Die kleine Stadt mit dem idyllischen Namen liegt bei BASF. In Frankenthal gibt's Strohhüte für 6,60 und »Frankenthal-klarer-Fall«-T-Shirts (Baumwolle) für 6,–. Das Festival ist auf dem Monte Scherbelino. Es gibt Eintrittskarten, Austrittskarten, Stempel in mehreren Farben und Bons. Es gibt Organisatoren, Ordner, Materialverwalter und Mitwirkende. Es gibt ein internationales Programm: türkischen Rock mit Cem Caraca, griechischen Folk (Athenians), holländisches Straßentheater auf deutsch, englisches Musiktheater auf englisch, französischen Folk und Cajun auf französisch (Le Clou), es spielen die Hired Help Band (deutsche und englische Musiker, alle Ansagen und Lieder auf englisch), die Straßenjungs und Sparifankal. Eine Rockgruppe aus Frankenthal tritt auch auf. Wir leihen uns ihre Baßbox aus und kommen so ins Gespräch. Nein, sie sind nicht die einzige Gruppe aus der Gegend. Aber es gibt kaum Auftrittsmöglichkeiten. Ja, die Konkurrenz untereinander ist hart. Schneeball – nie gehört, obwohl Checkpoint Charlie bloß ein paar Kilometer weiter wohnt. Das ZDF ist da und filmt türkischen Rock und eine Tanzgruppe aus Kreta. Die beiden Griechen, Vater und Sohn, die Straßenmusik spielen, nicht. Die Jugendlichen veranstalten eine »Herr und Frau Strohdumm«-Wahl, versuchen Lokalpolitik zu persiflieren, kommen aber nicht drauf, daß das von der Stadt mitgetragene Festival selber Ausdruck der kulturellen Profilsucht deutscher Kleinstädte sein könnte. Punkies gibt's hier nicht, aber im Fotogeschäft liegen Buttons aus, für eine Mark, Anarcho-A, Marihuana-Blätter; die Jugendlichen trinken Bier und Limo. Wenn der Nachschub nicht

klappt, wird's kritisch. Es ist heiß, aber das Freibad ist gleich daneben. Viele Pärchen kommen erst nachts, wenn keine Musik mehr läuft.
Wir spielen am späten Nachmittag. Die Leute sind angestrengt von der Amsterdamer Theatergruppe davor, die einen Shakespeare-Kompress gebracht hat. Wir stellen unser Programm um. Wir ziehen »Frankenthal-klarer-Fall«-T-Shirts an und setzen Strohhüte auf. Wir spielen »Der Jäger aus Kurpfalz« auf Blockflöte und Kalimba. Wir sagen die Texte vorher durch, spielen hart und schnell. Irgendwie läuft's nicht besonders. Das letzte Stück geht voll daneben. Schluß. Abbauen. Letzte Durchsage: Wir haben Platten da. Hinter der Bühne. Auf einmal stehen die Kids um uns rum, 12-, 13-, 14-jährige. Holen sich Platten, Autogramme auf die Jeans, wo schon »Straßenjungs« steht, obwohl die erst noch kommen. »Habt ihr was verstanden?« fragen wir. »Nö, aber der Sound war gut.« Und die Altfreaks geschockt. Uli, deine Glatze!

Diesmal fahre ich lieber gleich nach Hamburg als heim. Denn da ist's nicht so gut zur Zeit, es liegt aber nicht am Land, obwohl Marx-Brother Friedrichs bissiger Satz von der »sanften Idiotie des Landlebens« mir jene Vorstellung von ganzheitlichem Leben treffend erläutert, die besagt: Wenn Haus und Hof ungeteilt mein sind, somit der Widerspruch aus der Welt geschafft ist und beseitigt, was nicht funktioniert, ob Mensch oder Katz oder Ente oder Unkraut, und dann noch das »freche« Schaf diszipliniert und die Hilfsarbeiter angestellt und die Hausbesetzer in der Bauernstube im selbstgezimmerten Fernsehschrein beobachtet, wie Herold die paranoiden Kiffer in seinem und deren Wahn, wenn also der Privymann, den die Griechen *idiotes* nannten, sein alternatives Unwesen als wesentlich zu begreifen geschafft hat, ist er wer, nämlich so, wie lange nicht alle anderen, fast soviel wie die Eingesessenen, wenn er nur lang genug draufsitzt, und ein Hund, weil Junggeselle, und am Stammtisch nicht gemieden.
Da, wo's so ist, da mag ich nicht sein, und denk noch unterwegs an die Leute von der UFA-Fabrik, die auf ihren Lebensplan für die Berliner Provinz ein Naturschutzgebiet eingetragen haben, und an die Leute von Checkpoint Charlie in Rockenhausen, die dabei sind, dort ein Menschenschutzgebiet zu schaffen, und an die Abart-81-Tour, die uns Kraft gegeben hat, die Härte in den Städten für ein paar Stunden außer Kraft zu setzen, und an Dullijöh und an Monika und an ein Ende und einen Anfang, was kümmert's mich, daß es nichts Wahres im Falschen gibt.
Ginsberg, les ich, fühlt sich wohl, Dylan blickt nicht mehr durch, Jimmy Carl Black von den Grandmothers steht auf Throbbing Gristle, während Don Preston in Cosi Fanni Tutti verliebt ist.
Herr Herold und die paranoiden Kiffer interessieren sich sehr dafür, wie das alles und noch mehr, letztlich alles mit allem zusammenhängt, doch in Indien

werden sie's nicht finden. Denn die Illuminaten haben die Bilderberger verbraten, und das Haberfeldtreiben gegen die alternativen Hausbesitzer auf ihren Erbbauernhöfen findet erst übermorgen statt.

Nürnberg Hauptbahnhof. Ich steig in den Bahnbus um. Das Festival in Aich läuft, obwohl es sonst überall regnet. Das Dorf ist ein paar Kilometer von Heilsbronn entfernt, das Festivalgelände eine Wiese am Hang neben der Wirtschaft. Es hat doch geregnet und regnet schon wieder, es sind nicht sehr viele Leute da. Ein Mädchen kommt zum Bus, fotografiert uns, sagt: »Hallo, ich hab euch vor ein paar Tagen in Frankenthal gesehen.«
Auch hier spielt vor uns eine Gruppe aus dem Ort. Der Mixer hat Probleme, die Regenschauer machen's nicht gerade leichter. Wenn's richtig duscht, kommt das Publikum unter die überdachte Bühne. Die Regenplane reißt aber schnell. Wir beschließen, nur die Hälfte der Bühne zu nehmen, damit die Leute sich notfalls unterstellen können. Doch es klart sich wundersamerweise auf, während wir spielen, und erst beim letzten Ton öffnen sich die Schleusen des Himmels. Einige retten sich zu uns in den Bus, wollen Gigs ausmachen schon fürs nächste Jahr. Hier in der Gegend, Feucht bei Nürnberg. Acht Supermärkte gibt es da inzwischen und fünf Banken, aber keinen Treffpunkt für die Jugendlichen. Eine kommerzielle Disco wird gerade abgerissen. Die Stadtväter stellen sich taub. Es sind ja nur elf Kilometer nach Nürnberg, wo das berüchtigte KOMM steht. Bleibt einmal im Jahr das Festival, das sie für sich selber organisieren. Ansonsten, stellt sich heraus, hören sie »Zündfunk« und schneiden mit, weil Platten zu teuer sind und kaum zu kriegen. 120 Kassetten hat unser Veranstalter in spe. Punk und New Wave mag er nicht, er hört fanatisch »Rockmuseum«, fragt nach Raritäten, will Platten gespielt haben, die ich 75/76 vorgestellt habe. Ich halte ihm vor, daß er in fünf Jahren hinter Swell Maps und Essential Logic herhecheln wird. Doch davon will er heute noch nichts wissen. Und Hausbesetzer sind ihm auch suspekt. Das Flugblatt vom Nürnberger Hausbesetzer-Benefiz ignoriert er. Die Jungveranstalter aus Aich schauen rein. Erzählen, wie gut ein Embryo-Gig bei ihnen lief, ohne Vertrag und Formalitäten. Wir erklären, warum es bei uns seit einiger Zeit nicht mehr so locker geht, weil wir ein paarmal gelinkt wurden; keine Diskussion, sondern die Versicherung: »Wir machen wieder was zusammen.« Denn wir haben ihnen doch den Rücken gestärkt. Wir haben gespielt, trotz Regenschein, und jedes unserer Stücke mit Ansagen eingeleitet wie: »Das nächste Stück ist eine Art Gospel-Punk. Wojtyla trallala«, somit eine der Auflagen der Gemeinde erfüllt, wonach am 17. Juni nur ein Musikprogramm mit Spirituals, Gospels und kulturell wertvollem Liedgut erlaubt sein sollte. So verfügt auf Intervention der Jungen Union. Deshalb auch kein Ausweichsaal. Kultur ist, wenn man's trotzdem, und Provinz, was man daraus macht.

Diogenes

Theorie Philosophie Politik Polemik

detebe 20781, 14.80

detebe 20788, 8.80

detebe 20783, 9.80

detebe 20696, 7.80

detebe 20858, 8.80

detebe 20576, 7.80

Werkausgabe in 10 Bänden, 120.–

2 Bände in Kassette 49.–

Dietmar Sous Glasdreck

Roman · Rotbuch 237 · 144 Seiten · DM 10

Marie Mölldärs, 31 Jahre alt, Jungfer aus einem katholischen Dorf, wird verführt und geschwängert in einer Karnevalsnacht. Der auf diese Weise gezeugte Brunno wächst auf zwischen der in Schande verstummten Mutter und der unwirschen Großmutter.

Krank zu Haus auf der Ofenbank hört er zum ersten Mal in seinem Leben die Beatles: „Seine fröstelnd feuchten Zehen wurden warm – heiß. Das raste durch die Knochen, blies alles Dagewesene beiseite, spurlos beiseite – selbst das Luftholen erübrigte sich! Brunno, starrer als die Frau am Herd und lebendiger als je zuvor . . . Nachdem er die letzten Schwingungen eingesogen hatte . . . rückte er langsam sein Ohr vom Lautsprecher, zog blitzschnell einen Stuhl heran . . . und die ersten Takte der nächsten Nummer beteten ihn gesund."

Dietmar Sous entwirft in seinem ersten Roman ein wenig beschauliches Bild von einer Dorfjugend in den späten 60er Jahren. Starre Religiosität, Intoleranz und Enge umschließen die Hauptfiguren. Behutsam zeichnet der Autor ihre Bemühungen, sich Luft zu verschaffen, nach.

Rotbuch Verlag

POTSDAMER STR. 98
1 BERLIN 30

Jörg Bopp
Trauer-Power
Zur Jugendrevolte 1981

1. Schlaffis, Softis, Flippis?

Viele Jugendforscher und Journalisten sahen die 15- bis 25-Jährigen schon vor die Hunde gehen: geknebelt durch den Überwachungsstaat, sinnlich ausgebeutet durch den spätkapitalistischen Konsumterror, charakterlich geschwächt durch ratlose Eltern, gedemütigt durch Leistungsstreß an den Ausbildungsstätten und eingeschüchtert durch wachsende Arbeitslosigkeit. Eine Erwachsenenwelt, die sich mehr durch herablassendes Mitleid als durch genaue Beobachtung auszeichnete, hielt die Jugendlichen noch 1980 für passiv, dekadent, phantasielos, selbstsüchtig, verwöhnt und unterwürfig. Sie beklagte, daß die Jugend vor der Geschichte abdankte und in ein Totenreich verschwommener, grellbunter Träume abwanderte. Die westdeutsche Jugendforschung sang das Klagelied von der Flucht in die Innerlichkeit und vom Traumtanz des Aussteigens. Unter dem Thema »Die Schlaffis kommen« prophezeite der *Stern* vor einem Jahr: »Diese Jugend geht nicht auf die Barrikaden.«[1]

Die Jugendrevolte von 1981 ist wissenschaftlich nicht vorgesehen und von den Journalisten nicht eingeplant. Sie besitzt die Unverfrorenheit, trotzdem auszubrechen. Die protestierenden Jugendlichen schieben die Drehbücher beiseite, in denen die Experten den Verlauf ihres Lebens bereits festgelegt hatten. Manche ebenso fleißige wie wortreiche Abhandlung über die westdeutsche Jugend wurde über Nacht zur Makulatur. Vielen Beobachtern sind jene getarnten Taktiken des Überlebens und des Widerstandes entgangen, die viele Jugendliche schon seit Jahren anwandten, um sich auch unter einzwängenden Bedingungen ihrer Haut zu wehren, ohne eine offene Konfrontation mit der etablierten Macht riskieren zu müssen. Die verdeckten Formen der Widerspenstigkeit werden jetzt teilweise zur offenen Revolte. In leichter Abwandlung eines Bonmots von Ernst Bloch: Was lange gegärt hat, wird jetzt handgreifliche Wut.

Die Heftigkeit der neuen Jugendrevolte überrascht viele. Die Beunruhigung der Regierungen wächst täglich. Nicht nur in den Großstädten, sondern auch in Kleinstädten, die sich bisher nur durch Schützenfeste und Prozessionen einen Namen gemacht haben, kommt es zu Protestaktionen. Demonstrationen finden in einer Häufigkeit und mit Teilnehmerzahlen statt, von denen die Studentenbewegung einst nur geträumt hatte. Das Durchschnittsalter der

jungen Demonstranten ist beträchtlich gesunken. (»Das sind die Früchte der Apo-Pädagogik«, meinte kopfschüttelnd ein Polizeioffizier über eine Gruppe von 12-Jährigen, die in Frankfurt an einer linken Demonstration teilnahmen.) Die Jugendlichen liefern Straßenschlachten mit einem Ausmaß an verbissener Gewalt, gegen das die Polizei nicht mehr ankommt.
Ende April 1981 stellte die Konferenz der Innenminister der Länder fest, das jugendliche Protestpotential sei heute breiter als am Ende der 60er Jahre und nehme weiter zu.[2] Eine Arbeitsgruppe, die im Februar vom SPD-Parteivorstand eingesetzt worden war, warnte im Juni davor, den Jugendprotest als Akt einer Minderheit zu bagatellisieren: »Es ist unsere Vermutung, daß die Jungen, die in vielen Städten der Bundesrepublik auf die Straße gehen, ihren Protest kundtun und neue Lebensformen zu realisieren versuchen, auch Ängste, Empörung und Wünsche eines Großteils der übrigen Jugend ausdrücken.«[3] Die Legende von der »kleinen radikalen Minderheit«, mit der der Staat 1968 die Studentenbewegung verharmlosen wollte, wird heute von den meisten Politikern nicht mehr ernst genommen. Genaue Zahlen werden von den Behörden aus durchsichtigen Gründen nicht bekannt gegeben. Vielleicht kann es einen ungefähren Anhaltspunkt liefern, daß nach neuen Umfragen 30 Prozent der 18- bis 23-Jährigen eine alternative Protestpartei wählen wollen.[4]
Die Jugendproteste hatten sich in den letzten Jahren auch offen angekündigt. Während man allenthalben mit salbungsvollen Worten und in gönnerhaften Posen zugestand, daß »die jungen Menschen« in einer »Sinn-Krise« seien, waren viele Jugendliche bereits dabei, sich selbst einen Sinn zu erkämpfen. Es kam zu den großen Demonstrationen und gewalttätigen Auseinandersetzungen gegen umweltfeindliche Baumaßnahmen. Die Massenveranstaltungen »Rock gegen Rechts« wandten sich gegen die Ausbreitung von rechtsradikalen Tendenzen unter formaldemokratischem Mantel. Der Deutsche Gesundheitstag mit seinen 12 000, meist jungen, Besuchern in Berlin (Mai 1980) sagte dem westdeutschen System der Krankenversorgung den Kampf an. Die Proteste gegen die öffentliche Vereidigung der Bundeswehr-Rekruten, die Kämpfe um Hausbesetzungen und für Jugendzentren, die Aktionen gegen die atomare »Nachrüstung« gaben 1981 den Jugendunruhen einen kräftigen Schub. Dieser brachte die Sessel mancher Politiker in einem Maß zum Schaukeln, wie keiner das erwartet hatte. Aus der »leichten Krawallerie« (Günter Amendt) ist inzwischen die schwere Krawallerie geworden.

2. Gezeichnete Rebellen?

Der Begriff »Jugendproteste« muß genauer eingegrenzt werden. Da ist die Drogenszene mit ihren Zehntausenden von Süchtigen und Hunderten von Todesopfern pro Jahr. Da ist die hohe Selbstmordrate von Schülern, mit der

die Bundesrepublik in Europa einen traurigen Rekord hält. Da sind die Massen von jugendlichen Alkoholikern. Man trifft auf die von der Konsumindustrie hergestellten Jugendkulturen mit ihren Facetten und Fratzen. Hinzu kommen die Rocker, Popper, Punks, Teds und Mods. Wir erleben alle möglichen mehr oder weniger nachdrücklichen Fluchtbewegungen und Verweigerungsstrategien, Trostmanöver und Betäubungsrituale, Jugendsekten und Psycho-Szenen, von den Jesus People bis zu den Orange People aus Poona.

Es hat keinen Sinn, die Bezeichnung »Jugendproteste« endlos zu zerdehnen und alle jene Erscheinungen unter sie zu subsumieren. Man sollte nicht in jede halbwegs auffällige jugendliche Reaktion ein Motiv der Auflehnung, einen systemkritischen oder gar antikapitalistischen Impuls hineinschmuggeln. Sonst könnte man jeden Selbstmörder zum Rebellen und jeden Fixer zum Revolutionär befördern. Der Schülerselbstmord ist ein Ergebnis verzweifelter Selbstaufgabe. Die Drogensucht tendiert zur Selbstzerstörung. Ihre fixen Ideen und Fixerideen kreisen um die »Utopie fürs Nirgendwo«.[5] Wer diesen Kapitulationen die höheren Weihen der Subversion aufdrängen will, versucht nur, sich den Schrecken, den sie verbreiten, vom Hals zu schaffen und das Gefühl der Ohnmacht zu leugnen, das sie bei den Umstehenden erzeugen.

Natürlich weisen die Fluchtbewegungen, ziellosen Verweigerungen und Aktionen der Selbstzerstörung auf gesellschaftliche Mißstände und Krisen hin. Aber sie weisen auf diese Zustände so hin, daß sie sich ihnen letzten Endes doch ausliefern. Sie haben die geltenden Normen derart stark verinnerlicht, daß sie sich ihnen nur durch Selbstzerstörung oder Flucht entziehen können. Ein Schüler, der sich wegen Schulversagens umbringt, scheitert nicht nur an der Schule, sondern auch daran, daß er sich sein Selbstwertgefühl durch die Noten bestimmen läßt - und dabei wahrscheinlich noch von seinen Eltern unterstützt wird.

Für »Jugendproteste« ist bezeichnend, daß sie nicht nur auf Mißstände und Unbehagen hinweisen, sondern daß sie das Unbehagen auch *aggressiv äußern*, daß sie sich gegen die erfahrenen Mißstände auch *aktiv*, *ausdrücklich* und *öffentlich* wehren.

Oft geht es den protestierenden Jugendlichen einfach darum, »Zoff zu machen« und »auf den Putz zu hauen«. Sie haben »die Schnauze echt voll«. Oder sie empfinden es als befreiend, störrisch und aufmüpfig zu sein. Ihr Protest ist teilweise eindeutig und klar, teilweise aber auch undeutlich und ziellos. Die neue Jugendrevolte ist nicht der Marsch einer antikapitalistischen Kaderpartei mit fester Organisation, genauem Programm und eindeutiger Strategie durch die bundesrepublikanische Landschaft.

Allen Protestgruppen ist gemeinsam, daß sie ihre Wut nicht gegen sich selbst, sondern nach außen richten. Wie die Selbstmörder, Fixer und abgerichteten

Konsumenten erfahren sie am eigenen Leibe gesellschaftliche Zwänge, nehmen das aber nicht als unabänderliches Schicksal hin. Sie lehnen es ab, daß ihre Zukunft in die Alternativen »Anpassung oder Selbstzerstörung« und »Anpassung oder Flucht« gezwängt wird. Die protestierenden Jugendlichen sind Rebellen, zwar gezeichnete Rebellen, die an sich die Narben von gesellschaftlichen Verletzungen tragen, sich jedoch damit nicht abfinden.

Viele Jugendliche dagegen haben aufgrund ihrer Lebensgeschichte und der Tiefe ihrer Wunden keine andere Wahl mehr: Sie müssen fliehen. Sie haben sich für ihren Weg nicht frei entschieden, sondern wurden auf ihn gestoßen. Die Kräfte reichen nur noch zum Rückzug, nicht mehr zum Zurückschlagen. Zum aggressiven Protest gehört noch ein Maß an Selbstbewußtsein und Vitalität, über das viele Jugendliche nicht mehr verfügen oder das sie erst noch – oder wieder – lernen müssen. Klaus Pogatzky hat berichtet, daß die Berliner Hausbesetzerszene nicht wenige Jugendliche vom Strich und von der Nadel wegholen konnte.[6] Die emotional und sozial stabilisierende Wirkung von bestimmten Teilen der Jugendrevolte wird von Medien und Behörden gerne verschwiegen, um den Mythos am Leben zu halten, die Jugendunruhen seien zerstörerisch. In Wirklichkeit können sie das Lebensgefühl und die Ausdruckskraft vieler Jugendlicher steigern, deren psychische Leere mit neuen Kräften und Konflikten füllen.

Ich will nun nicht die Legende nähren, die Jugendrevolte sei ein Aufstand nur der Kaputten. Wir haben es uns angewöhnt, alle als böse zugerichtete Opfer des Spätkapitalismus zu stilisieren. Viele Jugendliche können sich gegen die gesellschaftlichen Zwänge recht erfolgreich wehren und kommen ein Leben lang mit heiler Haut davon. Auch von ihnen rebellieren nicht wenige.

Die Vielfältigkeit, Unübersichtlichkeit und Unstrukturiertheit der heutigen Jugendproteste macht mir Mühe. Die Revolte von 1968 war wesentlich einheitlicher und faßbarer. Es gab Führergestalten und autorisierte Sprecher. Die sucht man heute vergebens. Ich konzentriere mich im Folgenden auf einige Teilbewegungen, die für mich einigermaßen deutlich sind: die Protestaktionen gegen die Zerstörung der Umwelt und der Städte, die Anti-AKW-Bewegung, die Hausbesetzungen und die mit ihnen verbundenen Demonstrationen, die Kämpfe für Jugendzentren, die Proteste gegen die öffentliche Vereidigung der Bundeswehr-Rekruten, die neue Friedensbewegung gegen das atomare Wettrüsten. Oft sind dieselben Jugendlichen in mehreren dieser Aktionen aktiv oder sympathisieren mit ihnen. Es ist kein Zufall, wenn in der BRD und Westberlin an besetzten Häusern auch Parolen gegen den Atomtod stehen. Ein beträchtlicher Teil der Jugendrevolte spielt sich in den genannten Bewegungen ab. Später wird noch zu fragen sein, ob und inwieweit es sich dabei heute noch um Proteste nur von Jugendlichen handelt.

3. Der Beobachter als Eindringling

Viele Jugendliche, die in der Jugendrevolte engagiert sind, wehren sich dagegen, daß ihre Impulse und Aktionen von Beobachtern in Formeln und Schemata gezwängt werden. Sie weigern sich, vor das Tribunal kritischer Gesellschaftstheorie zitiert zu werden, um sich dort zu erklären und zu rechtfertigen. Die klare, theoretisch durchgearbeitete Analyse gehört für diese Jungen auf die Seite jener gesellschaftlichen Zwänge, die sie bekämpfen. Sie erleben die Theorie als soziale Kontrolle. So befürchten sie, sie hätten schon verloren, wenn sie alles so klar und eindeutig ausdrückten, wie die Beobachter es verlangen. Die analysierenden Experten werden als Befriedungstechniker erlebt. Viele rebellische Jugendliche kämpfen nicht nur gegen bürokratische Apparate, sondern auch gegen die Deutungsmaschinen, die nach ihrer Ansicht interpretieren, um zu dressieren. Auf dem Boden genauer Begriffe und durchdachter Langzeitstrategien zu bleiben, heißt für viele jugendliche Protestler, sich jener Ordnung zu unterwerfen, die sie ablehnen. Deshalb lassen sie sich von niemandem annektieren. Der Interpret wird als Eindringling erlebt. Die Jungen spüren, daß mancher Beobachter hinter seiner Deutungswut nur die tiefe Unruhe verbergen will, die jene Revolte in ihm auslöst.

4. Der Mythos von der Sprachlosigkeit

Überall hört man Klagen über die »Sprachlosigkeit« des neuen Jugendprotestes. Nachdem die Öffentlichkeit 1968 der Studentenbewegung vorgeworfen hatte, ihre Sprache sei unverständlich, wird an den heutigen Jugendprotesten kritisiert, sie hätten überhaupt keine Sprache. Der beabsichtigte Effekt war in beiden Fällen derselbe: Es sollte überflüssig sein hinzuhören. Die Gegner der heutigen Unruhen wollen die beteiligten Jugendlichen zu entwicklungsgehemmten Kindern machen, die nicht einmal deutlich sagen können, was sie wollen. Mit der Pathologisierung der Angst der Jugendlichen (s. u.) verbindet sich die Infantilisierung ihrer Absichten und Aktionsformen.

Einige Wochen nach dem Beginn der Berliner Straßenschlachten um die Hausbesetzungen veranstaltete das Zweite Deutsche Fernsehen am 11.2.81 eine Life–Sendung zum Thema »Eine neue Jugendrevolte?«. Eine Gruppe von jungen Instandbesetzern aus Berlin sollte mit Spitzenpolitikern der Bonner Parteien diskutieren. Da die Jugendlichen sich den Anstandsregeln der Fernsehmoderatoren nicht beugten, wurde die Sendung vorzeitig abgebrochen.

Was von den Meinungsingenieuren aus Fernsehen und Politik als publizistischer Mißerfolg beklagt wurde, war in Wirklichkeit eine der seltenen

Glanzstunden im grauen Fernsehalltag. Hier wurden Politiker einmal nicht unterwürfig um ihre Meinung gebeten – was wir täglich bis zum Erbrechen am Bildschirm erleben –, sondern von selbstbewußten Jugendlichen schonungslos angegangen. Der Rasen der westdeutschen Wohlanständigkeit und des Fernseh-Biedersinns wurde von den Hausbesetzen nicht nur ungeniert betreten, sondern auch lustvoll und höhnisch zertrampelt. Über die Jugendrevolte wurde nicht geredet, sie wurde im Studio gemacht.

»Sprachlose Ohnmacht an allen Fronten«, seufzte die *Frankfurter Rundschau* vom 13. 2. 81. Aber in der Diskussion war niemand sprachlos. Alle Beteiligten konnten ihre Standpunkte redegewandt und selbstsicher darstellen. Nicht die Sprachlosigkeit, sondern die Sprachverschiedenheit war der Konfliktpunkt, und ebenso die Verständnisunfähigkeit. Die Beteiligten redeten aus unterschiedlichen Welten, und zwischen diesen Welten gab es keine Brücken. Der Abbruch der Sendung war realistischer Ausdruck des Verhältnisses, das heute zwischen den Jugendprotesten und der Mehrheit der Politiker besteht.

Als Heiner Geißler (CDU) in der Sendung einwandte, im Vergleich mit der Nachkriegszeit gebe es heute keine Wohnungsnot, erntete er von den Jugendlichen nur Gelächter. Die Sprachverschiedenheit liegt zunächst also darin, daß die protestierenden Jugendlichen und die Erwachsenenwelt die Gegenwart von unterschiedlichen geschichtlichen Grunderfahrungen her deuten. Die Älteren interpretieren die aktuellen Entwicklungen von Krieg, Nachkriegszeit und Wiederaufbau her. Die Apo-Generation interpretiert von ihrer 68er Revolte her. Die heutigen Jugendlichen sind von solchen an der Vergangenheit orientierten Deutungen umzingelt. Sie aber verarbeiten die Gegenwart von ihren aktuellen Erlebnissen und Bedürfnissen her. Hinter den Verweisen auf die Vergangenheit spüren sie den pädagogischen Zeigefinger: »Gebt doch endlich Ruhe. Es geht euch doch so gut.« Sie erfahren immer wieder, daß ihre eigenen Erfahrungen besserwisserisch abgewertet werden, und fühlen sich so einer Gewalt der tauben Ohren ausgesetzt.

Neben dieser Ungleichzeitigkeit bei der Verarbeitung der geschichtlichen Gegenwart erfahren die »sprachlosen« Jugendlichen Tag für Tag, wie die Öffentlichkeit von den politischen Propagandamaschinen mit Sprachverfälschungen überschwemmt wird. Die Politiker sagen »Nachrüstung« und meinen »neues Wettrüsten«. Sie reden von der »Verteidigung des Rechtsstaates«, wo es um behördlichen Rechtsbruch geht. Sie nennen »vorbeugende Verhaftung«, was einfach »Rache« ist. Sie sagen »Erhaltung von Arbeitsplätzen«, meinen aber die Förderung zerstörerischer Großobjekte. Sie bezeichnen als »staatliche Energiepolitik«, was doch nur Hilfestellung für die Profitsucht der Energiekonzerne ist. Sie berufen sich auf »Sachzwänge«, wo sie Angst vor neuen Wegen haben. Sie jammern »Weimar, Weimar!«, wo ihre parteipolitischen Besitzstände gefährdet sind. Unsere politische Kultur ist

durchsetzt von solchen Doppelbödigkeiten und Doppelzüngigkeiten. Es kann nicht verwundern, wenn bei den Jugendlichen das Bedürfnis nach einer einfachen, authentischen Sprache so rasch wächst. Sie erleben den öffentlichen Sprachdunst als erstickend. Auch deshalb die bitteren und scharfen Parolen in der Jugendrevolte. Die Sprache wird zum Messer.
Die Sprachverschiedenheit wurzelt nicht nur in jenen Sprachverfälschungen, sondern auch in den gegensätzlichen Vorstellungen, die die etablierte Politik und die protestierenden Jugendlichen von politischer Auseinandersetzung und von einem lebenswerten Leben haben. Die Jungen machen die Erfahrung, daß viele Politiker erst dann zum selbstkritischen Nachdenken bereit sind, wenn die Jugendlichen die Sprache der Gewalt wählen. Die Jungen haben den Eindruck, daß in unserem politischen System nicht offen über die kontroversen Zukunftsfragen diskutiert werden kann. Sie lehnen die Zukunftsvision der regierenden Politiker ab: eine Wohlfahrtsgesellschaft, die alle in einen goldenen Käfig stopft und diesen auf einen Vulkan stellt, dessen baldiger Ausbruch vorausgesagt ist. Viele aus der Jugendrevolte glauben, daß die notwendigen politischen und ökonomischen Veränderungen von den etablierten Institutionen nicht durchgesetzt werden können, sondern von unten durch Massenbewegungen erkämpft werden müssen. »Alles Gute kommt von unten« erklären Berliner Hausbesetzer.
Nicht die Sprache ist also das Hauptproblem, sondern das Leben und die Zukunft, die sie beschwört oder verwehrt. Es gibt keine gemeinsame Sprache, weil es keinen politischen und lebenspraktischen Konsens gibt. Bundesminister Volker Hauff sagt mit entwaffnender Offenheit über die Zweifel der Jugendlichen: »Wenn wir akzeptieren, daß die recht haben mit ihrer Kritik an unserem Leben, dann geht das an die Grundfesten der eigenen Seele.«[7] Es ist nicht verwunderlich, daß viele Politiker und große Teile der Öffentlichkeit sich mit den Jugendprotesten nicht offen auseinandersetzen und erst recht nicht mit ihnen verständigen wollen; denn sie haben Angst vor dem Zerfall der eigenen Identität.

5. Der Aufstand der Körper

Die Jugendproteste haben den Körper neu entdeckt. Sie empfinden, daß er nicht zur trägen Selbstbespiegelung oder zur Selbstzerstörung da ist, sondern zur ausdrucksvollen öffentlichen Darstellung, zum Kämpfen, zum Ausprobieren seiner Kräfte und zur Erfahrung der Lust. Diese Entdeckung ist einer der wesentlichen Gründe für die Anwendung und Befürwortung von Gewalt. Eine Frankfurter Losung fordert mit zweideutiger Eindeutigkeit: »Feuer und Flamme für diesen Staat«. Die Demonstrationen sind keine betulichen Osterspaziergänge. Sie sind emotional unerhört aufgeladen. Sie sind keine kühlen Kopfbewegungen, sondern ein leidenschaftliches Aufbe-

gehren, das aus den tiefsten Schichten der Gefühle und der Körperlichkeit aufbricht

Ein junger Demonstrant sagt: »Du kennst eben dieses befreiende Gefühl nicht, wenn die Fenster einer Pelz-Boutique oder einer Bank zerknallen.« Da geschieht kein besinnungsloses Randalieren, sondern es wird versucht, in einer verwalteten, verglasten und zubetonierten Umwelt einen Handlungsspielraum aufzubrechen. »Schade, daß Beton nicht brennt« steht an einem Wohnsilo in Berlin. Im Jugendprotest werden mächtige Triebimpulse wach, um die Zähmung durch eine Zivilisation, die Sinnlichkeit, Spontaneität und Phantasie erdrückt, abzuschütteln. In der Studentenrevolte von 1968 vollzog sich ein ähnlicher Ausbruch. Ein die körperliche Erstarrung lösendes Gefühl kämpft um Platz und um Zeit. Es ist ein Aufbegehren gegen die »Kolonialisierung der Körper«.[8]

Die Versuche der Jugendrevolte, Sinnlichkeit und Phantasie zu befreien, zeigen sich auch in den witzigen Losungen und Zeichnungen, die an die Wände und auf die Spruchbänder gemalt werden. Sie äußern sich in der Verbindung von Protestaktionen mit Festen, Theater und immer wieder – bisweilen penetrant kitschiger – Musik. Sie drücken sich in malerischer und wilder Kleidung von Demonstranten aus. An einem besetzten Berliner Haus steht die Parole »In dubio pro libido«. Es hat deshalb Sinn, wenn Jugendliche auch nackt demonstrieren. Sie stellen ihre nackten Körper gegen den Beton, gegen das Gesetz und gegen die Selbstzerstörung. Sie halten diese Aktionen für ein unwiderlegbares Argument. Es ist das letzte und schlagkräftigste, das sie zu haben glauben. Sie wehren sich dagegen, daß ihre Körper sich ohne Ende ducken und drehen, verstellen und verbeugen müssen. Sie haben Angst vor dem Tod des Körpers – bevor er alt geworden ist.

Alle diese Triebausbrüche erzeugen in unserer Gesellschaft natürlich Angst. Die Deutungswut jener, die die Jugendproteste erklären wollen, ist sicher auch durch das Erschrecken vor solchen Triebimpulsen hervorgerufen. Der Aufstand der Körper erinnert nämlich in seiner Vitalität an die Kosten, die eine unsinnliche Zivilisation von allen einfordert. Er legt offen, daß Viele – auch Jugendliche – glauben, für den Rest ihres Lebens auf der Seite der resignierten Opfer stehen zu müssen.

6. Die Kraft der Angst und die Wut gegen die Zukunft

In einem sind sich die Beobachter des neuen Jugendprotestes einig: »Diese Jugendlichen haben Angst.« Für Hartmut Schulze ist ihre Angst Beweis dafür, daß sie auf dem Weg »freaklich in die Katastrophe« seien. Auf seine Frage »Was folgt aus der Angst?« gibt er selbst die Antwort: »Zusammenkauern, ducken. Oder abhauen.«[9] Hier wird ein Deutungsmuster angewandt, das in der Öffentlichkeit weit verbreitet ist und wesentlich dazu

beigetragen hat, daß viele von dem neuen Protestschub so überrascht sind. Angst wird mit Irrationalität, Panik, Passivität und Unterwürfigkeit verbunden. Es liegt der Fehlschluß zugrunde, wer Angst habe, sei auch ängstlich. Damit wird die Angst in die Nähe von pathologischem Verhalten gerückt. Will man die Jugendlichen auf die Seite der seelisch Gestörten drängen, um ihre Revolte zu stören?

Realangst:
Mit dem Begriff »Angst« wird viel Schindluder getrieben. *Erstens* wird kaum gefragt, ob die Angst der Jugendlichen auf nüchterner Wahrnehmung der Realität oder auf Einbildung beruht. Sigmund Freud nannte den ersten Typus »Realangst« und bestimmte sie als »Reaktion auf die Wahrnehmung einer äußeren Gefahr, d. h. einer erwarteten, vorhergesehenen Schädigung«.[10] Davon unterschied er die »neurotische Angst«, die aufgrund von unbewältigten Triebkonflikten eine äußere Gefährdung nur phantasiert.
Die politische Gefühlswelt des Jugendprotestes ist ohne Zweifel von einer realistischen Angst geprägt. Die zunehmende Gefahr eines Atomkrieges, der atomaren Verseuchung durch Kernkraftwerke, die wachsende Verödung der Städte, die unaufhaltsame Zerstörung der menschlichen Biosphäre, die sich ausbreitende psychische Verelendung der Bevölkerung, die Erstarrung in zu engen Familien- und Arbeitsverhältnissen, die zunehmende Arbeitslosigkeit – das alles muß bei jedem, der nicht abgestumpft ist, Ängste wachrufen; denn die Gefahren sind real und nicht eingebildet. Der Evangelische Kirchentag 1981 in Hamburg gab sich die betuliche Losung »Fürchtet Euch nicht«. Die jugendlichen Friedensgruppen drehten die Aufforderung um: »Fürchtet Euch!« Sie wußten, wovon sie redeten.

Angstbewältigung:
Zweitens wird bei der Klage über die Angst des Jugendprotestes übersehen, wie die Jugendlichen mit der Angst umgehen. Jeder Mensch kann seine Realangst verdrängen oder sich bewußt mit ihr auseinandersetzen. Wenn Freud betont: »die Angst macht die Verdrängung«[11], dann folgt daraus: Nicht derjenige hat am meisten Angst, der sich ihr offen stellen kann, sondern jener, der sie heftig verdrängt. Viele Jugendliche reden offener über ihre Gefühle. Deshalb ist es für sie auch keine Schande, ihre Ängste zuzugeben. »Wir haben Grund genug zum Weinen, auch ohne euer Tränengas« – diese Zürcher Losung, die Angst und Trauer ausdrückt, spricht auch etwas vom Lebensgefühl des neuen westdeutschen Jugendprotestes aus. Während der Revolte von 1968 gab es Parolen wie jene nicht. Wir bissen damals die Zähne aufeinander und spielten voreinander die furchtlosen Kämpfer, auch wenn uns das Herz in die Hosen fiel.
Es ist entscheidend, ob es zu einer gelungenen Angstbewältigung kommt.

Die jugendlichen Ängste drücken aus, was die Gesellschaft verdrängt. Sie sind ein Seismograph, der gegenwärtige Mißstände und zukünftige Gefährdungen anzeigt. Indem jugendliche Protestler sich offen mit ihrer Realangst auseinandersetzen, gelingt ihnen eher eine Angstbewältigung als jenen Politikern, die ihre Angst durch Schönfärberei, Stammtischparolen und platte Beschwichtigungsversuche vor sich selbst und vor der Öffentlichkeit unter den Teppich kehren. Politisch gefährlich sind nicht die jugendlichen Versuche der Angstbewältigung, sondern die Angstverleugnung bei der Mehrzahl der Politiker und bei großen Teilen der Öffentlichkeit. Diese Verleugnung führt zur Unfähigkeit, mit den Ängsten Anderer besonnen umzugehen. Wo die Politiker so energisch wie im Augenblick zur Verharmlosung realer Ängste beitragen, schaffen sie den Boden für irrationale Ausbrüche, für Demagogie und Massenhysterie in Zeiten verschärfter Krisen.

Es hat Methode, wenn in der Öffentlichkeit von der offiziellen Angstverdrängung wenig, von der jugendlichen Angst umso mehr geredet wird. Man wundert sich, da die Jungen »es heute doch so viel besser als wir früher« haben. Ihre Angst wird zu einem Ausdruck von Verwöhnung entschärft. Man ersinnt ausladende Trostmanöver und Befriedigungsfeiern, um »die jungen Menschen« von jener doch so überflüssigen Angst zu befreien. Solche Ablenkungsversuche sind für jene unentbehrlich, die von der eigenen Furcht ablenken und ihre Realitätsverleugnung stabil halten wollen. Unsere Gesellschaft und ihre etablierte Politik können es nicht vertragen, wenn ihnen von den Jugendlichen der Spiegel vorgehalten wird. Die Gesellschaft bevorzugt die Ansicht von Schaufenstern mit bunten Auslagen. Ist es ein Zufall, daß die Demonstranten so oft Steine in Schaufenster werfen?

Zukunftsangst:

Drittens wird zu wenig bedacht, worauf sich heute die Angst der Jugendrevolte richtet; denn Angst ist nicht gleich Angst. Auch die 68er Bewegung setzte sich mit Ängsten auseinander. Es waren hauptsächlich Autoritäts- und Sexualängste. Unsere antiautoritäre Wut war nicht nur der Versuch, uns von den Autoritätsängsten zu befreien, sondern war oft auch von der Erwartung durchzogen, von den Angegriffenen dafür eine beruhigende Bestätigung zu erhalten. Das sollte die Schuldgefühle dämpfen. Auch bei den Versuchen der sexuellen Befreiung fand sich jene Mischung von lustvollem Ausbruch und Gewissensangst.

Viele Jugendliche haben heute einen selbstverständlicheren Umgang mit ihrer Sexualität.[12] Gegenüber den Autoritäten treten sie oft mit mehr Sicherheit auf. Die soziale Kontrolle haben sie weniger stark verinnerlicht. Wo die Autoritäten unglaubwürdig werden, wenden sie sich ab, enttäuscht, achselzuckend, in mitleidiger Nachsicht, höhnisch, wütend. Ihre Feindselig-

keit ist oft ohne jene Verkrampfung, in der sich die Auflehnung mit dem Schuldgefühl vermischt.
Daraus folgt nicht, die Jugendlichen wollten generell auf die Auseinandersetzung mit und die Anregung durch die Autoritäten verzichten. Es gibt zwar Grupen von Hausbesetzern, die alle Brücken zur Gesellschaft abgebrochen haben; von Autoritäten erwarten sie nur Täuschung und Gewalt. Doch in vielen Gruppen von Jugendlichen, die sich in der Ökologie- und Friedensbewegung engagiert haben, besteht ein starker Wunsch nach Zusammenarbeit mit menschlich überzeugenden und sachlich kompetenten Vertretern aus den älteren Generationen. Diese Jugendlichen fühlen sich von den Älteren oft im Stich gelassen und haben das Gefühl, sich alleine durchschlagen zu müssen. »Eure Generation fällt bei den Demos und Aktionen für den Frieden aus«, warf mir kürzlich eine 24-Jährige vor.
Auf dem Evangelischen Kirchentag in Hamburg waren viele junge Zuhörer begeistert und dankbar, als sie von Helmut Gollwitzer, Heinrich Albertz, Kurt Scharf, Dorothee Sölle und Erhard Eppler für ihre eigenen Aktionen Ermutigung und neue Argumente erhielten. Viele rebellierende Jugendliche haben keine Angst vor Autoritäten, sondern Angst davor, eine politische Aufgabe bewältigen zu müssen, die sie nicht lösen können ohne die Unterstützung von Älteren, die ähnliche Vorstellungen von einem lebenswerten Leben haben und diese mit überzeugenden Argumenten und Zivilcourage vertreten.
Wesentlich stärker als 1968 ist bei den heutigen Jugendprotesten die Zukunftsangst. Während wir damals fragten: »Wie gestalten wir unsere Zukunft?«, fragen viele Jugendliche heute: »Haben wir überhaupt eine Zukunft?« Es gibt heute nicht mehr die Aufbruchstimmung der Studentenrevolte und der beginnenden sozialliberalen Koalition. Viele Studentenbewegler glaubten damals, daß mit dem »langen Marsch durch die Institutionen« (Rudi Dutschke) und durch zielbewußte Reformen eine gerechtere und freiere Gesellschaft aufgebaut werden könnte. Der Glaube an das wirtschaftliche Wachstum und an den technischen Fortschritt wurde durch die Forderungen der Demokratisierung zwar eingegrenzt, aber er war nicht wie heute im Zentrum gebrochen. Es drohte keine Arbeitslosigkeit. Es gab keine Energiekrise. Die Umweltzerstörungen beschäftigten nur wenige. Dem Konflikt zwischen Ost und West wandten wir 1968 weniger Aufmerksamkeit zu als – unter dem Einfluß des Vietnamkrieges – dem Verhältnis zwischen Industrienationen und Dritter Welt. Als dann die sozialliberale Friedenspolitik ihre Erfolge brachte, hielten wir die Gefahr eines Atomkrieges für einigermaßen gebannt.
Als Bundeskanzler Helmut Schmidt im Spätherbst 1980 seine Regierungserklärung mit lutherischem Kanzelpathos unter das Motto »Mut zur Zukunft« stellte, da hielten das viele Jugendliche für einen schlechten Witz.

Sie bemerkten, daß sie dazu ermutigt werden sollten, die Regierung bei einer recht unbefangenen Fortsetzung der bisherigen, von ihnen als gefährlich empfundenen Wachstums-, Energie-, Struktur- und Rüstungspolitik zu unterstützen. Als in den folgenden Monaten auch noch die Propaganda für die »Nachrüstung« einsetzte, wuchs bei vielen die Furcht vor einem neuen Kalten Krieg. Und viele bekamen Angst vor einem heißen Krieg. »Bombenstimmung 81« verkündete sarkastisch ein Spruchband auf der großen Friedensdemonstration in Hamburg.

Es ist verständlich, daß die Jugendproteste seit dem Spätherbst 1980 rasch zunehmen. Die Jugendlichen merken schlagartig zu Hunderttausenden, daß sie die Zukunft, die ihnen sechzigjährige Politiker einbrocken wollen, wesentlich länger auslöffeln müssen als jene. Es bildete sich in wenigen Monaten eine starke jugendliche Friedensbewegung, und die Ökologie-Bewegung erhielt neuen Zulauf. Kurz darauf folgte die Welle der Hausbesetzungen. Mit schwarzem Humor wurde in Frankfurt die Losung verbreitet: »Gestern standen wir noch am Rande des Abgrundes. Heute sind wir einen Schritt weiter.«

Viele protestierende Jugendliche erkennen die Unfähigkeit der Politiker, in politischen, sozialen und ökonomischen Alternativen zu denken. Zu der Angst vor der Zukunft kommt die Furcht vor der Phantasielosigkeit und Realitätsferne vieler Politiker. Der verordnete Mut zur Zukunft schlägt bei der Jugendrevolte um in eine Wut gegen die verordnete Zukunft.

Die Propaganda für den NATO-Doppelbeschluß löst bei vielen Jugendlichen tiefes Mißtrauen aus. Sie hatten jahrelang erlebt, wie die westdeutschen Politiker auf sehr unsicheren fachlichen Grundlagen einen hektischen Ausbau der Atomreaktoren betrieben hatten und erst durch eine breite Protestbewegung, die ihre eigenen Experten beibrachte, gebremst werden konnten. Viele junge Menschen haben Angst, die westdeutschen Politiker würden in ihrem Votum für die Nachrüstung mit den Atom-Raketen genauso leichtfertig umgehen wie einst mit dem Bau von Atomkraftwerken. Den westdeutschen Spitzenpolitikern wird ziemlich brüsk die Friedensfähigkeit abgesprochen. Viele Jugendliche aus der Ökologie- und Friedensbewegung halten unsere Politiker in der Mehrzahl nicht nur für leichtsinnig, sondern auch für inkompetent.

Es ist verwunderlich, daß unsere Öffentlichkeit mehr vom Jugendprotest als von der leeren Selbstgefälligkeit unseres politischen Systems redet. Wo Selbstmitleid dem Publikum von den Politikern als Selbstkritik verkauft wird, rastloses Beschlußfassen als Entscheidungsfähigkeit, Rücktrittsdrohungen als Zeichen von politischem Mut – da besteht kein Anlaß dazu, sich vor allem mit den Jugendprotesten zu beschäftigen. Jene Tendenzen der offiziellen Politik sind nicht nur viel auffälliger als die Jugendunruhen, sondern für die weitere gesellschaftliche Entwicklung auch gefährlich. Da

prangert man die Gewalt der Jugenddemonstrationen lautstark an, um von der latenten Gewalt einer menschenfeindlichen Wachstumspolitik und einer gefährlichen Rüstungspolitik abzulenken. Die Anklage der Jugend gegen die Gesellschaft wird bedenkenlos in eine Anklage der Gesellschaft gegen die Jugend umgedreht. Wie 1968 werden die protestierenden Jugendlichen zu grell beleuchteten Sündenböcken gemacht, damit die ratlose Gilde der herrschenden Politiker davon ablenken kann, daß sie mit ihrem Latein am Ende ist. In einer Diskussion schrie ein Jugendlicher die teilnehmenden Politiker an: »Vor *uns* wollt ihr die Stadt beschützen, aber *ihr* seid gefährlich.« In der Tat: Nicht die Jugendproteste sind das gesellschaftliche und politische Hauptproblem, sondern die Sackgassen-Politik, die ihren Ausbruch herausgefordert hat.

7. Kämpferischer Pragmatismus

Beim Lamento über die Angst der Jugendlichen wird schließlich auch übersehen, welche Folgerungen die Protestbewegungen aus diesem Gefühl für ihr Leben ziehen. Die Angst lähmt sie nicht. Sie starren auf die politischen Fehlentwicklungen nicht wie das Kaninchen auf die Schlange. Sie haben Angst, aber sie sind nicht ängstlich. Ihre Angst hat einen rationalen und aktiven Kern. Auch das gehört zu einer gelungenen Angstbewältigung.

Die hier untersuchten jugendlichen Protestbewegungen stecken sehr viel Zeit, Phantasie und Energie in ihre Aktionen. Sie haben Angst, aber sie wehren sich. »Nicht Trauer, sondern power« fordert ein Frankfurter Flugblatt. Es ist oft verwirrend, wie sich mit der Zukunftsangst der Jugendrevolte harter Widerstand, Militanz, beißender Spott, aber auch Sprachwitz, Humor und spielerischer Einfallsreichtum verbinden. In einer Situation, die nicht zum Lachen ist, bilden sie die Wirklichkeit bisweilen noch so ab, daß man über sie lachen kann. Mancher Beobachter zieht daraus den Fehlschluß, dann könne doch die Angst nicht so stark sein. Aber in einigen Regionen der Jugendrevolte lebt der Galgenhumor: »Wenn die Zukunft schon düster aussieht, wollen wir wenigstens den Protest gegen sie genießen.«

Die Zukunftsangst verbindet sich in den genannten Jugendprotesten mit einem Hier-und-Jetzt-Denken. Es bildet sich ein kämpferischer Pragmatismus aus. In der heutigen Revolte finden sich nicht mehr die weitgreifenden Zukunftsvisionen einer freien sozialistischen Gesellschaft von 1968. Man leitet seine aktuellen Forderungen und Erfahrungen nicht mehr aus einer kritischen Gesellschaftstheorie her und deutet sie nicht mit ihr. Die neuen Jugendunruhen sind keine akademische Bewegung wie die Revolte von 1968. Deshalb verzichten sie auch auf Bräuche der akademischen Selbstrechtfertigung. Viele protestierende Jugendliche trauen dem utopischen Denken keine

Kraft zu, weil sie an der Zukunft zweifeln. Sie sagen konkret, »wo sie der Schuh drückt und welchen Schuh sie sich nicht mehr anziehen wollen«.[13]
In den jugendlichen Protestbewegungen, von denen hier die Rede ist, beziehen die Jungen ihre Kritik auf Tatbestände, die für sie offen vor aller Augen liegen. Wer die Mißstände nicht sieht, soll nicht durch ausgefeilte theoretische Ableitungen überzeugt, sondern durch direkte Aktionen und aufschreckende Informationen wachgerüttelt werden. Dieses Denken wird derjenige, der die hohe Schule der kritischen Sozialphilosophie durchlaufen hat, sicher herablassend »konkretistisch« nennen. Allerdings sollte er sich dann nicht davor drücken, den Jugendlichen Beweise zu liefern, daß sie heute mit der Utopie der Theorie mehr erreichen würden.
Es hat sich in den Jugendunruhen ein kämpferischer Pragmatismus ausgebreitet. Da die Jugendlichen glauben, daß die Zeit nicht für sie, sondern gegen sie arbeitet, wollen sie *jetzt* das Notwendigste tun: weniger Umweltzerstörung, weniger Kernkraftwerke, weniger Atomraketen, weniger Zerstörung alter Bausubstanz, mehr Jugendzentren, mehr Wohngemeinschaften, weniger bürokratische Willkür und weniger Dressur, weniger Selbstmörder und Drogensüchtige. Typischerweise ging es bei den Hamburger Schüler-Demonstrationen, die im Februar 1981 über 20 000 und im April noch einmal 12 000 Schüler auf die Straßen brachten, nicht um Schulreform – die haben die Schüler ohnehin abgeschrieben –, sondern um die Erhaltung bestehender Schulen. Die Schüler wehrten sich dagegen, fernab von ihrer Wohnung in riesige Gesamtschulen gestopft zu werden.[14]
»Es ist noch Platz da« steht auf einem Bauzaun im Ruhrgebiet. Viele Jugendliche stoßen zu der Revolte, weil sie freien Bewegungsraum für sich suchen. Da ziehen manche aus den komfortablen Villen ihrer Eltern in besetzte alte Häuser, um Ruhe vor den Erwachsenen zu haben. Jugendliche fliehen vor der herrschenden Moral, vor einem erstickenden Wohlstand, vor Einsamkeit und elterlicher Bevormundung, um an sicheren Orten neue Lebensformen auszuprobieren, die mehr Freiheit, Spontaneität und Spaß versprechen. Sie kämpfen um Freiräume, um sich der gesellschaftlichen Kontrolle entziehen zu können. Sie haben den Eindruck, daß die Gesellschaft ihnen diesen Raum nicht freiwillig gibt. Deshalb nehmen sie sich ihn und verteidigen ihn verbissen.
Die rebellierenden Jugendlichen erfahren zwar, daß sie in solchen sozialen Nischen – seien es besetzte Häuser, Jugendzentren oder alternative Projekte – vorübergehend Schutz finden. Sie sehen diese Orte allerdings durch eine rücksichtslose Baupolitik und Stadtplanung, durch zunehmende Umweltzerstörung und wachsende Kriegsgefahr bedroht. Sie erfahren eine fortschreitende Vernichtung ihres Lebensraums und wollen das Schlimmste verhüten. In einer Halle des Hamburger Kirchentages hatten Jugendliche eine große Uhr aufgebaut und ihre Zeiger auf 4 Minuten vor 12 Uhr gestellt.

Viele aus der Protestbewegung haben Angst, keine Zeit mehr zu haben. Politik wird für sie zum Katastrophenschutz. Viele junge Protestgruppen kämpfen deshalb unter der Devise »Retten, was noch zu retten ist«.
Die Losung »Retten, was noch zu retten ist« klingt konservativ. Ich kann hier nicht klären, wie sich in ihr – um mit Erhard Eppler zu reden – »wertkonservative« mit »strukturkonservativen« Vorstellungen im einzelnen verbinden. Jedenfalls entfaltet jene Devise unter den augenblicklichen politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Bedingungen eine große Sprengkraft. Die Forderungen, die so konkret sind, bleiben nicht an der Oberfläche. Wenn man sie auf ihre Voraussetzungen und Konsequenzen hin durchdenkt, wird rasch deutlich, daß sie die Grundlagen unseres Gesellschaftssystems treffen: die Verteilung von Macht, Besitz und Lebenschancen, die politischen Handlungsstile, die kulturellen Überzeugungen und die persönlichen Lebenswerte, die Grundanschauungen der industriellen Zivilisation. Der kämpferische Pragmatismus hat starke systemkritische Impulse und kündigt einen tiefgreifenden Bewußtseinswandel an, auch wenn dieser von den Jugendlichen nicht systematisch-theoretisch formuliert wird. Ohne Zweifel werden in den konkreten Forderungen des heutigen Jugendprotestes wichtige Ansätze der Studentenrevolte aufgenommen und weiterentwickelt. Die Jugendlichen treten für einen tiefgreifenden Wandel ein, ohne ihn genau zu beschreiben. Sie nehmen an ihm teil, ohne ihn zusammenhängend gedanklich zu begründen. Es sieht allerdings auch so aus, als ob es Theorien, die jene fundamentalen Veränderungsprozesse systematisch untersuchen und sorgfältig auswerten, überhaupt noch nicht gebe. Die professionellen Theorieproduzenten – soweit sie überhaupt aufgewacht sind – laufen keuchend hinter der Bewegung her.
Zwischen dem gegenwärtigen politischen System mit seinen Einrichtungen und kulturellen Überzeugungen einerseits und den neuen Jugendprotesten insgesamt besteht eine tiefe Kluft. Ich vermute, daß die Kluft, die 1968 zwischen dem »Establishment« und der Studentenrevolte aufbrach, nicht so tief war. Es gab damals bei allen Gegensätzen gemeinsame Überzeugungen über die Wichtigkeit von Bildungseinrichtungen und Ausbildung, die Bedeutung politischer Institutionen, den Wert von Leistung, Karriere und Beruf, den Umgang mit Eigentum und Geld, die persönlichen Lebensformen, die Bedeutung von rationaler Diskussion und die Wichtigkeit von Theorie, die Notwendigkeit von wirtschaftlichem Wachstum, technischem Fortschritt und sozialer Sicherheit. Ich habe den Eindruck, daß die heutige Jugendrevolte jene Gemeinsamkeiten, die 1968 zwischen der Gesellschaft und ihren Rebellen noch bestanden, zu beträchtlichen Teilen einfach ablehnt. Wir stehen heute vor einem sehr viel größeren Bruch als 1968. Dieser Bruch ist der spektakuläre Ausdruck einer tiefgreifenden Krise, in der sich unsere gesamte Gesellschaft befindet.

8. Die Falle der Integration

In einem Beitrag zur Frage »Schweigen die deutschen Intellektuellen?« hat Lothar Baier angemerkt: »Es sind jetzt immer häufiger Politiker, Verbandsfunktionäre und Verfassungsrichter, die die Interpretation der laufenden Ereignisse in die Hand nehmen und sich an die Spitze dessen setzen, was einmal Gesellschaftskritik hieß. Was beispielsweise von der neuesten Jugendrevolte zu halten ist, machen Ministerialräte und Polizeipräsidenten untereinander aus; die Intellektuellen sind nicht mit von der Partie.«[15] Es scheint außerdem so zu sein, daß die kritischen Intellektuellen die einzigen sind, die ihr Schweigen stört, und daß sie nirgendwo vermißt werden. Daraus folgt natürlich nicht umgekehrt, daß jeder Kommentar eines Politikers intelligent und unentbehrlich ist; oft genug im Gegenteil. Die Öffentlichkeit wird im Moment täglich bis zum Überdruß mit Stellungnahmen zu den Jugendunruhen berieselt, so daß das Schweigen der Intellektuellen fast wie eine Wohltat wirkt.

Jedenfalls haben sich manche Politiker aus dem sozialliberalen Lager und einige Behördenvertreter rascher umgestellt. Die Institutionen reagieren heute nicht mehr so abweisend wie 1968. Die neuen Jugendproteste finden bei einigen Parteien, Medien und Verbänden wesentlich mehr Verständnis. Das ist für die Bundesrepublik, die bisher so stark von der leisen Gewalt einer zähen Kinder- und Jugendfeindlichkeit bestimmt war, ein Novum. Es wächst die Einsicht in die Kosten, die eine harte Leistungs- und Wohlfahrtsgesellschaft von den jungen Generationen – und von den Erwachsenen – einfordert.

Bei jenen sozialliberalen Politikern handelt es sich allerdings um eine Minderheit, die von den Parteigremien angefeindet wird und ihren Rückhalt nur bei der Parteibasis findet. Der wesentlich mit Hilfe der Jungwähler erreichte sozialliberale Wahlsieg von 1980 hat bei den Spitzenpolitikern weniger zur Selbstbesinnung als zur Selbsttäuschung geführt, wo es um die Auseinandersetzung mit der Kritik der Jugendlichen geht. Der Jugendprotest von 1981 ist eine Antwort darauf.

Da weitsichtige Politiker aus SPD und FDP – die Unionsparteien sind in eine ratlose Zuschauerrolle gedrängt und verbergen ihre politische Ohnmacht hinter dumpfer Repression – erkennen, wie wichtig die Stimmen der Jungwähler im Kampf um die Regierungsmacht sind, versuchen sie, die Jungen durch Entgegenkommen bei der Stange zu halten. Ein weiterer Grund für Flexibilität und Entgegenkommen einiger Politiker liegt darin, daß die Ökologie-, die Anti-AKW- und die neue Friedensbewegung mit beträchtlichem Tempo in die sozialliberalen Parteien und manche gesellschaftliche Großgruppen eindringen. Selbst Bundeswehr-Soldaten protestieren in wachsender Zahl, mit und ohne Uniform, gegen das atomare

Wettrüsten. Diese Jugendproteste haben ihre Forderungen nach einer qualitativen Wende der gesamten Politik in die Häuser der Etablierten getragen. Die sozialliberalen Parteimanager merken, daß sie ihre Politik ändern müssen, wenn sie verhindern wollen, daß die Wähler ihnen in Scharen davonlaufen. So viel Unruhe im Gefüge der politischen Macht hat es 1968 nicht gegeben. Die jugendlichen Protestbewegungen von 1981 sind keine rein außerparlamentarische Opposition mehr. Sie haben Verbündete gewonnen in SPD und FDP, in Verbänden, bei Journalisten, Wissenschaftlern und Künstlern, die alle ein ähnliches Krisenbewußtsein beunruhigt. Sie sind auch nicht generell antiparlamentarisch, da Teile von ihnen sich mit den Grünen und Alternativen eigene parlamentarische Vertretungen schaffen.

Manche Zweige der Jugendrevolte verlieren allmählich den Charakter eines Protestes nur von Jugendlichen. Das wird besonders in der Ökologie-Bewegung und im Protest gegen das atomare Wettrüsten deutlich. Die Jungen haben zwar noch die zahlenmäßige Mehrheit und organisieren einen Großteil der Aktionen, aber immer mehr Erwachsene schließen sich diesen Bewegungen an. 1968 konnte man viel eindeutiger von einer »Jugendrevolte« reden als heute. Der Schnitt verläuft bei der Ökologie- und Friedensbewegung immer weniger horizontal *zwischen* den Generationen, sondern geht zunehmend vertikal *durch* die Generationen hindurch. Unter den von mir für die Beschreibung ausgewählten Bewegungen haben die Hausbesetzungen und die Kämpfe um Jugendzentren noch am eindeutigsten den Charakter von »Jugendprotesten«.

Man versucht, die Jugendproteste in die bestehenden Parteien und Institutionen zu integrieren. Es zeigen sich überall Bestrebungen, die Jugendrevolte zu dämpfen, politisch zu kanalisieren und für parteipolitische Zwecke auszubeuten. Eine Gruppe von alerten Politikern macht sich bereit, auf der Woge der Protestbewegung in Spitzenpositionen der politischen Machtausübung einzudringen. Eigene Überzeugung und Karriere-Interessen gehen oft eine undurchsichtige Verbindung ein. Natürlich kann man es keinem Politiker verübeln, aus gesellschaftlichen Bewegungen für sich Kapital zu schlagen. Man kann sich aber überlegen, ob man bei diesem Geschäft den treuen Gehilfen abgeben will. Schließlich versteht sich die Jugendrevolte nicht als eine Agentur für die Vermittlung von Politikerkarrieren.

Ich glaube nicht, daß es im Moment das Hauptproblem ist, wie man die protestierenden Jugendlichen am besten in nur neu lackierte Institutionen integriert. Viel wichtiger ist es, unsere Gesellschaft und ihre Subsysteme so zu öffnen, daß die Jungen in ihnen und neben ihnen freier und mit weniger Zukunftsangst leben können.

Unsere Apo-Generation hat mit den Integrationsbemühungen der sozialliberalen Parteien schlechte Erfahrungen gemacht. 1969 wurden wir mit offenen Armen aufgenommen. 1972 präsentierten SPD und FDP uns eine

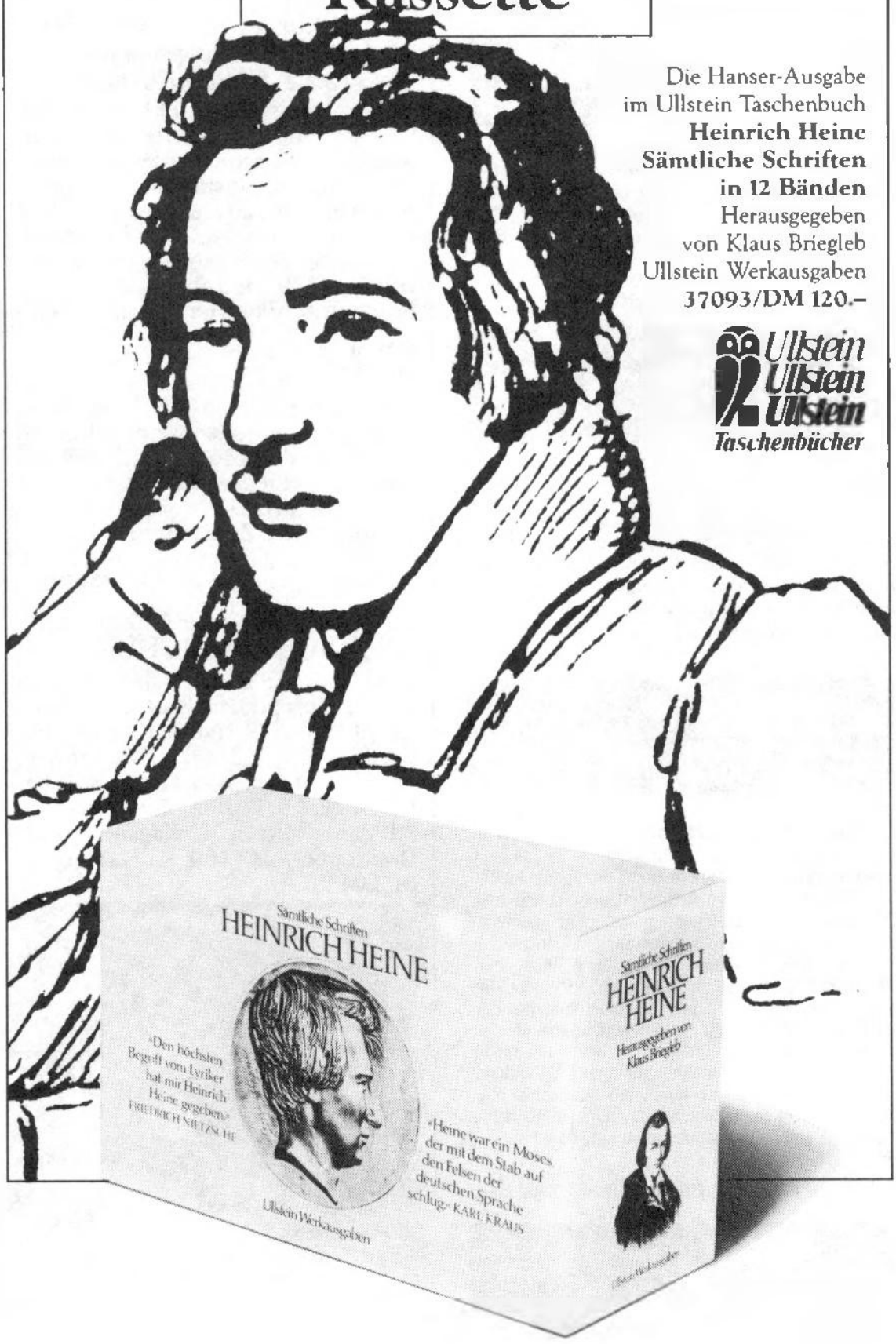
bittere Rechnung: den Radikalen-Erlaß. Es folgten in kurzem Abstand der Zensuren-Terror an den Schulen, der Numerus Clausus und die scharfen Ordnungsmaßnahmen an den Universitäten. Die restaurativen Kreise unserer Gesellschaft rächten sich nun für die Revolte von 1968. SPD und FDP wurden zu ihren Handlangern. Auch die heutige Jugendrevolte sollte damit rechnen, daß der Integration die Abrechnung folgt. Die politische Rechte wartet auf den Tag, an dem sie Revanche üben kann. Sie holt sich ihre Gehilfen, wo sie diese finden kann, auch in anderen politischen Lagern.

1976 faßte der englische Jugendforscher John Clarke seine Erfahrungen mit den politischen Reaktionen auf die internationale Studentenrevolte von 1968 zusammen: »Wann immer die Law-and-Order-Gesellschaft zu ihren Kreuzzügen aufbrach – und sie tat es mit zunehmender Häufigkeit in den späten 60er und den 70er Jahren –, stand immer auch irgendein Teil der Jugend im Zentrum der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit und der gesellschaftlichen Kontrolle.«[16] Natürlich führt die soziale Kontrolle geschickte und plumpe Kreuzzüge. Der geschickte Kreuzzug, der gegen die neue Jugendrevolte vorbereitet wird, trägt – wieder – die Losung »Integration«.

Anmerkungen

1 *Stern* vom 24. 4. 80, S. 112.
2 *Frankfurter Rundschau* vom 27. 4. 81.
3 *Frankfurter Rundschau* vom 11. 6. 81.
4 *Stern* vom 21. 5. 81, S. 202.
5 Frieder Theysohn, Dieter Spazier, *Nowhere. Therapeutische Expedition in die Unwegsamkeit der Drogenszene*, Frankfurt 1981, S. 224.
6 *Die Zeit* vom 20. 3. 81, S. 66.
7 *Der Spiegel* Nr. 40, 1980, S. 71.
8 Frantz Fanon, *Die Verdammten dieser Erde*, Reinbek bei Hamburg, 1969, S. 226 ff.
9 *Konkret*, September 1979, S. 17.
10 *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, GW XI, S. 402.
11 *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, GW XV, S. 92.
12 Jörg Bopp, »Wir machen es jetzt. Zur Moral der Jugendlichen«, in: *Kursbuch* 60, 1980, bes. S. 39 ff.
13 Adolf Muschg, in: *Die Zeit* vom 29. 5. 81, S. 39.
14 *Die Zeit* vom 29. 5. 81, S. 33.
15 *Frankfurter Rundschau* vom 23. 5. 81.
16 John Clarke u. a., *Jugendkultur als Widerstand*, Frankfurt 1979, S. 131.

Heinrich Heine Kassette



Die Hanser-Ausgabe
im Ullstein Taschenbuch
Heinrich Heine
Sämtliche Schriften
in 12 Bänden
Herausgegeben
von Klaus Briegleb
Ullstein Werkausgaben
37093/DM 120.–

Ullstein
Ullstein
Ullstein
Taschenbücher

rororo panther

ROMANE
ERZÄHLUNGEN
ANTHOLOGIEN
REPORTAGEN
BERICHTE
MUSIKBÜCHER
SACHBÜCHER

«Früher war alles eindeutiger: Die Männer lagen oben und die Frauen unten, sie zeugten Kinder, denen es einmal besser gehen sollte und die deshalb erzogen werden mußten. Der Verrat der Jugendträume an einen toten Block aus geregelter Arbeit, geregeltem Geschlechtsverkehr, die bis zur Unkenntlichkeit garnierten familiären Bratkartoffeln. . .

Norbert Klugmann
Es muß im Leben doch mehr als alles geben.
4807/DM 5,80

Down To The River . . . Die Rockmusik war eine geschlossene Veranstaltung der Jugend. Eine Bastion im Grenzkrieg zwischen Jugend- und Erwachsenenwelt. Dort wurde die Melodie zu einer Rebellion gespielt, einer sinnlosen Rebellion, durch die man gehetzt wurde, um dann irgendwann in der tödlichen Verklammerung zu enden. Always The Same. Always The Same? . . .

Carl-Ludwig Reichert (Hg.)
Fans, Gangs, Bands
Ein Lesebuch der Rockjahre
4820/DM 9,80 (November '81)

Die alte Eindeutigkeit ist hin. Die Grenzen weichen auf . . .
Die Verwirrung ist ungeheuer. Die einen sagen, daß das der Anfang sei, die anderen das Ende. Die linken Meteorologen behaupten, es würde immer kälter, die rechten Bürgerkriegsspezialisten meinen es würde immer heißer.
Wenn die unten nicht mehr wollen und die oben nicht mehr können, entsteht Niemandsland. Alles ist offen für einen Augenblick. Hinter dir ist nichts mehr und vor dir noch nichts in Sicht. In dieser Situation nimmt das Grundbedürfnis der Menschen nach menschlicher Nähe von Sekunde zu Sekunde zu. Dieses Bedürfnis kann sich als Katastrophe oder Befreiung Bahn brechen . . .»

(Penth/Franzen, Last Exit)

Boris Penth/Günter Franzen
Last Exit
Berichte von der Punk-Front
4880/DM 7,80 (Dezember '81)

anabas

Bernd Laurisch
„Kein Abriss unter dieser Nr."
Die Instandbesetzungen in der Cuvrystraße, Berlin Kreuzberg
Der Autor ist Architekt und dokumentiert die Geschichte und stadtpolitische Vorgeschichte der ersten und längsten Instandbesetzung in Berlin SO 36, an der er von Anfang an beteiligt war. – Mit einer Chronik der Instandbesetzungen in Berlin von Nov. 79 bis Juli 81, ca. 180 S., Fotos u. Karikaturen, ca. DM 19,80

F.W. Bernstein
REIMWÄRTS
Eine volkstümliche Mischung Bernstein'scher Poesie: Weihnachts- u. Schul-, Kind- u. Mondgedichte, WAU-Balladen, Lieder zum Singen für Kinder, exprmntlle Lürik und dazu natürlich viele Zeichnungen, Karikaturen und Vignetten.
ca. 144 S., Hardcover, ca. DM 22,–

Günter Kämpf/Vilma Link (Hrsg.)
DEUTSCHE MÄRCHEN
Beiträge von: B.Bohmeier, H.Eberhard, J.Gerz, B. Hackländer, P.Härtling, J.Hagen, R.Haubl, E.Henscheid W.Höllerer, U.Jaeggi, R.Jarovoy, J.Link, V.Link, H.-J.Linke, K.Riha, K.Struck, F.Teufel, G.v.Wasmuth, P.P.Zahl. Mit 22 Collagen von H. Dreidoppel, ca. 160 S., Hardcover, ca. DM 28,–

Anabas-Verlag
Am Unteren Hardthof · 63 Gießen

Rainer Stephan
Jugend überhaupt . . .

1. Der Taschenrechner meldet vergleichsweise Beruhigendes. Nur 700 000 Bundesbürger zwischen 18 und 29 lassen sich als veritable Nazis klassifizieren. Doch, das ist tatsächlich beruhigend; hier geht es nämlich um die Statistik: Die restlichen 4,76 Millionen derjenigen, die in diesem unserem Lande über ein geschlossenes rechtsextremes Weltbild verfügen, rekrutieren sich aus der Erwachsenenwelt.

Gefüttert wurde unser Taschenrechner mit Zahlenmaterial aus jener SINUS-Studie, mit deren Hilfe sich das Bundeskanzleramt jüngst Gewißheit über die Realität des Rechtsextremismus in der Bundesrepublik zu verschaffen suchte.[1] Dabei wurde statistisch dingfest gemacht, was Stammtischabhorcher ohnehin schon lange wußten: Die Gesinnungsnazis sind hierorts keineswegs eine kleine radikale Minderheit; 13 Prozent unserer Wahlbevölkerung besitzen ein »rechtsextremes Einstellungspotential« – das ist: Haß gegen Andersartige (Jugendliche, Neger und sonstige Ausländer, Asoziale, Schwule etc.) UND Angst vor der Bedrohung der deutschen Rasse UND Neigung zum Führerstaat UND übertriebene Sehnsucht nach der Geborgenheit im Volks-, Vaterlands- und Familienschoß UND Selbstüberhöhung zum deutschen Recken, dem lauter tückische Feinde (linke Intelligentsia, Juden, Freimaurer) das Blut aussaugen wollen. – UND, nicht ODER: Nur solche Mitbürger, die all diese Voraussetzungen zusammen erfüllen, klassifizierten die skrupulösen SINUS-Forscher als astreine Rechtsextreme; die anderen, die nur mit Teilen des genannten Repertoires hantieren, kamen in der Breitbandgruppe »Autoritäres Einstellungspotential« unter, wo sich nicht weniger als 37 Prozent der Wahlbevölkerung wiederfinden.

Das alles gilt nun also als amtlich. Zugleich machen die SINUS-Zahlen aktenkundig, daß die Jugend besser ist als ihr Ruf; ihr Anteil an der Rechtsextremen-Fraktion ist nur halb so hoch wie ihr Anteil an der Wahlbevölkerung. Dieses Resultat überrascht a) die Medien-Kunden, weil denen in letzter Zeit soviel Panisches über Rechtsradikalismus als Jugendphänomen erzählt worden ist, und b) die professionellen Jugenderforscher, weil die zum überwiegenden Teil Rechtsradikalismus und Jugend noch gar nicht wieder in Verbindung gebracht haben. Beiden Arten der Überraschung gilt es nachzugehen.

2. *Ein Lied.* Wildgänse rauschen durch die Nacht, mit schrillem Schrei nach Norden. Unstete Fahrt! Habt acht, habt acht! Die Welt ist voller Morden. Fahrt durch die nachtdurchwogte Welt, graureisige Geschwader! Fahlhelle zuckt und Schlachtruf gellt, weit wallt und wogt der Hader. (*Der Turm*, 5. Auflage, 1962)

3. Jugend ist überhaupt das Lieblingsthema der deutschen Nachkriegssoziologie West. Vorbemerkung zu Band 6 des *Handbuchs der empirischen Sozialforschung:* »Der vorliegende Band behandelt – im Gegensatz zu den anderen – nur ein einziges Gebiet der empirischen Sozialforschung, nämlich die Jugendsoziologie.«[2] Als Grund für solche »Abweichung von der Regel« (die auch hier bloß die Regel bestätigt, was sonst?) nennt der Herausgeber René König zuerst »die hohe Aktualität des Gegenstands«, und das muß man sich schon auf der Zunge zergehen lassen: die hohe Aktualität des Gegenstands, nämlich der Jugend. Genauer und gründlicher kann man den fatalen Irrtum derartiger Jugendforschung wahrlich nicht auf den Punkt bringen: Ganz unwidersprochen und allen Ernstes hält sie die Jugend für einen aktuellen Gegenstand, jeder Logik und jeder Anschauung zum Trotze. Derart erstellte die Jugendsoziologie von Schelsky bis Flitner in jahrzehntelanger Arbeit das ideologische Gerüst für Politiker, die anläßlich von Hausbesetzungen nicht über Häuser, sondern über die Jugend sprechen müssen.

Damals, als dem Soziologen-Altmeister König das mit der hohen Aktualität der Jugend einfiel, schrieb man das Jahr 1969. Danach ist manchmal manches anders gemacht worden – nicht so viel, wie man meinen könnte; noch 1976 seufzte der (keineswegs progressiven Eiferertums verdächtige) Wiener Jugendexperte Leopold Rosenmayr, nachdem er das *Handbuch der empirischen Jugendsoziologie* neu bearbeitet hatte: »Mir fällt auf, daß bei soziologischen Forschungen über Jugend das Engagement der Forscher am Thema häufig dünn, die Haltung patronisierend ist.« Und weiter: »Die Erforschung von Jugendproblemen ist immer noch sehr stark auf die traditionelle Umfrageforschung aufgebaut; diese hat es weder vermocht, sich . . . strenger an detaillierte Kriterien der Repräsentativität anzubinden . . . noch sind, mit sehr wenigen Ausnahmen, überzeugende Beobachtungsstudien, qualitative Untersuchungen und neue Formen von Einzelfallstudien zum Zug gekommen.«[3] Lesenswert ist jenes Handbuch folglich vor allem als Dokument irregeleiteten Forscherfleißes: Generationen von Soziologen haben sich mit einem Gegenstand herumgeschlagen, mit dem sie mehr oder weniger offensichtlich nichts anzufangen wußten.

Woran das liegt, ist zur Not herauszufinden. Ein deutscher Jugendforscher fühlte sich gemeinhin als deutscher Sozialphilosoph – um dann, ganz folgerichtig, Jugend als politisch-philosophische Allegorie zu fassen und

diese Allegorie sodann soziologisch auf den Begriff zu bringen. »Im Jugendpotential«, so raunte der eine, »liegt das künftige Schicksal der Gesellschaft eingeschlossen«[4], während der nächste, mit leichter, aber beredter Akzentverschiebung, die Jugend als die Stelle bezeichnet, »an der die Gesellschaft um ihre eigene Kontinuität besorgt ist«[5]. Sobald sich freilich herausstellt, daß die erforschte Jugend nicht in ihr allegorisches Korsett zu schlüpfen bereit ist, strecken die Soziologen die Waffen, statt sie neu und anders zu schärfen: Eine »eigenständige und daher positiv bestimmbare soziale Rolle der Jugend in der Gesellschaft« scheint da gleich »nicht mehr vorhanden«[6]; aus dem Sozialphilosophen wird auf der Stelle ein Mahner, ein Warner oder wenigstens ein resigniert kulturkritischer Beobachter, der die nicht mehr bestimmbare Jugend als »skeptische Generation« bezeichnet, die »besser als ihre Politiker weiß, daß Deutschland von der großen Bühne der Politik abgetreten sei«.[7]

4. Sich über all das lustig zu machen, fällt leicht, besonders da Nicht-Begreifen-Wollen und Nicht-Begreifen-Können in der traditionellen Jugendsoziologie so tragikomisch ineinander fallen. Daß die Forschungsmethode, weitgehend eine sich selbst nicht befragende Frage-Forschung, dieses Ineinanderfallen nahezu reibungslos vermittelt, macht das Kraut vollends fett. Dennoch: Einer nicht philosophischen, nicht kulturkritischen, nicht melancholischen Wissenschaft wollten wir das Wort doch gar nicht reden. Der atemraubende Slalom, bei dem sich Rainer Döbert, gestützt auf eine nun keineswegs bloß abfragende Untersuchung, zwischen relativistischen und absoluten Positionen hindurchschlängelt[8], nötigt uns spontane Zustimmung ab, und doch – wie selbstverständlich wird auch in diesem Zusammenhang erforschte Jugend nach vorne geschoben, um einen kulturkritischen Standpunkt zu untermauern. Man dürfe, schreibt Döbert, »sich nicht wundern, wenn der Relativismus schließlich jede Bindung an Normen überhaupt zu zerstören« drohe, und, einen Satz weiter: »Das läßt sich an der Fortsetzung des oben angeführten Zitats von Proband 49 unmittelbar verdeutlichen«.[9]

Also doch: Erkenntnis aus Interesse? Ja, ja, ja! Wo allerdings der philosophische Hintergrund zur Attitüde verkommt, kann es auch mit der interessengesteuerten Erkenntnis nicht mehr weit her sein; der traditionellen Jugendsoziologie erscheint – und damit verrät sich die Attitüde – die Realitätsanalyse stets nur als lästiger Umweg; so ekelt sich diese Sorte von Gesellschaftswissenschaft am Ende vor ihrem eigenen Gegenstand. Wieder Schelsky; der zerteilt die Umwelt kühn in »zwei ganz verschiedene, oft geradezu gegensätzliche Systeme: auf der einen Seite die durchaus auf Dauer so bestehen bleibende, intime und kleingruppenhafte Welt der Familie, auf der anderen Seite die Welt der großorganisierten Sozialbeziehungen und

sozialen Gebilde.«[10] Nun hat es auch zu den Zeiten, als das zu Papier gebracht wurde, bereits Untersuchungen gegeben, die zeigen, daß Jugendliche jene angeblich grundverschiedenen Systeme durchaus als zusammengehörig begriffen und behandelt haben[11]; aber an Schelskys These besticht halt, daß sie wie eine soziologische Bestätigung der Alt-Heideggerschen Trennung zwischen Sein (= Familie & gut) und Seiendem (= Gesellschaft & böse) daherkommt. Von hier an läßt sich die Spur mühelos zurückverfolgen; Stationen wären Ferdinand Tönnies' Gegensatzpaar Gemeinschaft-Gesellschaft, Schellings Vorlesungen zur Mythologie (die – unübertroffen intelligent! – alles Gesellschaftliche gleich direkt vom Satan ableiten) und Luthers Bibelexegese.

5. In derart überlasteter, schief belasteter Begrifflichkeit also soll sich der angeblich desorientierte, in Wahrheit aber meist nur nicht klassifizierbare Jugendliche als solcher soziologisch einordnen lassen. Kein Wunder, daß uns dabei 700 000 junge Rechtsextremisten durch die Maschen geschlüpft sind. Statt dessen präsentierte man uns haufenweise Material über »gefährdete«, seltener über gefährliche Jugend, womit aber allemal nichts Politisches gemeint war, sondern überwiegend Drogen und Kriminalität. Faschismus als Gefährdungstatbestand existiert in der traditionellen Jugendsoziologie überhaupt nicht und kommt auch in kritischeren, methodisch sensibleren Untersuchungen allenfalls am Rande vor; die Rede war immer mehr vom Zerfall der Werte als davon, daß sich ein rabenschwarzer Phönix wieder aus der konstatierten moralischen Asche erheben könnte.
Die Bekämpfung des Rechtsextremismus durch striktes Ignorieren desselben ist nun freilich keine Erfindung der Jugendsoziologie. Selbst Politiker sind intelligent genug, um vorwiegend die Intelligenz ihrer Gegner zu fürchten (nicht aus Respekt vor ihr, sondern aus dem Bewußtsein, das physische und ökonomische Machtverhältnis ohnehin im Griff zu haben). Kritik von links hebt, auch wenn sie nur einigermaßen fundiert ist, das herrschende System locker aus den Angeln, rein theoretisch natürlich; Kritik von rechts dagegen, auch wenn sie noch so geschickt formuliert ist, entlarvt sich gerade theoretisch rasch als dummes Geschwätz; kein Nazi ist und keiner war intelligent – was nicht ausschließt, daß jeder Nazi immer noch einen Dümmeren findet, der Fanatismus mit Intelligenz verwechselt; soviel zu Joseph Goebbels, soviel übrigens auch zu (Name unleserlich).
So wird, 36 Jahre nach Hitler, gerade das Auftrumpfen der Geistlosigkeit von den Geistvollen allenfalls verlacht; das Fürchten haben sie noch nicht gelernt. Nicht nur deshalb schielt freilich die Jugendsoziologie so besonders gern nach links, sondern weil die linke Systemkritik die ganze Disziplin gespalten hat oder doch wenigstens fortwährend zu spalten droht. Der Beruf des

Jugendsoziologen (im weiteren Sinn) gehört eher zur linken als zur konservativen Karriere; aber zugleich stellen die linken Newcomer die Jugendsoziologie ganz prinzipiell in Frage. So die französische Soziologin Nicole Abboud, die zum Entsetzen ihrer Kollegen nicht einmal mehr vom Begriff »Jugend« etwas wissen möchte: »Eine abstrakte und leere Kategorie, die nur die Klassenunterschiede einebnet.«[12]

So etwas wiederum läßt sich ein habilitierter Experte, der immerhin eine zehnzeilige und schon deswegen bravouröse Definition von Jugend kreiert hat[13], zum Beispiel nicht sagen. Weswegen er seinerseits dartut, daß nicht einmal die Sowjetrussen dermaßen einseitig urteilen, sondern – vorgeführt am Beispiel des Soziologen Wolkow – zwar schon die Jugend klassentheoretisch definieren möchten, aber doch immerhin »psychologische Hilfsfaktoren« dabei zulassen.

Der Expertenstreit (nachzulesen im »Jugend«-Band des *Handbuchs für empirische Sozialforschung*, S. 162 bis 167) würde hier nicht so brennend interessieren, wenn nicht in seinem Gefolge endlich auch vom Faschismus die Rede wäre. Weil nämlich der Kollege Wolkow dem Kollegen Rosenmayr gegen die Kollegin Abboud ein bißchen aus der Patsche geholfen hat, teilt der Kollege Rosenmayr in seinem Handbuch auch noch eine merkwürdige und (so versichert uns der Kollege Rosenmayr) unbewiesene Behauptung des Kollegen Wolkow mit: Die stürmische Jugend wolle in Wahrheit das System liquidieren und durch den Sozialismus ersetzen, wobei sie allerdings in zwei Teile zerfalle. Der eine bestehe hauptsächlich aus der organisierten kommunistischen Jugend, behalte die Realität stets im Auge und verhalte sich ihr gegenüber »negativ-konstruktiv«; der andere bestehe aus blindwütigen Ultralinken, gehe »negativ-destruktiv« vor und beweise dergestalt wieder einmal, daß kleinbürgerliche Illusionen scheitern müssen. Wohin aber tendiert der Kleinbürger, der seine Felle davonschwimmen sieht? Richtig: zum Faschismus – bei Jugendlichen laut Wolkow das Ergebnis dessen, daß kleinbürgerliche Rabauken nichts anderes wollen als »die Grenzen der eigenen verhaßten Existenz überspringen«, ohne zu wissen, wohin gesprungen wird.[14]

Wolkows Darstellung liefert die klassische Faschismus-Fehleinschätzung, die bis in unsere bürgerlich-liberalen Medien fortwirkt, ohne daß die Jugendsoziologie dem entgegenzutreten imstande ist. Radikale Gesellschaftskritik wird im Zuge dieser Argumentation ständig mit irrationaler Gesellschaftsfeindschaft gleichgesetzt; dies alles im Zeichen des Pragmatismus: Rational ist nicht das Denkbare, sondern nur das Machbare, möglichst das hier & jetzt Machbare. So vernebelt gerade der pragmatisch geschulte Blick die Sicht auf die Praxis des wirklichen Irrationalismus. Was ist denn zum Beispiel mit den Punkies und den Rockern?

6. *Ein Lied.* Ev'rywhere I hear the sound of marching, charging feet, oh boy. 'Cause summer's here and the time is right for fighting in the street, oh boy. But what can a poor boy do except to sing for a Rock'n'Roll Band, 'cause in sleepy London town, there's just no place for a Street Fighting Man! No! Hey! Think the time is right for a Palace Revolution. (Jagger/Richards 1968)

7. Originalton SINUS: »Die durch Berichte in den Medien suggerierte Annahme, neuere Erscheinungsformen der Jugendkultur wie Punker, Rocker, Jugendsekten seien die Vorboten einer neuen rechtsextremen Jugendbewegung, ist unrichtig. Bei ihnen handelt es sich nach unseren Befunden um eine hilflos-autoritäre, im Kern völlig unpolitische Spielart des modernen Jugendeskapismus.«[15] Das gilt, laut SINUS-Bericht, auch wenn Nazi-Devotionalien zur Schau getragen werden; gefährlich wird es nach Ansicht der Forscher erst dann, wenn rechtsextreme Organisationen (Junge Nationaldemokraten etc.) betreuerisch tätig werden, um so beispielsweise Rockerbanden in ihr Fahrwasser zu bringen.
Grund zum Aufatmen? Eher nein: Aus verständlichen Gründen (nämlich um nicht von vornherein als notorische Braunmaler verschrieen zu werden) haben die Autoren der SINUS-Studie die Meßlatte für das, was sie als geschlossenes rechtsextremes Weltbild bezeichnen, außerordentlich hoch angelegt; wer danach als Nazi anerkannt werden will, muß schon bis ins Gehirnmark faschistisch verrottet sein. Faschistisch heißt hier wirklich faschistisch: Gerade auf die »ideologischen Begründungen« der rechtsextremen Einstellungen (s. den ersten Abschnitt) hebt die Studie ab; umgekehrt will sie die bei Rockern und manchen Punkgruppen erkennbare Gewaltbereitschaft gegen Fremdgruppen nicht als rechtsextreme Tendenzen gelten lassen, eben weil dabei die Begründungen fehlen. Statt dessen soll gelten: »Rocker und Punker repräsentieren wohl eher [wohl eher: der Ton verrät wenigstens Unsicherheit] eine hilflos-autoritäre, proletarische Spielart der orientierungslos-hedonistischen Jugendkultur als eine neue Form von Rechtsextremismus.« Diese Folgerung ist keineswegs schlüssig: Daß einer hilflos-autoritäre Denkschemata hat und dem Proletariat angehört und orientierungsunfähig ist – das alles prädestiniert ihn doch wohl eher zum Nazi als zum braven Demokraten. Selbst der Hedonismus paßt noch ins Bild, zumal es sich da oft um eine reichlich masochistische Form des Hedonismus handelt. David Bowie als Kreuzung zwischen Mick Jagger und Zarah Leander ist keine bloße Pointe, sondern wirklich eine Kurzformel: kraftlose power, unschuldiges Laster, unlustige Lust.
Treiben Punkies und Rocker rudelweise vor sich hin, so haben andere ihre Führer schon lange gefunden. Was die Sekten betrifft, so bleibt der SINUS-Bericht viel zu pauschal: »Den Mitgliedern der Jugendsekten ist eine

äußerst labile Persönlichkeitsstruktur gemeinsam.« Was ist das: eine äußerst labile Persönlichkeitsstruktur? »Während die befragten ›Kinder Gottes‹ völlig unpolitisch und uninformiert waren, verfügen die Mitglieder der Mun-Sekte über ein militant-aggressives antikommunistisches Weltbild . . . Allenfalls die Mun-Sekte könnte als jugendkultureller Annex des organisierten Rechtsextremismus verstanden werden.«[17]
Auch hier läßt sich lange streiten, ob die Tatsache, daß jemand »uninformiert und unpolitisch« ist, gegen sein rechtsextremes Einstellungspotential spricht; um ein geschlossenes Weltbild zu erhalten, braucht schließlich niemand Informationen oder politisches Denkvermögen. Im Gegenteil: Beides stellt sich gemeinhin als der Geschlossenheit des Weltbildes nicht eben zuträgliches Moment dar; der Nazi ist dumm und will dumm bleiben. Indessen geht es ja nicht um Klassifizierungen. Daß der Bhagwan-Kult von Poona faschistische Züge getragen habe, brauchen wir nicht zu behaupten; wichtig bleibt dagegen die Feststellung, daß der Kult, selbst wenn er nichts Ärgeres repräsentierte als irrationale Ich-Feindschaft, seine Jünger für autoritäre Gesellschaftskonzepte anfällig gemacht hat. Hier ist freilich der Punkt erreicht, an dem inhaltlich gedacht werden müßte; hier ist die empirische Jugendsoziologie schon am Ende. Anders gesagt: Die These, daß die unausgesprochene (und deswegen so besonders penetrante) Glücksverheißung des westlichen Industriekapitalismus sich am moralischen und psychischen Zustand ihrer Jugend als mittlerweile aberwitzige Illusion erweist, kann nicht mit Datensammlungen bewiesen werden. Gerade deswegen sind die Datensammlungen ja nach wie vor en vogue.

8. *Ein Lied.* Frei sind die Lande, frei sind die Meere, frei sind die Lüfte von den Bergen bis zum Strand. Unter der Sonne stehn unsre Heere einig im Geiste, gleiche Waffen in der Hand. Neiden und Streiten, Feilschen und Rechten mögen vergangen sein, verachtet und verbannt. Künftig im Bunde wollen wir fechten einig im Geiste, gleiche Waffen in der Hand. Trachtet ein Feind noch, uns zu zerbrechen, listet und lauert, daß sich löse unser Band. Traut nicht dem Locken, trutzt dem Versprechen einig im Geiste, gleiche Waffen in der Hand! (Nato-Lied, in: *Liederbuch der Bundeswehr*, 2. Auflage 1963)

Anmerkungen:

1 Sinus-Institut, *Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland*, Heidelberg/München 1980.
2 René König (Hg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Band 6: *Jugend*, 2. Auflage, Stuttgart 1976, S. VI.
3 Handbuch, S. VIII.

4 Andreas Flitner, »Jugendforschung und Jugendpolitik«, in: *Die Jugend*, Band 6/7 (1964), S. 6.
5 Friedrich Tenbruck, *Jugend und Gesellschaft*, 2. Auflage, Freiburg 1975, S. 18.
6 Helmut Schelsky, *Die skeptische Generation*, 2. Auflage, Düsseldorf und Köln 1963, S. 18.
7 Schelsky, S. 489.
8 Reiner Döbert, »Was mir am wenigsten wehtut, dafür entscheid ich mich dann auch«, in: *Kursbuch* 60 (1980), S. 43 bis 59.
9 Döbert, S. 47.
10 Schelsky, S. 39.
11 So Glen H. Elder, *Children of the Great Depression*, Chicago/London 1974.
12 Nicole Abboud, »Jugend: Strukturbegriff oder historische Konstellation?«, in: Allerbeck/Rosenmayr (Hg.), *Aufstand der Jugend?* München 1971, S. 10.
13 »Jugend wird konzipiert als ein von der sozialen Produktion und Arbeitsteilung (und den davon einerseits abhängigen, andererseits darauf einwirkenden Ausbildungssystemen) bedingtes Phänomen der Verzögerung voller und unmittelbarer Aktivität, in dem sich, verschieden nach Zielsetzung, Art und Ausmaß der Verzögerung, wie sie sich die Gesellschaft jeweils ökonomisch leisten kann und politisch leisten will, durch Ausnützung von Solidarisierungspotentialen Prozesse der Reproduktion mit solchen der gesellschaftlichen Transformation, gesteuert von Werten, Symbolen und Ideologien, durchmischen.« (Leopold Rosenmayr in: *Handbuch*, S. 12).
14 Der Aufsatz Wolkows, auf den Rosenmayr sich beruft, trägt den Titel »Studentenunruhen als Phänomen kapitalistischer Systeme«, in: Allerbeck/Rosenmayr (s. Anm. 12).
15 Sinus-Studie, S. 10.
16 Sinus-Studie, S. 43.
17 Sinus-Studie, S. 43 f.

Tilman Spengler
Der Bauch als Avantgarde – über den aufrechten Niedergang der Theorie

Bakkalaureus: »Denkt Ihr unterweilen?«
Wilder: »Einige Ideen macht man sich freilich!«
(Voltaire, Der Wilde und der Bakkalaureus)

I

An den Ufern der Bewegung haben die Theoretiker ihre Stände aufgeschlagen. Den sich immer dichter drängenden Kunden und Gaffern haben sie einiges anzubieten: Erklärungen über Strömung und Brechungen, Hypothesen zu Dynamik und Wirbel, Prognosen über Stillstand und Wandel. Einige Trödler halten Erinnerungen und Bilder aus vergangenen Zeiten feil. Schrill und häufig unverständlich geht es an den Tischen zu, an denen riskante Termingeschäfte mit ausländischen Theorieangeboten getätigt werden. »Need-defense!« schreit ein fliegender Händler. »Rising demand!« schallt es zurück. Ein Spekulant aus Bielefeld reibt sich die Hände.

Die Konkurrenz hat das Geschäft belebt. »Jugendprotest im demokratischen Staat« ist ein stattlicher Auftrag. Der Kunde sitzt in Bonn. »Mehr Güte, mehr Vorbilder – oder Watschn?« will der Vertreter einer bayerischen Volkspartei wissen, dem es um Probleme der Regulierung geht. Er läßt sich von einer Psychagogin aus Uelzen bedienen. »Die Mode des Verwahrlosungslooks«, belehrt sie ihn, sei »Ausdruck der inneren Unfähigkeit zu Ordnung und Sauberkeit«. Dem Bayern gefällt's. Die Uelzenerin packt noch drauf: die Bewegung der jungen Generation sei mit »neomarxistischem Gedankengut durchseucht«, denn »der Marsch durch die Institutionen« sei »heute weitgehend siegreich abgeschlossen« (*SZ*, Nr. 151). Der Feuilletonist aus Hamburg hat dagegen eine »Expedition zu den wahren Gefühlen« ausgemacht, die Respekt verdiene, doch der Schreiber erinnert auch daran, daß das Gefühl, »selbst wenn es noch so stark ist, doch Unrecht (haben kann)« (*Zeit*, Nr. 28). Unweit des Starnberger Sees beraten sich Geladene über den Konflikt zwischen systemisch integrierten Handlungsbereichen und der Integrität der Lebenswelt. Ist die Praemoderne auch die Postmoderne? Oder reden wir besser von einem Paradigmenwechsel in der politischen Kultur?

(»Du, weißt du«, sagt einer in Zürich, »das kommt schon vor, daß auf der Vollversammlung ein Redner so etwas Theoretisches losläßt, bei Frauen ist es ja Gottseidank seltener. Dann wird die Luft mit einem Mal ganz dicht und stickig; dem stellt dann bald einer einen Teller mit Bonbons hin. Und manchmal wirkt das ja nicht, dann muß man Türen und Fenster weit aufsperren, oder.«)

2

Daß die Bewegung – mit nur ganz wenigen Ausnahmen – theorielos sei, darin stimmen Aktivisten und Theoretiker überein. Ungleich verteilt ist nur der Schmerz, den diese Aussage zufügt. So recht betroffen scheinen davon im Augenblick nur die Theoretiker zu sein, denn für »altlinke Hirnwichser« gibt es in der Bewegung zwar kein Berufsverbot, doch erst recht keine Planstellen. Das muß verdrießen, wenn der Wert des in langen Jahren entbehrungsreich Erworbenen nur noch von Kollegen, Senatskommissionen oder verständnisvollen Rundfunkredaktionen anerkannt wird, während der Unterbau unter dem Überbau laut johlend davonmarschiert. Denn es geht ja nicht um irgendeine beliebige Theorie, es geht um stille oder aktive Teilhabe an einem Prozeß, der, dem Entwurf nach, Interpretation und Veränderung miteinander verschmelzt. Solange die Theoretiker das Gefühl haben konnten, durch ihre Interpretationen einen Anteilschein am Triumph der Veränderungen erworben zu haben (und wenn nur durch kollektive Schuldzuweisung), so lange war die Welt noch heil. Da war ein Schlag gegen die Systemtheorie auch ein Schlag gegen das System: ein mutiges Wort gegen Parsons, ein trotziges Bekenntnis zum frühen Wittfogel, die vernichtende Absage an Stalins *Marxismus und Sprachwissenschaft*, all das zählte im Katalog der guten Werke. »Lesen macht gewalttätig«, protzte ein Spruch über dem Schwarzen Brett eines Soziologischen Seminars. Aber wenn niemand mehr liest?

(Pausengespräch auf einer Podiumsdiskussion: »Ich habe neulich gelesen, daß aus den Seminarbibliotheken jetzt schon wieder Bücher geklaut werden«, schmunzelt ein jüngerer Erziehungswissenschaftler, »vielleicht geht es langsam wieder aufwärts.« Zustimmendes Kichern beim Nachbarn. »Wahrscheinlich fangen die Kinder endlich an zu kapieren, daß man mit dem Kopf mehr machen kann, als Polizisten draufschlagen zu lassen.«)

Am Angebot soll es nicht scheitern. Philosophen, Politologen und Psychologen halten sich bereit, die Regale sind jeder Nachfrage gewachsen. Selbst mit den Klassikern ließen sich die Kürzel, mit denen die Bewegung ihre Forderungen vorträgt, auf deren eigentlichen Begriff bringen, könnte man der Spitze des Eisbergs zu einer sinnvollen Basis verhelfen:

Null Bock auf Arbeit? Aber selbstverständlich, das haben wir gleich: *Kapital*, Band III, VII. Abschnitt, die bekannten Stichworte zum Reich der Freiheit und dem Reich der Notwendigkeit sind so aktuell wie eh und je. (»Die Freiheit in diesem Gebiet kann nur darin bestehen, daß der vergesellschaftete Mensch, die assoziierten Produzenten, diesen ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen, statt von ihm als von einer blinden Macht beherrscht zu werden; ihn mit dem geringsten Kraftaufwand und unter den ihrer menschlichen Natur würdig-

sten und adäquatesten Bedingungen vollziehn . . . Die Verkürzung des Arbeitstags ist die Grundbedingung.«)
Null Bock auf den Staat? Auch klar, wo er doch »Staat der mächtigsten, ökonomisch herrschenden Klasse (ist), die vermittelst seiner . . . neue Mittel erwirbt zur Niederhaltung und Ausbeutung der unterdrückten Klasse«. Aber das wird nicht so bleiben, wie wir alle wissen, die wir durch die entsprechenden Schulungen gegangen sind, denn die »Gesellschaft, die die Produktion auf Grundlage freier und gleicher Assoziation der Produzenten neu organisiert, versetzt die ganze Staatsmaschine dahin, wohin sie dann gehören wird: ins Museum der Altertümer, neben das Spinnrad und die bronzene Axt«. (Engels, *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates*)
Und das sind ja nur die gröbsten Eckpfeiler. Darüber wölben sich kühne Bögen, die zu Staatsmacht und Staatsapparaten führen, den ideellen Gesamtkapitalisten heraustreten lassen, auf eine Kuppel verweisen, die staatsmonopolistischer Kapitalismus genannt wird. Auch für Unmittelbares wäre gesorgt, für Konsumzwang und Warenfetischismus, für Entfremdung und Selbstbestimmung. Man könnte schließlich – Hauke Brunkhorst hat unlängst darauf hingewiesen – den frühen Habermas und den späten Marcuse noch einmal bemühen, um den Jungen zu zeigen, wo es theoretisch langgehen müßte. Wie unverändert zutreffend klingt es in den Ohren, was da von »Kolonialisierung der Lebenswelt« zu lesen war, was regt sich nicht alles an Assoziationen, wenn Begriffe wie »eindimensionale Gesellschaft«, »radikale Verweigerung« oder »neue Sensibilität« fallen. Bei Marcuse böte sich auch Einschlägiges über den sozialen Träger der Protestbewegung an, beispielsweise dort, wo vom »Substrat der Geächteten und Außenseiter« die Rede ist oder von den »Arbeitslosen und Arbeitsunfähigen«. Das ist alles schon fein säuberlich vorgedacht, doch so rechte Begeisterung löst das Theoriewerk bei denen, die es betreffen könnte, nicht aus. Sie kennen es gar nicht.
Treten wir einen Schritt zurück und lassen wir die Psychologen ans Werk. Sie verstehen sich auf die Abwehr von invasiver Fürsorglichkeit, auf den Ausdruck von Verschmelzungsängsten und die Unfähigkeit, annehmen zu können. Für das Erscheinungsbild der begehrlichen Verweigerung halten sie ihre Chiffrenkombination bereit. Daß Hausbesetzer einem Verlangen nach intrauteriner Geborgenheit nachgehen, leuchtet schon einem Proseminaristen ein. Nicht sehr viel weiter bringt uns der Hinweis, bei zahlreichen Aktionen der Bewegung handele es sich um Regressionsphänomene, die *scene* redet schließlich selbst von den *kids* – und sie muß ja wissen, um wen es geht. Bei den beständig zu Bruch gehenden Scheiben sollten wir zunächst die Möglichkeit ausscheiden, daß das Glas nicht als symbolisch, sondern als störend empfunden wurde, da die Scheibe zwischen Begehrendem und

begehrtem Objekt trennte. Als Scheibe schlechthin ist sie das Symbol für Narzissens Nachtgesang, für die Unfähigkeit, direkt mit der Umwelt eine Verbindung herzustellen, für das Gefühl, hermetisch, steril und schallisoliert eingeschlossen zu sein, das Leben in einem verglasten, asphaltierten und zubetonierten Hochsicherheitstrakt zu fristen.
Man könnte sie schon deuten, die Symptome, schon klären, was es mit dem kategorischen »Nein«, der Megalomanie und der verhinderten Authentizität auf sich hat. Doch auch hier, wo die Aufklärung ja kein reiner Selbstzweck und auch nicht Spionage ist, wo schon von Gemütern und nicht nur von Gemütskunde die Rede wäre, sind die Frontverläufe der Ausgrenzung deutlich markiert.
Intellektuelle Paten sind offenbar unbeliebt, als Intellektuelle und als Paten – oder signalisieren die Expeditionen Berliner Philosophieprofessoren nach Kreuzberg bereits eine Tendenzwende? Ist die Veranstaltung eines Logikseminars in einem besetzten Haus ernster zu nehmen als nur der Auftritt eines Pausenclowns? Bislang jedenfalls war wenig Bereitschaft zu erkennen, so etwas wie eine intellektuelle Kontinuität herzustellen, etwa zum Surrealismus, zu Breton oder zu Aragon, bei denen sich ja nicht nur trächtige Formeln zu den Themen Sinnlichkeit und Phantasie, konkrete und poetische Ausübung von Gewalt finden, sondern auch Beispielhaftes für eine politische Praxis.
Doch das Potential liegt bereit. Wenn wieder einmal ideologische Sümpfe trockengelegt werden müssen, um den politischen Extremismus in diesem Lande zu isolieren, dann wird es die ermittelnden Behörden nicht viel Zeit kosten, die geistigen Urheberschaften zu rekonstruieren, die meisten Bücher stehen wahrscheinlich ohnehin noch immer in den Archiven der Staatsanwaltschaft.

3
Würde die Bewegung nach diesem Gut ihre Netze auswerfen, es finge sich genügend Flaschenpost. Aber noch ist keine Neugier auf diese Botschaften auszumachen, keine Neigung zu erkennen, dem aus vielen Kehlen und in unterschiedlichen Stimmlagen vorgetragenen Protest eine Grammatik zu unterlegen, die Kohärenzen stiftete, Textvergleiche gestattete oder strukturelle Verbindungen zu möglichen Vorläufern oder Konkurrenten anregte. Gut, Marcuse ist ein wenig eingesickert; seine Theorie über die Subjekte der Rebellion (siehe oben) sei, so schreibt ein Blatt der Szene ein wenig gönnerhaft, »auch in den 80er Jahren bestätigt worden«. Doch das bleibt Ausnahme, die Arbeit an Begründungszusammenhängen scheint noch weniger Lust zu bereiten als andere Stressaktionen.
In der Bewegung gilt der Verzicht als Stärke. Man läßt sich nichts ans Bein (oder an den Kopf) binden, was den großen Sprung behindert, und allein

hüpft sich's allemal weiter. Fürs Generelle, für die große Richtung reichen einige Hinweise höchst allgemeinen Zuschnitts auf die herrschenden Interessen des Kapitals, auf die revolutionäre Kraft des Wunsches (im Gegensatz zur reformistischen Formulierung von den »sozialen Bedürfnissen«), es wird auf die Reproduktionskrise des Staates, auch Macht genannt, verwiesen, die sich in den 80er Jahren verschärfen soll, und es ist schließlich von der notwendigen Verbindung zwischen ökologischer Aktion, Kampf gegen die Entfremdung in den Betrieben und Protest gegen die Kriegstreiberei die Rede. »Makler und Sanierungsgeier« sollen enteignet werden.
Präziser, geordneter, kriegt man das vielleicht im Einzelgespräch zu hören, doch auch dort dominieren Bilder und Aphorismen über Theoreme: das Packeis, der Beton, Asphalt und Glas. Diese Bilder werden vorgesetzt eher als erläutert, und sie appellieren an eine spontane, intuitive Überzeugungskraft. »Wir wollen keine Ideologie, gar nichts, einfach Luft haben,. . . wir wollen atmen können«, erklärte Hans Pestalozzi den Reportern des *Stern*. Das sei die heutige Rebellion. Für den Schweizer sind Ideologie und Utopie Gegensätze: »Ideologie ist Rezeptdenken. Während heute die Utopie bedeutet, träumen zu können.«
Pestalozzi ist kein Wortführer der Bewegung, doch wie er reden viele von der »neuen Politik, die aus dem Bauch heraus kommt«. Da tut sich theoretische Beckmesserei natürlich schwer. Denn die Außenstehenden können dann bestenfalls Bilder und Konfigurationen entschlüsseln, die ihnen zusagen oder nicht. Oder sie können die Pose eines schlauen Kunstkritikers einnehmen, der betrübt (vielleicht auch beglückt) von Objekten berichtet, die wieder einmal unsere herkömmlichen Sehgewohnheiten zerstören. Doch die Interpretationen, das verrät schon der hilflose Jargon, laufen der Sache immer nur atemlos hinterher. Der Bauch hat zwar prognostizierbare Leidenschaften, aber was nun zum Objekt der Begierde wird, was das Knurren konkret signalisiert, muß Überraschung bleiben.
Inkonsistenz nennen es die Mäkler, Toleranz, Nicht-Einmischung die Freunde. In der Sichtweise der Politikgeschichte kann man es auch als erfolgreichen Lernprozeß betrachten: zu starrköpfiges Beharren auf prinzipiellen Positionen hat noch selten zu durchschlagenden Erfolgen geführt, Sektierertum und ideologischer Purismus rochen schon immer säuerlich. Da zeigt die Offenheit ein freundlicheres Antlitz; everything goes oder eben auch nicht, der Bauch als Volkspartei – unkontrollierbar, hungrig und geschmäcklerisch zugleich. »Bürgerinitiativen statt Erkenntnistheorie« fordert auch Paul Feyerabend, und er macht geltend, daß die politische Entwicklung schließlich nicht vom »Zusammenfließen der Gedanken von Intellektuellen« bestimmt wird. So ähnlich bewertet man das übrigens in anderen Volksparteien auch, wahrscheinlich zu Recht.

4

Sicherlich, es gibt Gemeinsamkeiten, die das Erscheinungsbild immer wieder auf einige feste Konturen zusammenpressen. Dafür sorgen schon die ökonomischen Randbedingungen und noch viel mehr die politische Staatsanwaltschaft oder deren Vollzugsorgane, die ja stets für massenhaft identitätsstiftende Aktionen gut sind. Aber auch die Bewegung ist nicht frei von Moden, kennt, um im Bild zu bleiben, den Chor der Knurrer. Das Zerdeppern von Scheiben ist genauso ein Leitmotiv geworden wie das Besetzen von Wohnungen – ganz bestimmt nicht unabhängig von der aktuellen Not, doch genausowenig immer nur Ausdruck derselben.

(»Endlich ist auch bei uns mal was besetzt worden, das wurde auch langsam Zeit«, verkündete eine Aktivistin im alternativen Café eines kleinen Städtchens im Süden der Republik – der Anschluß ans Weltniveau war hergestellt.)

Am deutlichsten wahrnehmbar ist das Gleichschwingen von Seelenzuständen, von Posen und Allüren. Kaputtsein, Frust und natürlich »no future« gehören als Rollen schon so fest und scheinbar unverzichtbar zum Repertoire, daß auch der wohlwollende Betrachter kaum noch genau zuschaut, selbst auf die Gefahr hin, aus Langeweile über die Stereotype auch die Augen vor der realen Verzweiflung geschlossen zu halten.

(». . . weiter habe ich auch fast kein Geld, um die teuren Medikamente selber zu kaufen, selbst wenn ich wüßte, was mir fehlte. Ich will auch nicht arbeiten, damit ich Geld haben würde, um all die Medikamente zu kaufen, weil ich damit wieder mich selber zerstören würde, meinen Körper und meine Seele. Es ist ein Teufelskreis, zum Verzweifeln, und oft weiß ich echt nicht mehr weiter. Ich spüre nur ganz sicher, daß die Kälte immer mehr zunimmt . . .« *Brecheisen*, Zürich)

Bitteres Schicksal? Larmoyante Selbststilisierung? Man kann die Klagelaute nur noch schwer auseinanderhalten, nur noch schwer heraushören, ob der Aufschrei aus Schmerz erfolgte oder einer gleichsam rituellen Anforderung nachkommt, die Voraussetzung für den Anschluß an die neue Gemeinschaft ist. Eine bestimmte Form der Erlebnisfähigkeit von Leiden, Ängsten und Bedrohungen scheint schon dazuzugehören, nur sind die Formeln, in denen diese Gefühle ausgedrückt werden, so reichhaltig nicht. Kann man in Zürich noch so unbefangen vom Packeis reden wie damals, als die Vorstellung zündete, jetzt wo die Stadt mit diesem Spruch schon werben könnte, wo sich der P(r)unk in vielen Geschäftsauslagen kaum mehr von der Tracht derer unterscheidet, die bisweilen bedrohlich vor den Fensterscheiben auftauchen?

(In China, wo alles anders ist, haben sich nach der Revolution die Einwohner vieler Dörfer in regelmäßigen Abständen getroffen, um sich gegenseitig an ihre bittere Vergangenheit zu erinnern. Diese Veranstaltungen liefen im

Rahmen der ›Trübsal-Erzähl-Kampagne‹: die Jungen sollten nicht vergessen, wie grausam das Leben der Alten vor der Revolution gewesen war und welche Fortschritte seit jener Zeit erzielt worden waren. »Die Erzählungen sollten unser Klassenbewußtsein schärfen«, berichtete eine ehemalige Rotgardistin, »zuviel war nicht gut, aber ein wenig schon«.)
Um Mißverständnisse zu vermeiden: es wäre ein dümmlicher Vorwurf, der Bewegung anzukreiden, sie ließe sich modisch genauso vermarkten wie beliebige andere Formen des Protestes vor ihr und wohl auch nach ihr – mit dieser Autonomie (wenn sie je existierte) hat der Kapitalismus gründlich aufgeräumt. Es geht vielmehr darum, daß die Lässigkeit, mit der Begriffe wie »Angst«, »Verzweiflung«, »Repression«, »Vernichtung« oder »Zerstörung« in die Debatte geworfen werden, zu einer rapiden Entwertung eben dieser Begriffe führen muß. Auf die Dauer rühren sie den Angesprochenen wie der Anblick von Bettlern den Touristen nach einem dreiwöchigen Indienurlaub – um einmal eine andere Perspektive von »no future« anzutippen.

5

Widersprüchlich, irritierend ist ja gerade die Mischung aus vielstimmig geblasener Trübsal, fröhlichem Trotz und immensem Einfallsreichtum, wenn es um die Vermittlung der unterdrückten Wünsche, der Not der aufgezwungenen Verhältnisse geht. Das war früher nicht halb so lustig, auch dort nicht, wo der Phantasie zur Macht verholfen werden sollte. Hier zumindest hat sich ausgezahlt, daß die Kommunikationsformen den Umgangston von Universitätsseminaren oder anderen Kathedern weit hinter – oder neben – sich gelassen haben, daß ein Einfall noch aus eigener Kraft leben kann, auch ohne akademischen Hub, Schub oder Wurf.
Nach dem Erfinder dieser neuen Kommunikationsform braucht man nicht lange zu suchen; es ist einer der Hauptgegner selbst, dem die Auseinandersetzung gilt: das Medium der Werbung. Ihre Instrumente, die kurzen Sprüche, die schnellen spots, die aufgeladenen Bilder und die großsprecherischen Ankündigungen wurden aufgegriffen und – wie ein Agent – umgedreht. Nur mit dem wichtigen Unterschied, daß sich der Agent in seiner neuen Funktion auch immer wieder selbst parodieren muß. Der Spruch etwa: »Ihr habt immer nur unser Bestes gewollt, doch das haben wir euch nicht gegeben«, der in München manche Hauswand ziert, ist einerseits natürlich schon Ausdruck eines Bedürfnisses, Anwerbung für eine Gemeinschaft der Verweigerer, doch man kann ihn nur schwerlich ungebrochen konsumieren, der Wortwitz torpediert ein gröhlend zustimmendes »Genau!«.
Die Wahl der rhetorischen Waffen, unterstellt einmal, es handele sich angesichts des Alters und der sozialen Zusammensetzung eines großen Teils der Rebellierenden tatsächlich um eine Wahl und nicht um eine natur- oder

besser kulturwüchsige Selbstverständlichkeit, ist aus mehreren Gründen naheliegend. Zunächst einmal erleichtert sie auf eine viel spontanere Weise den Zugang zu den Zielen des Protestes, als es eine noch so spritzige Einführung in, sagen wir, die Legitimationsprobleme des Spätkapitalismus je zustande bringen könnte. Zum zweiten erlaubt gerade diese Form auch eklektische Zustimmung, denn nicht allen liegt ja die totale Identifikation, da sind schließlich die Steine und die Molotow-Cocktails, die möchte nicht jeder unbedingt mögen müssen. Nicht zuletzt zieht auch die implizite Botschaft »Werbung verarscht«, einmal, weil dem schlichtweg so ist, zum anderen, weil sich wenige davon freisprechen können, sie dennoch zur Kenntnis genommen zu haben, schlimmer noch, den verheißenen Verlokkungen in mehr oder weniger eingestandenem Maße erlegen zu sein. Und das will gerächt sein, egal, ob aus Einsicht in die Mechanismen des Warenfetischismus oder aus dem dumpfen Unwillen, beständig verkaspert zu werden.
Außerdem hat man noch etwas zu lachen.
Heftig und laut geht es zu, die grelle Beleuchtung (crazy colours) wechselt rasch, die Auftritte folgen dicht hintereinander. Terreur und pitié als Selbstversicherung und als Schnellschocker für ein Publikum, das gleichzeitig angemacht und abgestoßen werden soll.

6

Gesellen wir uns zu den Beobachtern am Ufer der Bewegung. Von ihnen können wir lernen, daß, ganz gleich, ob es sich bei der Politik des Bauches um ein neues Phänomen handelt (die weisen Marabus der Revolutionsgeschichte winken beschwörend ab), wir uns auf jeden Fall mit einem alternativen Modell des politischen Handelns befassen können, einem von herkömmlichen Formen hinreichend verschiedenen Politikverständnis. Wenn der Zürcher Stadtrat (und einige unserer heimischen Spätlinken) der Bewegung das Attribut des Politischen absprechen – gleichgültig, ob sie das mit fehlenden parteipolitischen Perspektiven begründen oder mangelnde Verallgemeinerungsfähigkeit der Ziele ins Feld führen –, dann zeigen sie damit nicht weniger Ignoranz als jene Protestler, für die Politik, sprich: der ganze linke Vertretungsanspruch, der Sündenfall schlechthin ist.
Tragen wir einige formale Bestimmungsmerkmale zusammen: hätte der Begriff des Pragmatischen nicht seit einem halben Jahrhundert den Beigeschmack von zweck-rational, könnte man die politischen Auftritte der Bewegung als rabiat pragmatisch charakterisieren – im Handeln liegt das Wesen der Dinge. (»Woher kommt unser Power, unser Power kommt schließlich von der Straße, wir müssen wieder mal heavy Action machen, Demo, Demo, Demo!«, aus: *Tell*, Zürich, 19. 6. 81). Dieser Begriff des Pragmatischen darf aber nicht dahingehend überstrapaziert werden, als

legitimiere nur die beständige Partizipation an den verschiedenen Aktivitäten das Dazugehören. Es gehört nämlich genauso zum Selbstverständnis, daß *intern* mit Sanktionen gegen Abweichler und Passive eher schlaff umgegangen wird. »Null Bock« kann man ja auf alles mögliche haben, auch darauf, einmal mehr verprügelt, angegast oder abgegriffen zu werden. Wenn der Staat einen schon in Ruhe lassen soll, dann gilt das erst recht für die Besatzergenossen – außer in Notfällen, versteht sich.

Das interne Organisationsprinzip läßt sich auf den Nenner Desintegration bringen, die Politik der vielen kleinen Feuerstellen, wie es zu Beginn der chinesischen Revolution hieß. Schon die von der Not des Augenblicks diktierten Bündnisse mit den Mastodonten der Rebellion, den K-Gruppen, doch auch Verbindungen mit den Anti-AKWlern oder anderen Formationen bergen stets die Gefahr, daß plötzlich ein Profilierungstrupp wie die SEW sein häßliches Haupt aus dem Deckmantel herausragen läßt und behauptet, von der Halskrause abwärts sei alles sein. Im politischen Idealzustand gibt es keine gemeinsame Sprache, da herrscht Flaute in den Gaumensegeln der Wortführer.

Die Beziehungen zum Staat und dessen Organen sind, höflich gesagt, komplex. Unbedingtes Staatsvertrauen hat man nur in des letzteren Vermögen, der Bewegung ein immer größeres Potential an Unzufriedenen und Entrechteten zuzuführen, immer neue Themen und Anlässe heraufzubeschwören, die zum Putzmachen einladen. Und daß man »den Staat« dabei nicht unterschätzt hat, kann man in Nürnberg genausogut bestätigt finden wie in Dachau oder Berlin. Wie und warum dieser Staat so handelt, darauf darf jeder, den das interessiert, einen eigenen Reim schlagen.

Genauso scheint es aber auch ausgemacht zu sein, daß »die Macht« gewisse Versorgungsansprüche, sozusagen eine Art Schadensersatz, zu erfüllen hat.

(»Wir ziehen den Kinderbauernhof hier kindertagesstättenmäßig auf«, sagte der freundliche Mann auf dem Grundstück an der Kreuzberger Adalbertstraße dem Fernsehreporter, »zwei Schweine und eine Kuh warten noch auf den Abtransport aus Westdeutschland, unser Ziel ist die Anerkennung als Senatsprojekt.«)

Dem Staat tritt man in einer Doppelrolle als Opfer und als rächender Lastenausgleichsberechtigter gegenüber, selbst wenn die Büttel des Staates die Knüppel in der Hand führen. Dafür kann man ja bei anderer Gelegenheit herzhaft in die Hand beißen, die gerade zum Füttern ausgestreckt wurde. Die große, die totale Verweigerung ist nämlich unpraktisch, einmal würde sie den materiellen status quo noch weiter verschlechtern, zum zweiten verstieße sie gegen das Gebot der Inkonsistenz, sie machte Positionen berechenbar, wo doch jeder weiß, daß Kapital (politisches genauso wie Knete) nur aus dem Reiz des unternehmerischen Risikos zu schlagen ist.

Das Reizwort heißt »Staatsknete«. Gleichgültig, ob in der Form der »Stütze« oder in Gestalt von Senatsmitteln, wo etwas zu holen ist, wo etwas geboten wird, da langt die Bewegung zu. (Die Asketen mit der protestantischen Ethik der 68er Jahre wenden sich hier entsetzt ab – die besetzten auch nur Rektorate und keine Häuser.)
Es ist offenbar, trotz aller öffentlichen Klagen, noch genug da beim Staat, bei »der Macht«. Wer genug Geld hat für Nachrüstung und neue Landebahnen, für AKWs, Opernhäuser oder Kanalbauten, dem gegenüber sind falscher Stolz und Bescheidenheit fehl am Platz. Wenn »die da oben« sich selbst bedienen können, wer wirft da nicht den ersten Stein?
(Andererseits wollen wir die Warnungen nicht ganz in den Wind schlagen, die wir zugeraunt bekamen, als wir noch auf dem Schoß der 68er saßen: auch der Staat tut nichts ohne böse Absicht, mit dem kleinen Finger, den er dir gereicht hat, versucht er unweigerlich, dich in sein Lager zu hakeln. »Das einzige, was der Bewegung den Todesstoß versetzen kann«, sagen sie in Zürich, »sind eine Million Franken vom Stadtrat!« Oder denkt ans Netzwerk: was lernen die Leute da denn anderes als Einübung in die Marktwirtschaft, Disziplinierung, Unternehmertum? Dem Staat geht es doch nur um Integration, wenn nicht gar um unterbezahlte Sozialarbeit.)

7

Es ist eine bezeichnende Eigenschaft (und bei weitem nicht die dümmste Strategie) der Politik des Bauches, daß sie – sich selbst vielleicht uneingestanden, doch trotzdem unverhohlen – an eine Instanz des schlechten Gewissens appelliert. Damit wird wieder eine moralische Kategorie in das Geschäft der Politik eingeführt, ein Geschäft, das sich ja viel auf die vermeintlich erfolgreiche Ausscheidung dieser Kategorie eingebildet hat. Daß Eigentum verpflichtet, braucht nicht umständlich aus der Rechtslehre deduziert zu werden, das sagt uns schon der gute Geschmack. Akzeptabel ist der Hausbesitzer immer nur, wenn er gleichzeitig auch Hausmeister ist, mit der Klempnerzange tropfende Leitungen repariert und das Dach ausbessert. Der Fabrikherr, der keine Lehrstellen bereitstellt, kündigt einseitig den Generationenvertrag. Der Staat, der seinen Bürgern hinterherschnüffelt, ist nicht besser als ein Spanner.
In dieser Moral schlägt sich auch eine Liebe zu überschaubaren Verhältnissen nieder. Die übergreifenden Zusammenhänge sind uninteressant geworden, vom Internationalismus der traditionellen Linken, von deren beständiger moralischer Einsatzbereitschaft für revolutionäre Anliegen in allen fünf Kontinenten ist nur noch wenig übriggeblieben. Die neue politische Moral wird auf kleinen Beeten gepflegt – es ist schließlich *unser* Haus, *unser* Kiez, mit einem Wort: *unser* Bauch.

Anmerkungen der Redaktion

Benny Härlin, geb. 1957, arbeitet als Lokalreporter bei der *Tageszeitung* und lebt in einem besetzten Haus in Berlin.

Uwe Wesel, geb. 1933, ist Professor für Rechtsgeschichte und Zivilrecht an der Freien Universität Berlin.

Gerrit Bussink, geb. 1944, lebt in Amsterdam und arbeitet als freier Publizist.

Tineke Jansen, geb. 1948, beschäftigt sich mit der Rolle der Frau in sozialen Bewegungen; lebt in Amsterdam.

Alfred Messerli, geb. 1953, und *Marco Morgenthaler*, geb. 1958, bewegen sich in Zürich.

Paul Parin arbeitet als Psychotherapeut in Zürich.

Matthias Horx, geb. 1955, ist Gärtner, Zeichner, freier Publizist und Redaktionsmitglied beim *Pflasterstrand*. Lebt in Frankfurt.

Rainer Jogschies, geb. 1954, ist Politologe und Redakteur bei *Twen;* lebt in Hamburg.

Wolfgang Spindler, geb. 1957, lebt und arbeitet als freier Journalist in Hamburg.

John Hannahs Text erschien zuerst in *Pflasterstrand* Nr. 107, Juni 1981.

Mona Winter, geb. 1946, lebt in München und arbeitet an Fragen weiblicher Ästhetik.

Carl Ludwig Reichert, geb. 1946, arbeitet als Schriftsteller, Musiker und Rundfunkmoderator in Bayern.

Jörg Bopp, geb. 1938, ist Psychotherapeut und lebt in Frankfurt. In *Kursbuch* 55,58 und 60 erschienen von ihm Beiträge zum Thema Jugend.

Rainer Stephan, geb. 1948, lebt in München. Er ist politischer Redakteur bei der *Süddeutschen Zeitung*.

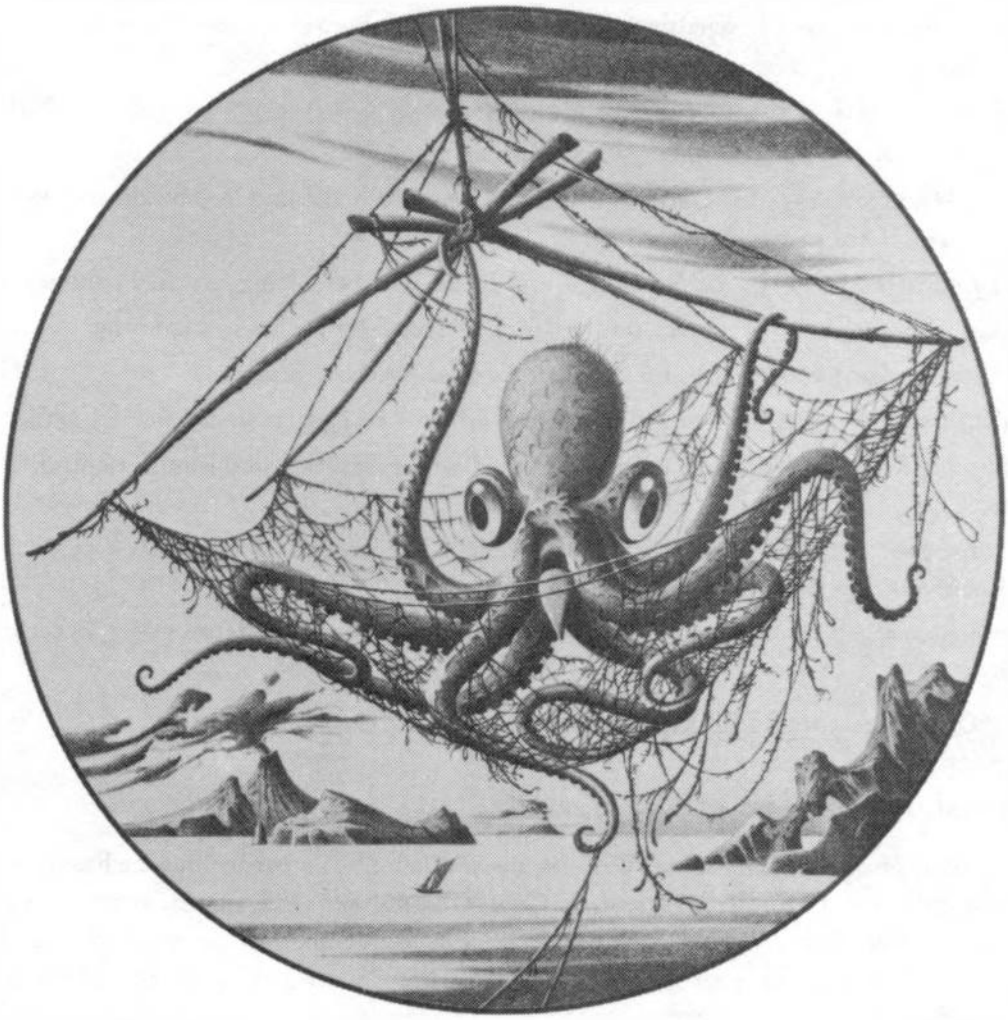
Kursbuch 66: Die erfaßte Gesellschaft *Dezember 1981*

Autoren, Themen, Stichpunkte: Wilhelm Steinmüller, Die zweite technische Revolution hat gerade erst begonnen / *Sebastian Cobler,* Computer als Diagnoseinstrument für Sozialschädlichkeit / *Volker Ronge,* Datendurst. Wer muß was von wem wissen, um sich gegen wen vor was zu schützen? / *Otto Ullrich,* Sozialgeschichte der Erfassung / Amerika, du hast es besser – aus dem Datenparadies / *Jürgen Simon, Jürgen Traeger,* Rasterfahndung – zur Geschichte eines Kunsthandwerks / *Wolfgang Coy,* Banken als Bollwerk – über eine Kontroverse zwischen Banken und CIA / *Grant Johnson,* Angst im Computer. Einige anthropologische Prämissen der Verdatung / *Eckart Hohmann,* Leben auf Karten / *Albrecht Fölsing,* Kryptologie – eine alte Form zur Befriedigung neuer Bedürfnisse / *Karl Markus Michel,* Ach wie gut, daß niemand weiß . . . / *Rainald Goetz,* Adressenhandel / *Dieter Marcello,* Zur Berechnung von Fleiß und Schweiß. Ein konkreter Fall in einem konkreten Unternehmen / Speicher essen Seele auf – Computerdiagnose in der Psychoanalyse

Kursbuch 67: Militär *März 1982*

Viel hören wir heute über Rüstungswettlauf, Gleichgewicht des Schreckens, atomare Erpressung und so weiter. Aber wer sind eigentlich die Leute, die diese Instrumente in Händen halten und bedienen, wenn . . .? Alle Länder der Erde verfügen über Militär. Alle Militärs verfügen über einen Verhaltenscodex. Der stammt aus dem Europa des 18. Jahrhunderts. Er scheint gut zu sein, auch für die moderne Vernichtungstechnologie.

10 Tintenfische in 2 Bänden: 1 guter Fang



Zehn Jahrbücher:
Deutsche Literatur von 1967 bis 1976

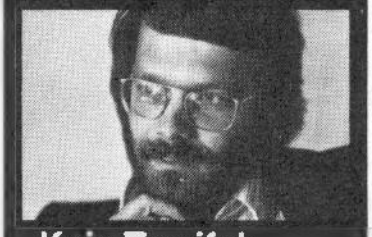
Neudruck in zwei Bänden. 1.248 Seiten, DM 19.80

Herausgegeben von Klaus Wagenbach und Michael Krüger. Mit den vollständigen Bibliographien der einzelnen Jahre, zusätzlichen Einführungen zu jedem Jahrbuch von Klaus Wagenbach und einem Autorenregister.

Verlag Klaus Wagenbach Berlin

Neuere Literatur im Fischer Taschenbuch Verlag

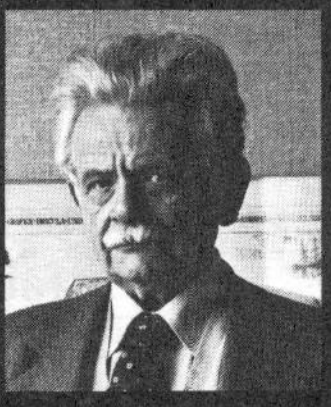
Gerhard Roth



„Kein Zweifel: Gerhard Roth gehört neben Thomas Bernhard und Peter Handke zu den bedeutendsten österreichischen Gegenwartsautoren."

Ulrich Greiner in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

Elias Canetti



„Dies ist einer der großen Schriftsteller in der deutschen Sprache."

Der Spiegel

Christoph Meckel

„Christoph Meckel ist ein Meister des behutsamen Erzählens. Er malt nirgends mit besonders aufdringlichen Farben, seine Konturen sind fein, die poetische Verzauberung gelingt fast immer..."

Hans Dieter Schmidt

Werke von Gerhard Roth:
Der große Horizont
Bd. 2082/DM 6,80
Winterreise
Bd. 2094/DM 4,80
Ein neuer Morgen
Bd. 2107/DM 7,80

Werke von Elias Canetti:
Die gerettete Zunge
Bd. 2083/DM 8,80
Die Stimme von Marrakesch
Bd. 2103/DM 5,80
Das Gewissen der Worte
Bd. 5058/DM 11,80

Werke von Christoph Meckel:
Tunifers Erinnerungen
Bd. 2090/DM 6,80
Licht
Bd. 2100/DM 5,80

Für weitere Informationen über die Reihe „Neuere Literatur" hält Ihr Buchhändler für Sie ein Fischer Taschenbuch-Gesamtverzeichnis bereit. Oder schreiben Sie an den Fischer Taschenbuch Verlag, Geleitsstr. 25, 6000 Frankfurt am Main 70

Rückgabe spätestens am

Karl
in seinen Briefen

Herausgegeben
von Saul K. Padover

Der private und der
öffentliche Marx –
eine Biographie
in Briefen

611 Seiten
38 Abbildungen
Leinen DM 58,–

Verlag
C. H. Beck

... schon
... ersten Num-
mer den Untergang
vorausgesagt . . .
Jetzt stehen wir
im 4. Jahrgang
mit
Erfahrungsberichten

einer Kioskfrau, Warenhaus-Verkäuferin, Arbeiterin, Lehrerin, Garderobiere, von einem Werbetexter, Taxifahrer, Postboten, Piloten, Securitas-Wächter, von einem Junior-Chef, Mieter, einem Süchtigen . . .

Interviews

mit Hebammen, Lokalreportern, Disco-Jugendlichen, Motorradfahrern, Gemüsehändlern, Laientheater-Spielern, Sex-Masseusen, Friseuren, Strassenbahn- und Bus-Kontrolleuren, Polizisten, Trägern von künstlichen Darmausgängen. . .

und
Reports

über Arbeitsplätze, Einsamkeit, Studentenverbindungen, Tunnelarbeiter, jugendlicher Gassenslang, Türkenvereine, Zigeuner, Pausenplatzspiele, Nepaltouristen, Hobby-Fussballer, Camper, den Zürcher Hauptbahnhof, die Fan-Post einer Bestseller-Autorin . . .

**Ob wir wohl auch
den Sprung in die
BRD noch schaffen?**

DER ALLTAG

SENSATIONSBLATT DES GEWOEHNLICHEN

Erscheint alle 2 – 3 Monate neu.
Das **Abonnement** (6 Ausgaben) kostet sfr. 36.–/ DM 40. . Die **Probenummer** sfr. 6. / DM 7.– plus Versandkostenanteil. – **Bestellungen** am besten direkt beim **Verlag Der Alltag, Postfach 372, CH-8051 Zürich. – Tel. 01 - 41 62 41.**

81-776

„Wir glauben ihnen nichts mehr, wir werden danach handeln"

Gerhard Seyfried
Invasion aus dem Alltag
Rotbuch 245 · 96 Seiten · vierfarbig · 14 DM

‚Die Geschichte spielt, wo die Bullen grün sind und die alternative Szene bereits im Parlament sitzt. Sie läßt sich leicht auf andere Städte mit Spekulanten- und Polizeiherrlichkeit übertragen.' (Markus Fäh)

Eva Schindele
Mieter stören
Alltag und Widerstand in einem Berliner Sanierungsgebiet
Rotbuch 225 · 208 Seiten · 12 DM (Abo 11)

Marianne Herzog
Nicht den Hunger verlieren
Rotbuch 232 · 192 Seiten · 12 DM

Ich gucke aus der Luke, in dem Moment hält unten ein Streifenwagen. Sie bringen einen Jungen ins Gefängnis. Er ist mit Handschellen an einen Polizisten gekettet. Der andere Polizist trägt Akten unterm Arm. Der Pförtner drückt auf den Knopf. Ich höre das Summen. Der Junge ist 17 oder 18 Jahre alt . . .

Rolf Schwendter
Ich bin noch immer unbefriedigt
Lieder zum freien Gebrauch
Rotbuch 227 · 128 Seiten · 8 DM (Abo 7)

Mit A fängt alles Gute an/der Aussatz und Amerika/Advent und Agressionsgebrauch/die Andacht und das Arschloch auch/vom Adolf unsre Autobahn:/mit A fängt alles Gute an

Ronald M. Schernikau
Kleinstadtnovelle
Rotbuch 220 · 72 Seiten · 7 DM

nichts ist selbstzerstörerischer als die männerherrschaft, die verhältnisse belacht, die sie selbst produziert hat. über diese moral werden einmal die sechsjährigen lachen . . .

Joseph Huber
Wer soll das alles ändern
Die Alternativen der Alternativbewegung
Rotbuch 229 · 144 Seiten · 9 DM (Abo 8)

Aus dem Inhalt: Wie praktisch ist die alternative Praxis?/Einfach immer mehr?/Innere Grenzen der Projekte/Wie systemstabilisierend ist die Alternativbewegung?

Walter Mossmann
Flugblatt-Lieder, Streitschriften
Rotbuch 235 · 208 Seiten · 12 DM (Abo 11)

Es steht überm Rhein eine Burg aus Beton/Weh denen, die drum herum wohnen!/Der schneeweiße Grabstein von Fessenheim für die kommenden Generationen./Schon sickert der lautlose Strahlentod durch die Risse in seinem Gefängnis . . .

Wolfgang Pohrt
Ausverkauf
Von der Endlösung zu ihrer Alternative
Rotbuch 224 · 144 Seiten · 9 DM (Abo 8)

Aus dem Inhalt: Jonestown (Guayana)/Manson-Family und Revolution/Kein Mitleid mit Soweto!/Stammheim-Mogadischu/Überlegungen zur Aktualität von KZ-Erfahrungen/Nachruf auf ein Jahrzehnt

Peter-Paul Zahl
Alle Türen offen
Gedichte
Rotbuch 178 · 96 Seiten · 8 DM

ihre gemetzel/an den eigenen kindern/sind unübersehbar/dagegen sind die gemetzel/unter uns/ein kinderspiel/dabei meinen sie es/todernst

Den jährlichen Almanach ‚Das kleine Rotbuch' gibts kostenlos beim

Rotbuch Verlag
Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30

«Erinnere dich, denk doch an unsere Erfahrungen im Widerstand: wenn es einem gelingt, im Untergrund zu überleben, so bedeutet das nichts anderes, als daß einem das Leben gelingt. Man tut so, als wüßte man nicht, daß der Tod eine unmittelbare Realität ist, man entscheidet sich für das Leben, selbst wenn das letzten Endes den Tod bedeutet. Und darin liegt der Unterschied. Das Glück: wir haben es gekannt, wir haben es erlebt, es war überall anwesend, in allen Schlupfwinkeln und Verstecken, bei den Frauen, Männern und Kindern, überall wo lebendiger Widerstand geleistet wurde.»

4733 / DM 7,80

4848 / DM 5,80

4718 / DM 8,80

rororo aktuell · Herausgegeben von Freimut Duve